

Legends of Kain
Schattengeschlechter
Speaking Shadows

Bruno T. Schelig
(*Nismion LeVietn*)

© 2012 Bruno Schelig
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-1-4716-1473-6

*Geheimnisse zu ergründen,
Mythen zu entlarven,
und das Verborgene zu entdecken,
führt uns auf Wege,
die wir nicht voraussehen,
niemals erahnen können.*

*Namen und Größen begegnen uns,
die, umso tiefer wir tauchen,
nicht klarer,
aber wohl geformter werden.*

*Geschichten und Legenden,
aus Worten und einfacher Schrift gebildet,
öffnen uns manche Tür,
die wir unwissend aufstoßen.*

*Es ist ein Feuer, das in uns brennt,
verzehrt und in Leidenschaft lodert,
das Unbekannte, Unsichtbare,
endlich greifen und packen zu können.*

*Ans Licht wollen wir es schleifen,
in die Sonne schleppen,
um das wahre Angesicht funkeln zu sehen.*

*Aber was, wenn die Tür,
die wir so leichtfertig durchschritten haben,
sich nicht mehr öffnen lässt?*

*Kein Schein, kein Funkeln,
das noch etwas erhellen könnte.
Ein Schwarz ohne Existenz,
eine Dunkelheit ohne Begrenzung,
und doch alle Antworten,*

*auf die Fragen, die uns so sehr antrieben.
Sie umspülen uns dort und
lassen und doch nicht mehr frei.*

*Unschuldig und rein begaben wir uns auf die Suche,
getrieben von dem nie stillbarem Durst des Entdeckers,
der in uns allen züngelt.
Aber ist die Unschuld nicht der Wegezoll für den Eintritt?
Wird man den Weg jemals zurückfinden?
Wird man es überhaupt noch wollen?*

*Wer einmal greift, wird nicht loslassen,
wer einmal trinkt, der muss auch schlucken.
Aber wer einmal erblickt, muss noch lange nicht sehen.*

Nismion LeVieth

Spinn 1

Blood Lyrics

Hasserfüllt blickt er mich an. Ich bin ein Dämon für ihn. Ein verfluchtes Wesen, dessen Auslöschung ihm den Segen seines Gottes bringt. Wie wenig sie doch wissen. Er weiß nicht, warum er mich am Leben lassen soll. Aber viel mehr weiß er nicht, dass er mich nicht töten kann. Der Gedanke belustigt mich und dennoch muss ich meine Miene ausdruckslos halten, was mir nicht schwer fällt. Ich bin gespannt, für welche Unterhaltung sie sorgen werden.

Ein anderer Mensch betritt den Raum. Er schließt die meterdicke Stahltür, die trotz ihres Gewichtes nur leicht ins Schloss fällt. Kein Griff von Innen. Nur eine Sprechanlage und Kamera in der oberen Ecke. Nur die Wachposten vor der Tür können sie öffnen.

Auf der gegenüberliegenden Wand der riesige Spiegel. Ich weiß, dass weitere Menschen dahinter stehen und mich beobachten. Sie haben mich mit Silberhandschellen an den Stuhl gekettet. Ein Scheinwerfer über mir, der nach nur leichtem Druck am Schalter sein UV Licht ausgibt. Sie fühlen sich sicher. Ich bin nicht der erste Vampir, dem sie begegnen. Und doch bin ich anders. Aber das wissen sie auch nicht.

Sie kennen mich nicht und das verunsichert sie. Sie würden es nicht zugeben, aber das alleine ist der Grund, warum sie nicht mal versuchten, mich zu töten. Sie haben eine Hexe in ihrer Organisation, die ihnen hilft die Vampire aufzuspüren. Aber auch sie konnte mein Alter nicht einschätzen. Sehr genau führen sie Buch über jede Verbindung unter den Vampiren, ihre Erschaffer, ihre Treffpunkte und Ursprünge. Aber mich konnten sie nicht einmal erahnen.

Auf den Eisentisch gestützt, dreht der wahre Ritter des Guten jetzt den Kopf und begrüßt den Neuankömmling mit einem Nicken. Dann richtet er sich auf, wirft mir noch einen bösen Blick zu und nimmt Stellung neben dem Spiegel ein.

Der Andere, ein Mann im schwarzen Anzug, dicke Brillengläser und Furchen in der alten Haut, kommt näher. Langsam, gemütlich, als hätte er alle Zeit der Welt. Er ist durchtrainiert, wie ich an den geschmeidigen Bewegungen der breiten Schultern unter dem dünnen Anzugstoff erkennen kann. Kurz rasierte Haare, ein abgehackter Schritt, seine militärische Ausbildung kann er nicht

verstecken.

Er zieht einen der Stühle unter dem Tisch hervor und nimmt Platz. Er mustert mich. Dann greift er in die Seitentasche des Jacketts und zieht ein weißes Taschentuch hervor. Er nimmt seine Brille ab, putzt sie sehr genau, zieht sie dann wieder auf und blickt mich einfach nur an. Aber auch ich bleibe ruhig, rege nicht einen Muskel und warte ab.

Er räuspert sich. „Wir wissen, was Du bist. Wir haben etliche Deiner Art getötet und kennen alle Deine Schwächen.“ Er steht von seinem Stuhl auf und geht um den Tisch herum. Direkt neben mir auf der Tischkante nimmt er erneut Platz und beugt sich zu mir herunter. Flüsternd kommen die Worte heraus: „Und wir werden Dich töten.“ Ein leichtes Grinsen um seine Lippen, das aber wieder verschwindet, als ich nicht reagiere.

Ich hätte ihm den Gefallen tun können. Vor Angst erstarren und um mein Leben betteln können. Aber so tief bin ich nicht bereit für diese Maskerade zu sinken. Ich lächle nur und zeige ihm meine Eckzähne.

Er erhebt sich wieder und geht um meinen Stuhl herum. Ich kann seinen Herzschlag spüren, der in erhöhtem Takt pulsiert. Er hat Angst, ist aber nicht bereit, sich das selber einzugestehen.

„Ich bin nicht wie die Niederen, die ihr sonst hier sitzen habt.“ Gebe ich ihm nun doch eine Antwort.

Der Mann dreht sich zu mir, wirft kurz einen Blick zum Spiegel. „Wer bist Du dann?“

„Ich bin der Erste.“ Ich sage es in dem Wissen, dass er es nicht verstehen kann.

Der Mann seufzt, nimmt wieder auf seinem Stuhl Platz. Er gestikuliert unnötig mit den Händen als er spricht. Aber er kann nicht anders. „Das kann nicht sein. Die Erste ist eine Frau. Eine Königin unter ihren verdammten Geschöpfen. Du wirst nirgendwo erwähnt, keiner kennt Dich. Wir haben auch in Euren Reihen Informanten.“

„Diese Reihen sind nicht die Meinen.“ Ich reize ihn und er reagiert, muss es aber unterdrücken, da er durch den Spiegel ebenso beobachtet wird. Ein köstliches kleines Schauspiel.

„Wie heißt Du?“ Sichtlich beherrscht, stellt er die Frage um es auf anderem Wege zu versuchen.

„Azralot.“

„Wie alt bist Du?“

„Viel älter, als es Eure vergangenen Jahreszahlen noch messen können.“

„Das ist sehr vage.“ Gibt er mit einem Stirnrunzeln zur Antwort.

„Und trotz Deines Alters, Deiner Macht, haben wir Dich gefangen. Durch eine simple Falle. Damit hast Du nicht gerechnet, nicht wahr?“ Er gewinnt langsam seine Selbstsicherheit wieder.

„Ist das so?“ Meine einzige Antwort und es bröckelt schon wieder in ihm. Er überlegt und findet doch keine Antwort.

„Wir haben dieses Manuskript und Deinen Schreiberling.“ Ein triumphierendes Lächeln auf seinen Zügen.

„Das ist mir nicht neu. Das wusste ich bereits, bevor Ihr mich in Euer Gebäude geleitet habt.“

Der Mann springt auf und sieht mich überrascht an. Dann fährt er herum, nickt dem Mann am Spiegel zu und verschwindet durch die Eisentür. Noch im Lauf zieht er ein Funkgerät aus der Tasche und spricht hinein.

Ihr Narren, habt Ihr geglaubt, es wäre so einfach?

Ich kann die Aufregung spüren, die sich vor den Wänden abspielt. Wie Befehle geschrien werden, polternde Stiefel auf dem Steinboden und das Klicken der entschicherten Waffen. Vor dem Spiegel tut sich auch endlich was.

Der kleine Soldat, der mit mir spielen wollte, spricht aufgeregt mit einem noch älteren Menschen. Ebenfalls im Anzug. Und auch die Hexe ist da.

Sie blickt mich durch den Spiegel an. Dann weiten sich ihre Augen und sie erkennt die Wahrheit. Ja, ich kann Euch sehen und es ist Zeit das hier zu beenden. Ich wollte wissen, wer da meine Wege kreuzt. Doch Ihr seid nichts.

„Schon mal dem Tod begegnet?“ Spreche ich den gottesfürchtigen Ritter am Spiegel an. Er schaut auf, im Reflex greift er unter seine Jacke und zieht die Waffe heraus. Er feuert ohne Zögern das ganze Magazin heraus. Silberkugeln, wie ich mit Belustigung feststelle. Sie

treffen auf den Stuhl, hinterlassen ausgefranzte Löcher in der Lehne. Doch ich bin nicht mehr da.

Ich stehe bereits hinter ihm und breche die nur leichten Knochen des Genicks. Ich hebe ihn an und schleudere ihn durch den Spiegel. Sie blicken mich alle an. Erschreckt, mit geweiteten Augen und der viel zu späten Erkenntnis, dass sie mich unterschätzt haben. Die Hexe beginnt einen Singsang. Doch viel schneller als jeder Atemzug bin ich bei ihr. Ich treffe sie nur leicht und sie fällt betäubt auf den Boden.

Soldaten stürmen in den Raum. Schießen aus allen Rohren. Ich gehe in die Schatten und tauche zwischen ihnen wieder auf. Sekunden nur und keiner überlebt. Ich schmettere die Tür zu. Auch hier, meterdicker Stahl, und er bohrt sich in den Stein. Diese Tür werden sie auf lange Zeit nicht mehr öffnen können.

Ich beschwöre die Schatten. Ich rufe sie, betrete ihr Reich und nehme den Anführer mit. Er sieht nur Schwärze und Dunkelheit, die sich um ihn herum erhebt. Er kann nicht mehr atmen, nicht sprechen, ist hilflos. Die Zeit steht still und nur ich bin hier frei.

Es ist längst keine Angst mehr. Viel mehr als das. Es ist seine Gewissheit, dass er sterben wird. Und das ohne Gegenwehr.

Ich gehe näher an ihn heran. Atme die Todesqual ein, die jeder Herzschlag herauspresst. Es wäre so leicht, ihn zu nehmen. Und doch darf ich es nicht.

„Ihr habt mich in Euer Gebäude geholt. Nichtwissend, wer ich bin. Aber das konntet Ihr auch nicht. Und selbst in Zukunft wird es Euch noch ein Rätsel bleiben.“ Ich weiß, dass er mir sehr genau zuhört. Er hat auch keine Wahl.

„Ihr habt mein Manuskript und meinen Schriftsteller. Unbedeutend in Ewigkeit und doch sind sie mir in dieser Zeit wichtig. Ich sollte Eure Organisation auslöschen, jede Erinnerung tilgen, weil Ihr mich herausgefordert habt.“ Ich lasse es ihn begreifen, mache eine kurze Pause, bevor ich fortfahre.

„Es reizt mich sehr und doch bin ich darüber hinaus. Dies ist nicht mein Weg. Ihr werdet ihn freilassen und ihm sein Werk, mein Werk, mitgeben. Im Gegenzug dürft Ihr leben. Aber es ist kein Handel. Ich biete an, Ihr akzeptiert oder sterbt. Tut was ihr in Eurer

kleinlichen Existenz wollt. Verfolgt die Kreaturen Eurer Welt. Aber auch nur ein weiterer Schritt, der meine Wege kreuzt und Ihr werdet nicht mehr sein. Keiner von Euch.“ Wenn er könnte, würde er auf die Knie fallen, mir seine Seele anbieten, nur damit er dieses Reich verlassen kann. Es lässt ihn den Tod, die Dunkelheit in reinster Form tief in sich fühlen, als hätten eisige Klauen sein Leben ergriffen.

Ich gebe ihn wieder frei. Er steht alleine im Raum. Zitternd in jeder Faser seines menschlichen Körpers, hechelnd und ohne Kraft. Er fällt auf die Knie, sein Verstand kämpft um die Beherrschung, schon fast ohne Besinnung holt er das Funkgerät heraus und befiehlt die Freilassung.

Es war die richtige Entscheidung. Für sie alle. Ich verlasse diesen Ort, wende mich Wichtigerem zu und sehe noch, wie dieser Mensch zu Boden sinkt. Nicht tot, nur ohne Bewusstsein. Es hätte anders laufen können, also sollte er dankbar sein.

Nach Euren Begriffen bin ich eine Legende. Ich liebe es, dieses Wort auszusprechen. Es hat einen Zauber, eine Macht in sich, die stärker ist als ein reiner Mythos. Aber auch das bin ich. Das zum Leben erwachte Zeichen eines Glaubens, der nicht belegbar ist.

Ihr glaubt an die Sterblichkeit, die Endlichkeit jedes lebenden Wesens. Auch ich glaube daran. Doch ich falle nicht mehr unter diese groben Grenzen des menschlichen Verstandes. Denn ich bin unsterblich. Man kann mich töten, doch ist das fast unmöglich. Und umso mehr Jahrhunderte verstreichen, umso schwerer wird es.

Ich bin nicht böse, nicht verdammt oder verkommen. Mein Weg ist nur ein Anderer. Abseits jeden Gesetzes, das Ihr erschaffen habt. Fern von jeder Einordnung oder mathematischen Gleichung. Ich bin frei von dem Allen. Von Gut und Böse. Göttern und Teufeln. Sinn und Schicksal. Regeln und Beschränkungen. Nichts mehr gibt es für mich. Und doch habe ich alles.

Ich verstehe nur zu gut, dass Ihr Menschen dies auch besitzen wollt. Ich war in der Vorzeit, der ich entstamme, doch nicht anders. Und doch war ich nur naiv, wie ich mittlerweile erkennen kann. Oh nein, ich verurteile und beurteile Eure Wünsche nicht. Wie könnte ich das jemals. Denn ebenso bewundert und bestaunt Ihr mich, wenn es Euch gestattet ist, mich zu erleben.

Werwölfe, Geister, Dämonen und Teufel. Gibt es sie?

Ich habe gesehen, erlebt und begriffen. Und doch interessiert es mich nicht. Ich umkreise diese Spuren und versuche auszuweichen, wenn es nur geht. Spielen sie, was immer sie möchten. Spinnen und weben sie Netze, wenn es ihnen gefällt. Ich habe die Ewigkeit und die will ich nur als mein Reich. Fremde Mächte, andere Willen, stören nur meinen Weg. Versuchten sie es doch, nun ... es war ein Ende ... für sie.

Ich liebe es zu erzählen, zu schildern und nun auch zu schreiben. Viele tun es in dieser Zeit. Warum nicht auch ich?

Ich friste der Dunkelheit, der Ewigkeit und einem Blutdurst, der nie vergeht. Was ich Euch anbiete? Nichts.

Aber doch auch alles. Meine schillernde und jahrtausendalte Persönlichkeit. Ich war ein Kaiser, ein König, Priester, Gott, Teufel und Dämon. Was die Menschen wollten, das gab ich Ihnen. Und nun bin ich Dein Traum, Deine Geschichte. Folge mir in die tiefsten Schatten, die jedes Licht verdrängen und verschlucken.

Was Dich erwartet?

Wer weiß das schon?

Ich selber nahm den Stift in die Hand, kritzelte die Zeilen mit einem modernen Füller auf den Collegeblock, unwissend über Nutzen und Ziel.

Finden wir es gemeinsam heraus.

<<>>

Die Sonne hat für Stunden das Himmelsdach verlassen. Dunkelheit legt sich über diese Welt und ich erwache. Aber das stimmt so nicht.

Vor Jahrtausenden, als ich noch jung und neu erschaffen war, da wachte ich bei Sonnenuntergang auf. Jetzt, mit unermesslich mehr Macht, die die Jahre mir gegeben haben, bin ich bei der ersten Dämmerung wach. Ihr Menschen nehmt sie nicht wahr, könnt es nicht sehen. Aber bis zu vier Stunden vor dem eigentlichen Sonnenuntergang, dem Anbrechen der Nacht, beginnt der Tag schon seine Kraft zu verlieren. Ich könnte dann schon in die Welt treten, wenn das mein Wunsch wäre. Aber ich tue es nicht. Denn zu sehr falle ich auf. Meine blasse Haut, meine Augen und meine Haare, mein ganzes Auftreten, würden mich als Engel erscheinen lassen. Ich könnte nicht in der Menge untertauchen, sondern würde zum Zentrum werden.

Nein, ich funkel nicht im Sonnenlicht. Und doch birgt auch dieser Glaube einen Kern von Wahrheit.

Meine Augen leuchten und brechen das Licht wie Bernstein, dessen Farbe sie nun haben. Meine Haare funkeln wie goldene Seide, sobald sie ein Lichtstrahl trifft. Meine Haut ist wie polierter Marmor, elfenbeinweiß. In den Abendstunden so durch die Gassen zu streifen ist nicht sehr hilfreich, wie Ihr Euch vorstellen könnt.

Und doch kann ich wenigstens meine Haut menschlicher erscheinen lassen. Wenn ich mich gestärkt habe, das Blut eines Menschen trank, dann pulsiert sein Leben durch meine Adern und gibt mir ein rosigeres Aussehen.

Ja, der Blutdurst. Ich habe viele Bücher Eurer Zeit gelesen. Vampire, wie sie sich dagegen wehren und sogar Tierblut trinken. Es ist möglich, das stimmt. Und noch bis zu 800 Jahren nach meiner Erschaffung kämpfte ich selber dagegen an. Aber seit dem sind unzählige Jahrtausende vergangen und ich kämpfe schon lange nicht mehr.

Wenn ich ehrlich bin, könnte ich lange Zeit auch ohne Blut überleben. Ohne Hunger, ohne diesen starken Drang. Aber ich würde auch nicht mehr unter Menschen gehen können. Unerkannt und fast ein Teil von ihnen. Und sag mir, mein lieber Leser, ist das nicht ein geringer Preis dafür? Ich muss nicht töten,

um zu überleben. Ein paar Schlücke reichen schon, um meinen Ursprung zu verstecken. Ich versichere Dir, dass ich meist nur von den verdorbensten Kreaturen der Gattung Mensch trinke.

Ich weiß, dass Du wissen willst, ob es noch mehr wie mich gibt. Es ist eine eigene Art von Witz, dass diese Frage immer auftaucht. Im gleichen Zug mit der Erkenntnis, was ich bin. Ist es nur die eigentliche Frage danach, ob man so werden kann wie ich? Ja, jeder Mensch kann zu einem Vampir werden. Es ist unbedeutend wie alt oder von welchem Ursprung. Selbst körperliche Behinderungen sind kein Hindernis, denn sie heilen, wenn man als Kind der Nacht wiedergeboren wird.

Es gibt noch mehr wie mich. Viel mehr, um genau zu sein. Doch in dieser Welt bin ich ein Einsiedler. Ich beobachte ihr Treiben, das trotz der riesigen Lebensspanne zu oft an ein menschliches Dasein erinnert. Denn im Kern sind wir auch noch Menschen, jeder nach seinem Willen und seiner Entscheidung. Es gibt Viele dort draußen, aber sehr wenige von meinem Alter. Dennoch ist der Ursprung nicht der Gleiche. Es gibt verschiedene Wege, wie dieser Fluch in die Welt kam, wenn man ihn denn trotz der Möglichkeiten so nennen will. Welcher wahr ist und welcher nicht, kann auch ich nicht immer sagen. Aber ich weiß, dass diese Vampire hier in Deiner Welt anders sind. Ihre Macht zeigt sich auf andere Weise und doch sind wir uns ähnlich. Bei keinem hier sah ich diese Verbindung zu den Schatten, wie sie aus meiner Linie hervorgeht. Es gibt viel mehr meiner Art. Und dennoch sind sie nicht hier. Ich müsste Dir viel erzählen, mein lieber Leser. Viele Mythen erschaffen und sie ebenso zerstören, damit Dein menschlicher Geist für die Wahrheit bereit wäre.

Ich merke, wie sehr mich dieser Gedanke reizt, auch Dir meine Geschichte zu erzählen. Die Fäden zu spinnen, die meiner Erschaffung zu Grunde liegen. Aber es ist eine vollkommen andere Welt, als Du gewohnt bist.

Ich müsste Dir erst Illusionen erschaffen, Momente beschwören, damit Du es wirklich fühlen kannst.

Soll ich es tun?

Ich hadere noch mit mir, denn es wird schmerzhaft. Die Erinnerungen werden Punkte in mir berühren, die fest an meinen menschlichen Kern geknüpft sind. Ich will es und doch kann ich es noch nicht.

Aber bald, versprochen.

Du wirst meine Wahrheiten erfahren. Aber Vorsicht, nicht alles ist wahr, muss es nur für einen Moment sein, damit es Dein Begreifen und Umdenken

ermöglicht. Ich werde mit Dir spielen, verhüllen wer ich bin und woher ich komme und doch auch alles erzählen. Es ist eine Reise durch die Welt der Illusionen. Erst am Ziel wirst Du alles überblicken können.

Sei also gewarnt, doch fürchte Dich nicht.

<<>>

Wie verbringt man die Ewigkeit?

Stell Dir vor, Du wärest unsterblich. Ich weiß, dass Du Dir Vieles vornehmen würdest. Es gibt so Viel, dass Du in Deiner menschlichen Begrenzung nicht schaffen kannst. So viel, was Dir nicht möglich ist zu erleben.

In Geschichten passiert immer etwas. Teufel, Dämonen und Geister, die die Welt heimsuchen. Eine Liebe, die den Kampf darum in die Unendlichkeit zieht.

Die Wahrheit?

Alles geht vorbei. Aber Du wirst noch da sein. Für immer. Mit gewissen Einschränkungen, aber frei.

Was macht man also? Was würdest Du tun?

Alle Geheimnisse ergründen? Alles Wissen sammeln?

Dafür verschwendet man die ersten Jahrhunderte. Dann hat man alle Antworten. Sicher, es gibt unendlich viel Wissen da draußen. Und interessiert es einen wirklich, so wird man es alles aufnehmen. Der Verstand meiner Spezies arbeitet schneller. Ich lese, begreife, verstehe und entwickle weiter, in rasender Geschwindigkeit.

Und dann?

Wenn Du alles gesehen, alles erlebt und verstanden hast, was machst Du?

Vergessen wir einfach mal, dass es desillusionierend ist, alles zu begreifen. Wie alles zusammenführt, die Netze und Gedanken verwoben sind und nur die immer gleichen Neubildungen zulassen. Sicher, in Variationen und Unterschieden, aber im Grunde doch nur gleich.

Was einem bleibt, wäre Verdammung. Man könnte sich verstecken. In der Nacht, in den Schatten und die Menschen beobachten. Man könnte bedauern, was man verloren hat. Die Sterblichkeit, die Intensität eines kurzen Zeitraumes und das eigene Schicksal. Denn am Ende überlebt man einfach alles.

So zweifelhaft sich das auch anhört, diesen Weg geht jeder Vampir. Wenn der Anfang vorüber ist, das Hochgefühl der Macht und die übergroße Palette an Möglichkeiten abebbt, dann ist man leer. Du siehst Dich selber als blutsaugendes Monster, schmerz erfüllt tötest Du Deine Opfer und fühlst nur

noch ihre Pein.

Viele überleben das nicht. Es ist zu viel für sie. Der einfachste Weg ist der in die Sonne. Andere ruhen für Jahrzehnte oder Jahrhunderte und erheben sich dann wieder aufs Neue.

Was es bedeutet unsterblich zu sein?

Ein Geheimnis zu besitzen, dass Du niemals teilen darfst. Kein Mensch darf jemals erfahren was Du bist und was Du schon alles erlebt hast. Tust Du es doch, so wirst Du Dich entscheiden müssen ihn zu töten oder ewig leben zu lassen.

Nein, ich glaube nicht mehr an Moral und Verantwortung. Genauer gesagt, unterliege ich diesen simplen Größen nicht mehr. Was ich tue ist alleine meine eigene Entscheidung und bestimmt, was für Gedanken mich in meiner Ruhe stören.

Das simple Geheimnis, wie man ein untotes Dasein verbringt, ist zu leben. Man taucht in den normalen Strom der Menschen ein. Du lässt Dich anstecken, beobachtest nicht aus der Ferne, sondern bist mitten drin.

Und ehe Du Dich versiehst, vergisst Du, wer Du bist und woher Du kommst. Einige unserer Gaben erleichtern das. Sie gestatten uns trotz des Wissens und der Erlebnisse einen willentlichen Schnitt, der einen Neuanfang ermöglicht. Immer nur für einen kurzen Zeitraum, denn alles kommt wieder. So oder so.

So verbringt man die Unsterblichkeit. Für kurze Zeiträume wir man wieder sterblich. Man fühlt und erlebt nur viel intensiver und lässt sich von den Menschen mitreißen.

Aber wenn die Zeit gekommen ist, muss man gehen und woanders wieder neu anfangen. Und man tut es, immer und immer wieder.

Ein kleiner Preis für die Ewigkeit und doch wird er immer schwerer.

<<>>

Viele Mythen ranken in Eurer Zeit durch Sagen und Geschichten. Die große Frage, wie man einen Vampir töten kann, was ihn schwächt.

Fließendes Wasser, Eisenkraut, Holzpflocke, Silber und das Kreuz. Das alles kann helfen und doch muss es das nicht. Es hängt ganz einfach vom Vampir selber ab. Wir sind übernatürliche Wesen und als das kann uns nichts Natürliches schaden. Es sei denn, wir glauben es.

Wir, mit unserem eigenen Wissen, erschaffen Schwächen, da zu große Macht auch wieder zu einer Last wird.

Die Wahrheit ist, dass nur die Sonne uns schadet.

Einen Neugeborenen tötet noch fast alles. Er besitzt noch zu viel Sterbliches in sich.

Aber mich?

Mich kannst Du nur aufhalten, wenn ich es Dir gestatte.

Es ist verständlich, dass Ihr das wissen wollt. Verstehen zu müssen, dass es etwas gibt, wogegen Ihr Euch nicht wehren könnt, erzeugt Hilflosigkeit. Und ich weiß, dass es das zweite Übel neben der Sterblichkeit ist, gegen das Ihr alles in Eurer Macht stehende tut.

<<<>>

Es ist Wochenende. Nicht, dass mir diese Einteilung noch etwas bedeuten würde, aber sie macht doch so viel in Eurem Leben aus. Und diesmal habt Ihr es noch besser getroffen.

Es fällt zusammen mit einer Reihe an Feiertagen. Ihr nennt es Ostern.

Ich könnte mit Wahrheiten und Weisheiten zu diesem Fest, zu dem Thema Auferstehung, kommen. Auf meine eigene Weise könnte ich es anders schildern, als Ihr es kennt. Wenn ich wollte, sogar an Eurem Glauben rütteln. Aber ich bin nicht Euer Lehrer.

Die Umstände schildern nur den Rahmen, in dem ich die Nacht vorfinde. Aber es ist nicht die Nacht, die sich geändert hat. Es sind die Seelen, die vermehrt hindurch eilen. Teils auf der Suche nach unendlicher Feier oder auch auf einer Rückkehr von missglückter Suche nach etwas Anderem.

Der Suche nach Hoffnung. Sie gingen mit gesenktem Kopf, meist ohne Alkohol und hingen ihren Träumen nach. Alleine stiegen sie in die Bahn oder eilten gedankenversunken durch die Gassen. Sie hatten keine Angst auf so ein Wesen wie mich zu treffen. Denn eigentlich hofften sie genau das zu finden. Ein Etwas, das ihnen zeigen konnte, was sie verloren haben. Einen Sinn? Antworten auf die vielen Fragen? Das große Warum? Der Traum von der unsterblichen Liebe?

Nur deswegen machten sie sich auf den Weg in die Stadt.

Im Grunde ist das, was einem die Unsterblichkeit erträglich macht, genau das, was ein Menschenleben füllt. Und es kommen keine Antworten mit der Zeit, sondern auch die Fragen bleiben. Und dennoch wünschen die Menschen sich die Unsterblichkeit als Weg zu den Antworten, genau dort, wo sie gar nicht dienen kann.

<<<>>

Willst Du mit mir eine Reise antreten, dessen Ende Du nicht errahnen kannst?

Willst Du Deinen Glauben verlieren, Neuen gewinnen und Mythen Kraft verleihen?

Ein Reich der Schatten betreten, das doch so sehr der Helligkeit gleicht?

Ich verspreche Dir nichts und gebe Dir doch alles, was die Ewigkeit mir ermöglicht.

Dein Zweifel, Dein versuchtes Erkennen und Begreifen, werden meine neue Nahrung sein. Nicht flüchtig, nicht blutrot und voller Leben, aber genauso mächtig und lebendig.

Nun ergreife meine Hand und gib Dich mir hin.

Spinn 2

Luna Lupus

*Mancher erzählt eine Gegenwart,
als wäre es die Zukunft.
Ein Anderer folgt einem Pfad,
der schon vergangen ist.*

*Es ist nicht das Ticken der Moderne,
nicht der Ort einer Zeit,
der Bedeutung verleiht.*

*Alleine das Verständnis,
der Glaube, der erwächst,
entscheidet über Sinn, als auch Zweck,
und unterteilt in Wahrheit
oder auch nur Lüge.*

*Dies ist das Fundament,
das jedes Wort verankert.*

*Alleine bedeutungslos,
aber in Reih und Glied,
mächtiger und stärker,
als Alles, was jemals geboren wurde.*

Leicht säuselnd rauscht der Wind durch die Baumwipfel. Sie heben und senken sich unter dieser sanften Berührung. Ein Blatt, schon nicht mehr ganz grün, eher ins Bräunliche verfärbt, löst sich vom Stamm.

Es folgt der wehenden Kraft der Natur, wird hinaufgehoben in den blauen Himmel, erwärmt von der Mittagssonne, die in voller Pracht am Zenit steht. Ein kurzer Wirbel, es tänzelt noch höher und wird dann mit aller Macht hinunter gedrückt. Es fegt nur einen Hauch entfernt vom Boden über die prallen Grashalme, vorbei an Blumen, die diese durchbrechen und sich gen Himmel recken. Es geht weiter, vorbei an aufgerissener Erde, bis es an einen Stein gepresst wird, zu dessen Boden es sich hin und her schwankend absenkt. Große Steine, die wie deplatziert inmitten der Natur, einen Kreis zeichnen. Die aufgerissene Grasnarbe, die frische Erde, zeigen, dass sie erst seit kurzem dort sind. Ein paar Stunden möglicherweise erst.

Ein Aufblitzen in der Ferne. Immer mal wieder ein plötzliches Entladen von Energie, das einen Pfad aus verbranntem Gras beschreibt. Und zwar genau hierhin. Es blitzt, es funkelt. Aus dem Nichts selbst, schießen Blitze, umspielen einander in einer breiten Farbpalette, die nicht irdisch zu sein scheint. So grell und so intensiv, wie sie sonst nichts zu Stande bringen kann. Die Wirklichkeit selbst verschiebt sich genau im Zentrum dieser Macht. Wie durch ein dickes Glas, durch das uns ein Blick gegönnt wird, verschiebt sich alles im Hintergrund, bricht das Licht und reflektiert. Und dann verschwindet diese Störung der natürlichen Abläufe.

An seiner Stelle steht ein Mann dort. Ein alter Mann, mit langen weißen Haaren, gekräuselt und durcheinandergewirbelt, als hätten sie noch nie einen Kamm berührt. An seinem Kinn wuchert es genauso ungezähmt und in blendendem Weiß herunter bis zur Brust. Er trägt ein seltsames Gewand, rotleuchtend und in der Taille zusammengehalten, erinnert es fast schon an ein Kleid. Die Augen, umgeben von dicken Falten, die der weise Verstand nach jahrelangem Grübeln hinterlassen hat, peitschen wie wild umher. Sie suchen und forschen. Der knorrige Stab in der rechten Hand folgt den Blicken und wirbelt wie ziellos umher.

In der Ferne, im Schatten eines Baumes, zieht es sich zusammen.

Keine Blitze, keine Energie, eher als spuckten die Schatten selbst etwas aus. Urplötzlich verstärkt sich der Wind und bläst immer stärker. Der alte Mann stößt seinen Stab tief in das Erdreich. Seine Finger umklammern ihn, der Griff wird immer stärker und das Weiß der Knochen tritt durch die alte Haut. Wolken ziehen herbei, verdunkeln den Himmel. Die Sonne kann diese Barriere nicht mehr durchdringen. So sehr sie es auch versucht. Der Wind setzt aus und es scheint, als würde aus dem Tage, die Nacht geboren. Kein Mucks, keine Regung, geschweige denn Bewegung ringsum. Die Natur selbst schien in diesem Moment gestorben zu sein. Dann, in weiter Ferne, ein wildes Gekrächze und der Mann fährt herum.

<<>>

„Krähen, seine Vorboten“, schoss es ihm in die Gedanken. Es war still, zu still. Doch er war da, das wusste der alte Mann. Er war ihm gefolgt, es hatte also wirklich funktioniert.

„Sag Merlin. Soll es hier enden?“ Eine Stimme ohne Herkunft, ohne offensichtlichen Ursprung. Aber Merlin wusste, wer sich dort verbarg. Er sprach leise flüsternd die Worte in einer unverständlichen Sprache. Blaue Flammen schossen zur Spitze der Felsen um ihn herum hinauf. Sie erhellten den Kreis, aber nichts darüber hinaus. Die Dunkelheit schien sie zu verschlucken.

„Ich kenne Dein Gesicht, Kain. Du musst Dich nicht vor mir verstecken.“ Rief Merlin aus. Und nach einer kurzen Pause, in der keine Antwort erklang: „Oder hast Du Angst?“

„Angst? Vor Dir?“ Ein böses Lachen, dass einer Gestalt entsprang, die sich aus der Dunkelheit selbst zu bilden schien. Lange weiße Haare, die im Pferdeschwanz zurückfielen, am Ende mit einer goldenen Brosche zusammengehalten. Doch diese Gestalt wirkte nicht alt, nicht von der Zeit gezeichnet. Wie in Elfenbein geschnitzt und zur Vollendung poliert, umrandete diese Maske feuerrote Augen, in denen die Hölle selbst zu brennen schien. Diese Ergötzung des Dämonischen, die Gestalt eines Engels, trug eine Rüstung, tiefschwarz lackiert, mit nur einem Wappen darauf. Zwei grüne Dreiecke, die übereinander lagen.

Sobald diese Kreatur einen Schritt in den Kreis aus Steinen tat, erhob sich die Natur ringsum. Ranken wuchsen um die Steine,

bildeten ein Netz, das nicht zu durchdringen schien. Ein paar leise Worte von Merlin, eine kaum wahrnehmbare Bewegung mit dem Stock und wie eine Flut aus Energie, zog sich eine Masse über die Ranken, die alles darüber hinaus abschirmte.

„Ich habe keine Angst vor Deiner Magie, Merlin. Soll das hier mein Gefängnis werden oder doch nur Dein Grab?“ Er lachte und griff an seine Seite. Er zog ein Schwert aus der Scheide, das die Elemente selber umspülen zu schien. Wasser, Feuer, Licht und Dunkelheit, zogen sich wie Schlieren darum. Doch das überraschte Merlin nicht. Nicht das Schwert war die Gefahr, sondern das, was sich darin befand. Die Kreatur, die Kain verdammt hatte ihm zu dienen, in dem sie die Seelen seiner Feinde verschlang. Der Boden unter dem Schwert öffnete sich, ein Strudel, ein Sog, der es Kain einfach entriss. Die Erde schloss sich genauso schnell wieder, wie sie aufgebrochen war. Und einen winzigen Augenblick lang, zog sich Überraschung über Kains Miene, die sonst unbewegt erschien. Er fing sich wieder und musterte Merlin sehr genau, als versuche er in seinem Verstand zu lesen. „Was hast Du damit gemacht?“

„Ich habe es befreit. Es Deinem unterwerfenden Willen entzogen. Es ist da, wo es hingehört, wo die Kreatur aus diesem aufgezwängtem Gefängnis entkommen kann“, sagte Merlin. Äußerlich war er ruhig. Doch die innere Anspannung wuchs mit jeder Sekunde, die verstrich. Ein Fehler und er würde sterben. „Warum gehst Du nicht zurück? Zurück in Dein Reich, dass Du selber in Deinem Hochmut und Stolz verdammt hast? Du hast dort einen Gott getötet, um Dich von seinem Griff zu befreien. Also warum bist Du hier? Hier gibt es nichts für Dich.“ Merlin spie die Worte aus, damit Kain nicht merkte, wie verunsichert er wirklich war. Ein gefährliches Spiel, aber er hatte keine Wahl.

Kain lachte. „Ja. Das stimmt. Und was soll ich dort tun? Auf ewig leben, als ein König eines Reiches, das mir nichts mehr zu geben hat? Es ist doch so viel mehr hier draußen, Du weißt das, Du hast es auch gesehen. So viel mehr, das sich erobern lässt, unterwerfen und um im Blut zu baden.“

„Weißt Du noch was Du tust? Bist Du Dir sicher, dass Lilith nicht nur mit Dir spielt? Dich für ihren eigenen Rachefeldzug benutz, bis

sie Dich nicht mehr braucht? Sie hat Dich gerufen. Nur wegen ihr bist Du hier. Und jetzt unterwirfst Du Dich ihr einfach? Der große Kain, verkommen zum Werkzeug, zu einer simplen Schachfigur. Herumgeschubst und geschoben, wie ein einfacher Bauer.“

Kains Augen glühten auf, verstärkten den unheimlichen Glanz noch. „Es wird Zeit, Deiner lächerlichen Existenz ein Ende zu bereiten. Niemand lenkt mich. Ich habe Reiche erschaffen, Dimensionen dem Untergang geweiht. Glaubst Du wirklich eine einfache Frau, hätte die Macht, das Wissen und die Finesse, um mich zu manipulieren?....Mich? Du sprichst im Wahn, alter Mann. Oder ist es Todesangst?“

Kain hob seine Arme, als versuche er was Unsichtbares zu greifen, hielt inne und sah Merlin wieder mit diesem stochernden Blick an.

„Sie ist nicht nur eine einfache Frau. Sie ist so viel mehr als das. Kennst Du ihre Geschichte? Weißt Du, woher sie stammt? Oder hat sie Dich schon so verzaubert, dass Du keinen eigenen Gedanken mehr hast? Nicht mehr fähig bist, an ihr zu zweifeln?“ Merlin schwieg ein paar Sekunden, als denke er über seine eigenen Worte nach.

„Geheiligter Boden“, stieß Kain hervor. „Aber das wird Dir nichts nützen.“

Und dann geschah das, worauf Merlin gewartet hatte. Die Zeit stand mit einem Mal still, jeglicher Gedanke wurde gelähmt und die Bewegungen seines Körpers verhindert. Die Umwelt verschwand und Merlin wurde in die Schatten gezogen. Kein Licht, keine Existenz, außer Kain und er selber. Hier war er hilflos, hier wirkte auch seine Magie nicht. Kain umrundete ihn, betrachtete seinen erstarrten Körper.

„Du musst doch gewusst haben, dass ich Dich hierhin bringe. Bist Du so sehr bereit zu sterben? Glaubst Du, Dein Opfer würde irgendetwas bringen? Dass sich die Götter selbst erheben, um mich aufzuhalten? Du alter Narr. Niemand wird kommen.“

Merlin konzentrierte sich mit aller Macht, schickte den Namen über den Verstand hinaus. „Samuel“ Es musste funktionieren, er musste ihn hören, sonst war alles umsonst. Merlin hörte das verräterische Knirschen und dann sah er es aufblitzen. Kain trat näher an ihn

heran, damit er ja die scharfen Eckzähne sah, wandte sich um und ging ein Stück. Dann fuhr er wieder herum. „Willst Du es langsam und schmerzhaft, oder soll es schnell und plötzlich geschehen?“ Er wartete einen Augenblick. „Schade, dass Du nicht antworten kannst. Ich hätte gerne Deine Schreie gehört, Dein letztes Aufbäumen, wenn Dir klar wird, es ist zu Ende und Du kannst nichts dagegen tun.“

Das Gerede eines Bösewichtes vor dem anstehenden Triumph, damit er den Moment auskosten und in die Länge ziehen konnte. Merlin war das nur recht. Sollte er weitermachen, dann blieb noch Zeit, bis er hier eintraf. Er musste kommen.

„Aber ich muss zugeben, ich bin enttäuscht. Der große Merlin, so hilflos und schutzlos meiner Willkür ausgeliefert. Auch Du hast doch eine Göttin besiegt, die Deine Liebe von Dir fernhielt. Ich denke, ich werde sie nachher besuchen. Und Deine kleinen Töchter, wie hießen sie noch?.....Anthana und Arathne?“

Bei der Erwähnung ihrer Namen zuckte Merlin innerlich zusammen. „Weißt Du, vor dem Erwachsenwerden, ist das menschliche Blut noch so süß, so unschuldig, so rein.“

Und da stieg langsam die Panik in Merlin auf. Er konnte nichts tun, er war hilflos. Nein, das durfte nicht passieren. Nicht so. Er versuchte sich zu konzentrieren, aber nicht mal die Augenlieder wollten reagieren. Es war aus. Zu Ende. Er wartete auf den Biss, das saugende Geräusch des Vampirs. Kain näherte sich ihm langsam, Schritt für Schritt, zog es extra in die Länge, um ihn zu quälen.

Plötzlich zuckte Kain zusammen, die Augen in Schrecken und Überraschung geweitet. Etwas stach durch seine Brust und das Blut quoll aus der Rüstung. In Schlieren zog es Fäden bis zu einem Boden, der nicht von der Umgebung zu unterscheiden war. Kain sah es in ungläubigem Entsetzen, packte sich mit den Händen an die breite Brust und fiel erschlafft hin. Hinter ihm tauchte eine Gestalt auf, nicht zu unterscheiden von der Dunkelheit.

Grüne Augen, wie Diamanten funkelnd, eine schwarze Haut, Klauen und Hörner. Flügel, die sich streckten und zusammenzogen und der lange Schwanz, dessen scharfe Spitze sich aus Kains Brust herauswand, begleitet von einem weiteren Schwall Blut.

Erleichterung und Dankbarkeit. Ein stummes Gebet an die Götter, die ihm den rettenden Freund doch noch geschickt hatten. Samuel. Der Einzige, der im Reich der Schatten Macht besaß. Ein Dämon, der aber längst zu Merlins Freund geworden war. „Mein alter Freund, wolltest Du hier stumm vor Dich hinsterven? Die Welt braucht Dich noch, das weißt Du.“ Ein Lächeln erhellte die Züge des Dämons, unpassend und falsch, aber Merlin hatte sich schon daran gewöhnt, dass der zwangsläufige Teufel um einiges freundlicher beseelt war, als man es erwartet hätte.

„Dein Ruf kam nicht zu mir durch. Ich wartete und wartete. Und dann beschloss ich einfach mal nachzugucken. Es steht zu viel auf dem Spiel.“ Samuel trat an ihn heran, strich ihm mit der Klaue, die nur die Züge einer Hand hatte, über das Gesicht.

Merlin sah nur den Hauch einer Bewegung hinter Samuel. Er wollte ihn warnen, doch es ging zu schnell und er war immer noch gefangen. Samuel zuckte zusammen, das unnatürliche Geräusch von platzender Haut und reißendem Fleisch erklang. Samuel sank zur Seite, fiel dann hin und Kain erhob sich hinter ihm. Triumphierend, das noch schlagende Herz des Feindes auf der ausgestreckten Hand. Mit dem vor dunkelsten Gelüsten lodernden Gesicht, stellte er es ihm zur Schau. Kain verstärkte den Druck auf das ehemalige Zentrum eines lebenden Wesens. Zeitgleich mit dem Geräusch einer platzenden Tomate legte sich ein Schatten um den Hals von Kain und ließ ein knirschendes Knacken als Resonanz erklingen. Wie die Antwort auf eine Frage, die noch vor deren Ende ausgesprochen wurde. Kain sank erneut auf den Boden, fiel auf Samuel, dessen glasige Augen auf Merlin gerichtet waren. Es waren die funkelnden Diamanten einer toten Staute.

Samuel hatte Kain mit dem letzten Atemzug hinab in die Fänge des Todes gerissen. „Sorg dafür, dass er bei ihnen bleibt. Lass ihn in der Zukunft, die Du mir gezeigt hast. Er soll normal leben, nie mit den Schatten in Kontakt kommen. Er soll als Mensch unter Menschen leben. Lilith darf ihn nicht bekommen. Versprich es mir, bei allem was Dir heilig ist.“ Die Worte hallten nach, vermischten sich und schienen die Schatten zu durchdringen. Die Dunkelheit löste sich auf.

Merlin erkannte die Steine wieder, seinen magischen Kreis und konnte sich endlich wieder bewegen. Er zögerte keine Sekunde, zog den Dolch unter der Tunika hervor und ging hinüber zu Kains Körper. Keine Spur von Samuel, natürlich nicht. Sein Freund war tot. Er beugte sich über den bewegungslosen Körper des Dämons, schnitt die Lederriemen am Rande des Brustpanzers durch und löste ihn. Ein Loch in das schwarze Kettenhemd gebrannt, wo ihm seine Magie sehr zu Nutzen kam und die weiße Haut der Kreatur lag vor ihm.

Seine Blutmagie würde den toten Körper heilen, ihn sich wieder erheben lassen und das durfte nicht passieren. Merlin schnitt ohne Zögern durch Muskeln, Haut und Knochen, menschliche Regungen konnte er sich jetzt nicht erlauben. Und dann hielt er dieses verdammte Herz des Ungeheuers in den Händen, spürte die Magie im Innern, die noch lange nicht verklungen war und es auch nie sein würde. Er zog ein blaues Säckchen hervor, mit Pelz bezogen, in Kleinstarbeit verziert, mit Schnörkeln und allerlei Mustern. Seine Liebe hatte da etwas übertrieben, wie er fand. Aber was machte es schon? In dem Säckchen würde keiner den Samen des Bösen persönlich vermuten und das war gut so. Es musste einige Zeit dort bleiben, bis es in der Truhe landete, die er extra dafür hatte erschaffen lassen. Er ließ es hineingleiten und zog den Lederriemen zu, verschnürte ihn mit drei Knoten übereinander, so, als würde es wirklich jemanden aufhalten daran zu kommen oder wichtiger noch, etwas daran hindern hinauszukommen. Die Wolkendecke löste sich wie von selbst auf und ließ die Sonne wieder frei.

Wieder ein paar gemurmelte Worte und die Leiche des Vampirs ging in Flammen auf. Die Sonne schadete ihm, verbrannte ihn aber viel zu langsam. Der Natur überlassen würde es Tage dauern, bis er vernichtet war. Es glomm noch einmal zischend auf, dann erinnerte nur noch das Säckchen in seiner linken Hand an die Existenz dieses Dämons.

Er sollte bei ihnen bleiben? Samuels Sohn in diesem Reich? Ohne Magie, nur mit dem Glauben an etwas, das nie berührt werden konnte? Samuel war für ihn gestorben, hatte sein Leben für Merlins Rettung hingegeben.

Die Ranken zogen sich zurück, die Felsen versanken im Boden. Nichts mehr erinnerte an den Kampf, der hier stattgefunden hatte. Merlin sah sich noch einmal um. Wenn es Samuel wollte, so sollte es geschehen. Und Lilith würde ihn dort nicht finden. Denn im Grunde gab es diese Welt noch gar nicht.

Es würde viel passieren, viel Gutes und noch viel mehr Böses. Merlin hatte es in seiner Vision gesehen. Der Tod Kains war erst der Anfang. Aber es bestand Hoffnung. Nur winzig, aber sie bestand. Er selber lebte noch, auch wenn er gerade eben noch daran gezweifelt hatte. Es würde also wahr werden.

Das Böse im Guten und das Gute im Bösen. Ein merkwürdiges Spiel, das sich die Götter da ausgedacht hatten. Aber es war nicht an ihm darüber zu richten. Er selber spielte doch auch nur seine winzige Rolle, die bald zu Ende ging. Und es musste noch so viel getan werden.

<<>>

Der Körper des alten Mannes verschob sich in der Wirklichkeit, Blitze in allerlei Farben knisterten um ihn herum aus dem Nichts und dann war er verschwunden. Ein Blatt mit leicht brauner Färbung erhob sich von der prall grünenden Wiese, wurde hinaufgewirbelt und flog Richtung Horizont. In der Ferne sah man es immer kleiner werden auf seinem Weg zum Himmel.

Prolog

Ich zog mir den Arbeitspullover über die Schultern, schmiss ihn zu dem Kappy und der Schürze in den Spind. Beim Schließen des Spindes konnte ich mich nur mühsam beherrschen, aber es klappte. Ich stellte mir vor, wie ich die Tür zuschmiss und all diese Spind Reihen, mit ihren weißen Türen und den kleinen Löchern, angeordnet, wie die Punkte eines Netzes, scheppernd umfielen.

Ein Netz, in dem ich mich verfangen hatte, bis heute, wo mich die Spinne herausgeworfen hatte. Der Vergleich mit einer ekligen Spinne, die auf Beute wartend, schwitzend vom Fett der Letzten, im Netz sitzt, gefiel mir. Ein böses Lächeln breitete sich aus und erschuf mir Befriedigung. Wenn ich könnte, würde ich Herrn Schaber dieses Bild vor Augen schicken und mich an seinem entsetzten Blick erfreuen. Seine Züge würden erstarren, die Augen sich weiten und das Kalk wäre die neue Farbe seines Gesichtes.

Ich atmete ein, ...tief. Ermahnte mich zur Ruhe. Es war meine eigene Schuld. Ich hätte es mir nicht erlauben dürfen. Nicht einmal, nicht das zweite Mal, und nach Kündigungsandrohung, schon gar nicht das dritte Mal. Aber es war passiert. Ärgern brachte nichts, aufregen nur Probleme, die ich jetzt erst recht nicht gebrauchen konnte.

Zwangsurlaub hatte er es mit einem dreckigen Lachen bezeichnet. Wohl wissend, dass der sich bis zur Verlängerung ziehen würde. Einer Verlängerung, die es jetzt nicht mehr geben würde.

Ich überlegte, ob ich das Schloss noch vor den Spind machen sollte. Aber wozu? Mitnehmen lohnte auch nicht, also verschloss ich den Spind. Mein Blick verharrte einige Zeit auf dem kleinen Schlüssel in meiner Handfläche, dann schmiss ich ihn aus einem Impuls heraus in die Tonne, in der noch nicht mal eine Tüte war. Die Milchdrinks ergossen ihren Inhalt über halbgeessene Puddings, die, vermischt mit den Resten von Kaffeebechern, eine braune Suppe präsentierten, in die der Schlüssel mit einem Platschen eintauchte. Mit einem weiteren Teil Rachedanken, stellte ich mir vor, wie der Spind aufgebrochen werden musste.

„Genug Gift für einen Tag“, sagte ich mir, nahm meinen Eastpack und ging zum Eingang der Umkleide. Ich schaltete das Licht aus,

schloss die knarrende Tür und wandte mich nach rechts.

Auf dem braun gestrichenen Betonboden hallten meine Schritte durch den Flur. Die Neonröhre tauchte ihn in ein Schattenspiel, ihr Flackern gab die Geräuschkulisse. Eine Abbiegung und ich kam an der Küche vorbei.

Lachen, aufgeregte Stimmen und die Musik eines Radios, wehten mir entgegen. Lucy, Andrea, Martin. Namen, die ich noch damit verband, aber bald vergessen haben würde. Vor allem Lucy. Eine Zeit lang hatte ich mir ausgemalt, dass es was werden könnte. Die blauen Augen, das blonde Haar, ein Ausschnitt, der zu sehr verborgen durch den weißen Kittel, auf mehr ahnen ließ. Eine Taille, die Rundungen des Körpers, deren erotische Ausstrahlung auch ein abtörnender Kittel nicht verhindern konnte. Ich zögerte kurz, überlegte, ob ich mir ihre Nummer besorgen sollte, verwarf es dann aber wieder. Zu viele Erklärungen, zu viel Drumherum, auf das ich mich jetzt einlassen musste.

Ein anderes Mal, wenn es das je geben sollte. Es ging weiter, vorbei an den Stempelkarten, in ein Licht, dass die aufgehende Sonne zu grell in meine müden Augen schickte. Ich blinzelte, atmete die kalte Winterluft ein. Die Schwaden meines Atems verteilten sich wie das Schnaufen eine Lok und ich war....frei.

Eineinhalb Jahre hatte ich es hier ausgehalten. Unterbezahlt natürlich, wer war heutzutage auch noch mit 7 Euro die Stunde zufrieden? 27 Jahre alt und mal wieder auf freiem Fuß, ohne Aufgabe und ohne Pflichten. Das Nächste musste länger halten. Ich zündete mir eine Zigarette an, ließ den warmen Rauch tief einsickern, stieß ihn dann nach Luft schnappend wieder aus. Das Nikotin wirkte, ich wurde ruhiger und musste mir jetzt erst einmal überlegen, was weiter werden sollte.

Kapitel 1

Ich überquerte die Straße, vorbei an eilenden Autos, in Sorge, dem Tag den vollendeten Abschluss zu geben. Mit einem Unfall. Einmal wurde es knapp. Quietschende Reifen, ein Hupkonzert und wüste Beschimpfungen begleiteten mich auf den rettenden Bürgersteig. Dort musste ich einem eilenden Geschäftsmann und seinem zentnerschweren Silberkoffer ausweichen, der über den Stein walzte. Mit Mühe konnte ich es vermeiden, in eine alte Frau und ihren Rollwagen reinzulaufen, rettete mich vor einer Frau mit Einkaufstüten und wich einem Kreis Kinder aus. Dann stand ich vor der Tür.

Mit Schwung öffnete ich sie und empfing das Aroma frisch gebrühten Kaffees, die warme Luft, die mir entgegenschlug. Ich ging zur Theke, blickte mir die Teilchen an, die frischen Schokotörtchen, der Käsekuchen und was dort alles in sehr köstlicher Weise angeboten wurde. Die Bedienung, eine Frau mittleren Alters, die die besten Jahre schon hinter sich hatte, lächelte mich an.

„Was kann ich für Sie Gutes tun?“ Ihre Haut wirkte ausgetrocknet, verbraucht und faltig, dicke Augenränder und doch....ein nettes Lächeln. „Och, Gutes könnte ich eine ganze Menge gebrauchen. Für jetzt reicht aber ein Latte Macchiato, in Groß, wenn Sie das haben?“ Sie kicherte. „Den Latte mache ich Ihnen sofort fertig. Zum Mitnehmen oder hier trinken?“

Ich hatte beim Reinkommen schon gesehen, dass das Café wie ausgestorben war. Nun ja, 11 Uhr vormittags an einem Freitag. Da war man auf der Arbeit, erledigte Einkäufe, nahm Termine wahr, eilte irgendwohin. Aber man lungerte nicht am Hauptbahnhof herum, und man hatte ganz sicher keine Zeit, um einen Kaffee zu trinken. Für mich genau richtig. Ein ruhiges Café, ich musste nachdenken, zur Ruhe kommen.

„Ich trinke ihn hier.“ „Ich bringe ihn Ihnen dann gleich an den Tisch.“ Ich wandte mich ab, zögerte kurz, schickte ihr noch ein „Danke“ und ein Lächeln. Aber es wurde schon nicht mehr wahrgenommen. Sie kitzelte etwas auf ein Papier, während die Kaffeemaschine die Bohnen zermalmte und unter zischenden Geräuschen ihr Gebräu herauspuckte.

Ich blickte mich um. Natürlich gab es hier keine Einzelplätze. Eine Tischecke mit zwei Bänken in der hintersten Ecke. Überzogen mit rotem Leder, sicher angenehm zu sitzen. Aber sich in die Ecke zu setzen, widerstrebte mir. Das war der Platz für Eigenbrödler, Menschen, die den Raum im Blick haben wollten. Eigentlich genau ich. Aber es musste ja nicht Jeder direkt sehen. Und so entschied ich mich für einen Tisch am Ende der Fensterreihe. Zwei Stühle davor, ein eckiger dunkelbrauner Tisch. Der Eastpack landete auf dem Rechten, ich auf dem Linken.

Nur leicht gepolstert, waren die Holzstühle nichts für stundenlanges Sitzen. Aber so ein Laden lebte vom Durchlauf und nicht von Gästen, die sich festsäßen. Ich holte Luft. Innerlich versuchte ich mich zu entspannen.

Ich hatte es immerhin länger ausgehalten. 1 ½ Jahre. Die letzten Jobs davor war es knapp nur ein Jahr gewesen. Bis auf die Zeit bei der Bundeswehr. Die fiel da raus, da ich dort mehr Freiheiten als normal gehabt hatte und einen Hauptmann, der auch ab und zu mal ein Auge zudrückte. Doch hier draußen lief es anders, das merkte ich ziemlich schnell. Man war nicht angehalten, jemanden zu behalten. Ein Fehler und man war raus. So war es bei den meisten Mini – Jobs, zu denen ich mich nach nur kurzer Bewerbung melden durfte. Sie stellten einfach ein und schmissen genauso schnell wieder raus. So, wie es auch diesmal wieder enden würde.

Warum konnte ich mich auch nicht beherrschen? Dieser Anzugsfuzzi, in seinem herablassenden Ton und seiner Besserwisserei, hatte es in mir mal wieder geweckt. Ich konnte die Klappe nicht halten, schickte ihm die passende Bemerkung, es gab eine Diskussion und eine wütende Beschwerde beim Chef, dem die wie gerufen kam. Jetzt wäre der Festvertrag dran gewesen, aber den konnte ich knicken. Wenn ich doch nur ab und zu einfach das Maul halten könnte. Aber ärgern brachte jetzt nichts mehr. Es war gelaufen.

Das Schlimme daran? Ich machte genau das, was man mir immer vorausgesagt hatte. Damals im Kinderheim, meine Sozialarbeiter und auch das Jugendamt. Wie hatte es meine Gruppenleitung immer genannt? Rolltreppe abwärts. Ich würde genau das werden, was

meine Eltern mir vorgelebt hatten. Ein Alkoholiker, ein Sozialfall. Bis jetzt hatte ich dem Alkohol immer widerstanden. Ich konnte mich auch so schon nicht genügend kontrollieren, was würde ich erst unter Alkohol machen?

Ich war nicht bereit aufzugeben. Noch nicht. Ich würde mir so lange einen neuen Job suchen, bis es endlich funktionierte. Ich würde kein Sozialfall werden, das hatte ich mir geschworen. Ich träumte von einer Familie, einem Haus und einem Golden Retriever. Einem Heim mit Garten, in dem man sich mit seinen Freunden traf, über das Wetter quatschte, über den neuesten Tratsch. Raus aus diesem Loch, in das ich durch meine Eltern gekommen war. Das wie ein Damoklesschwert drohend über meinem Leben hing. Es war nur eine Frage der Zeit, so sagte man mir immer, bis ich genauso enden würde. Eine Lösung, einen Ausweg, den zeigte man mir nie. In ihren Augen war ich schon so weit und sie warteten nur darauf, dass ich es letztendlich auch wurde. So fern mein Traum auch war, ich würde ihn mir erfüllen. Ich hatte mal wieder keinen Job, länger keine feste Freundin gehabt und alles sprach dagegen. Aber ich würde es schaffen. Das war mein Versprechen an mich. Ihnen allen würde ich es beweisen und vor allem mir selber. Ich war nicht, wie meine Eltern.

Ein Scheppern riss mich aus meinen Gedanken und ich fuhr herum. Eine braune Pfütze, die schon kleiner wurde. Eine dampfende Serviette, deren weiß verschlungen wurde, durch ein Schwarz. Milchschaum, der leise knisternd einzog und verschwand. Das Tablett lag auf dem Boden, die Kaffeetasse umgekippt und leer auf der Untertasse, während die Angestellte mit hochrotem Kopf die Serviette da drauf beförderte.

Ich hätte meine Schadenfreude nicht verbergen, ein Lachen nur schwer unterdrücken können, wenn nicht etwas Anderes meine Sinne vollkommen gefangen hätte.

Ein Weiß, umrandet von lockigem Schwarz, das ein grün gefangen hielt, in das ich eintauchte und verloren ging. Es rührte mich an, fesselte mich und ich konnte mich nur schwer lösen. Mit einiger Willensanstrengung wanderte mein Blick weiter. Über rote, sinnliche Lippen, die fast farblos erschienen, ein leicht gerundetes Kinn, das

über einem zierlichen Hals prangte, der nur weiterführte auf zerbrechliche Schultern. Die Schulterbeugen waren frei, das Kleid verdeckte nur die Hügel am Rand der Zierlichkeit und gab den Blick auf ein schwarzes Kreuz frei, das über einer Klippe schwang, die einfach zu verheißungsvoll war. Ich sah die Ränder eines schwarzen BHs mit Rosen bestickt, der durch die weiten Maschen des Kleides schien. Mein Blick wanderte weiter, über eine zierliche Taille, eine schmale Hüfte, deren Anblick durch ein weiteres schwarzes Nichts unter dem Kleid verdeckt wurde. Ebenförmige glatte Beine, die in schwarzen Stiefeln liefen und nur noch mehr Weiblichkeit ausstrahlten.

Diese Zerbrechlichkeit, dieser schwache Körper, rief in mir so ein starkes Gefühl hervor, zu umarmen und Zärtlichkeit zu geben, dass ich wie gelähmt nur da saß. Gebannt von der Intensität meiner eigenen Gefühle, die einer Brandung gleich, immer stärker gegen mein Innerstes schlugen und nur Chaos hinterließen.

[...] Liebe auf den ersten Blick? Ich hatte davon gehört, es aber nie für möglich gehalten. Aber es als Liebe zu bezeichnen, war eigentlich falsch. Es war so viel mehr als das. Es war Leidenschaft, die hochkocht, ein Feuer entzündet, und nach der Feuersbrunst nur Leere hinterlässt, einen Wald voll des ausgebrannten Holzes. Es war Verlangen, zu besitzen, das Unerreichbare zu erobern und als das Eigene erfüllen zu können. Es war der Sonnenschein an einem Wintermorgen, der den Sommeranfang einläutet. Ein Versprechen auf Glück, ein Fenster in das Paradies. Was es genau war, dass mich damals fesselte, lässt sich nur schwer erklären. Ich weiß nur noch, dass die seltsamsten Gedanken und Vergleiche in meinem Verstand aufblitzten und nur eine einzige Wahrheit und Erkenntnis zuließen. Sie und nur Sie alleine, wollte ich. [...] (Auszug aus dem Tagebuch des Vampirs Azralot)

Die grünen Augen blickten mich weiter an, zogen und tauchten in mich ein, die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln und ich schreckte zurück. Mein Blick sank zu Boden und ich drehte mich ruckartig wieder um und beobachtete durch die Glasscheibe die anhaltende Straßenbahn.

Ich konzentrierte mich mit aller Macht auf die aussteigenden Gäste. Sah, wie eine alte Frau über die Schienen eilte, den Krückstock weit über dem Kopf erhoben und wild um sich schwenkend, um dem

Fahrer zu signalisieren zu warten. Doch dieser sah es nicht, drückte eine Taste und die Türen glitten unter Piepsen langsam zu. Die alte Frau durchfuhr ein Schrecken, sie beeilte sich und schuf ein Bild des Abstrakten. Es sah so falsch aus, so komisch, dass es wie eine unfreiwillige Ironie in diesem extra dafür erschaffenem Körper erschien. Nichts an ihr war für die Hast gemacht. Der Stock gab einen hämmernden Takt auf dem Asphalt an, die Hüfte schwang dazu, doch die Beine wollten sich diesem Rhythmus nicht anpassen. Der Körper streckte sich nach vorne, zog den nur widerwilligen Unterkörper mit, der wie in Morast hängend, folgte.

Die Türen besiegelten das Ende, die Glocke zur Anfahrt erklang und alles setzte sich daran, dem Ziel entgegenzufahren, als ein anderer Passagier die Maschinerie aufhielt. Ich sah, wie er auf die alte Frau zeigte und die Türen glitten wieder auf. Arme streckten sich der alten Frau entgegen, zogen sie in den rettenden Bauch der Bahn, die daraufhin ihre Öffnungen schloss und ihren Weg diesmal endgültig fortführte.

So sehr konzentrierte ich mich auf dieses doch unbedeutende Geschehen, um nicht der Versuchung der Gefühle zu erliegen. Ich wollte aufstehen, sie umarmen und die Berührung der Lippen spüren, die mich in die Sinnlichkeit ziehen würden. Die Realität holte mich zurück und ich wurde zum Gefangenen. Ich konnte mich nicht umschaun, da ich nicht wusste, ob ich mich würde wieder lösen können. Oder ob ich eine Dummheit beging, die nur in einer Ohrfeige enden konnte. Und so wurde die Glasscheibe zum einzigen Zufluchtsort für meine Freiheit.

Die Autos fuhren vorbei, ein Farbenspiel der Sonne, die über die Glasscheiben tanzte, reflektierte, blendete und projizierte. Fußgänger, die dazwischen über einen Zebrastreifen flüchteten, der längst nicht mehr beachtet wurde. Ampeln, die monoton immer die gleichen Farben wieder gaben. Die Zeiger der Bahnhofsuhr am Turm, die sich nicht weiterbewegen wollten. Die Zeit stand still, meine Sinne liefen Amok. Mit einer nie gekannten Intensität nahm ich die Kleinigkeiten des Geschehens so schnell auf, dass mir schwindelig wurde. Ich schloss meine Augen, kniff sie zusammen und öffnete sie langsam wieder.

„Hi. Hier ist frei, nehme ich an?“ Raue Stimme, dunkel, tief und doch sanft, berührte meine Sinne. Sie glitt in mein Ohr, hallte nach und verklang langsam. Ich drehte den Kopf, wissend, wer nur so eine Wirkung auf mich haben konnte.

Dort stand sie, diesmal nicht mal eine Armlänge entfernt und schaute mich wieder an, viel zu tief. Trotz der körperlichen Entfernung konnte sie mir nicht näher sein. Die Barriere der zwei Körper schien durchbrochen durch die Stimme, die mich innerlich berührt hatte. Auffordernd senkte sie kurz den Blick, zeigte durch ein Nicken auf den Stuhl neben mir. Wie ein Sklave ohne eigenen Willen, folgte ich der Bewegung zum Stuhl und betrachtete ihn. Dann, viel zu langsam, erschien Klarheit für einen Gedanken und ich verstand. Ich nahm den Eastpack vom Stuhl und stellte ihn links von mir auf den Boden.

Meine Bewegungen erschienen mir träge, langsam. Ich kam mir vor wie in Trance. Ich hörte Stoff über Holz rutschen, ein leises Knistern, von aufgeladenem Material, als sich die Entspannung entlud. „Stoff auf Polster“, erkannte ich dankbar und erleichternd aufatmend für eine Idee, einen Einfall, der mir selber meinen Verstand und Willen zeigte.

So direkt neben mir, dass ich mit jedem Atemzug ihren Duft einatmete, brachte mir der Blick durch die Glasscheibe nichts mehr. Ein süßer Duft, der mich leicht an Rosen erinnerte, rührte meine Geruchsnerven an. Ich atmete durch den Mund um der Wirkung zu entgehen, aber es schien, als schmeckte ich ihn nun.

„Lara, und Du?“ „Mark“, ein raues Ächzen erklang, das ich als meine Stimme definierte. Ein kurzes Räuspern und ich wiederholte es. Ich guckte sie an, versuchte mich nicht gegen ihre Wirkung zu wehren und es schien, als gewöhne ich mich daran. Langsam lichtete sich ein Nebel und ich war fähig wieder Kontrolle zu übernehmen. Es schepperte, diesmal nur leicht und eine Tasse mit dem wohligen Aroma von Bohnenkaffee wurde vor mich gestellt. Sie bekam das Gleiche, wie ich erkannte. Ich nahm den kleinen Löffel, wohl platziert neben Zuckerpackung und Plätzchen auf der Untertasse, und ließ ihn durch den Milchschaum wandern.

„Was meinst Du? Sind diese Plätzchen mit im Kaffeepreis enthalten

oder sind es Werbegeschenke, die so nur verteilt werden?“ Es rutschte mir einfach so raus und ich stutzte. Wahrscheinlich hatte ich mich jetzt zum vollkommenen Idioten gemacht. Sie lachte. Angenehm, nicht zu schrill und ansteckend. Ich stieg darauf ein und es löste meine innere Anspannung. Ein Stück weit fand ich meine Ruhe wieder. Und ich fühlte mich ihr irgendwie verbunden.

Eine fremde Person, mit der ich gerade ein paar Sätze, noch nicht mal das, gewechselt hatte und ich fühlte mich ... ja wie? ... irgendwie stimmig. Als wenn man ein Puzzleteil sucht, ausprobiert, eins findet, es passt und man weiß, es gehört nur genau da hin. Mühelos passt es sich ein und verändert das Gesamtbild. Und ich wusste jetzt schon, dass ich sie vermissen würde, wäre sie plötzlich nicht mehr da.

„Nun ja, in der Praxis wäre dann wahrscheinlich auf der Rechnung zwei Cent für die Serviette, zwei für den Zucker und auch etwas für das Plätzchen. Dann noch Mehrwertsteuer und eine Rechnung, die nicht mehr schön zu lesen wäre, läge als Ergebnis vor uns. Aber als Geschenk getarnt freut man sich doch über so eine Kleinigkeit. Und würde man es bezahlen, so könnte man es doch auch umtauschen? Da reicht der Kaffee auf der Rechnung als Gesamtbild doch aus?“ Gab sie mir doch eine Antwort. „Und einem geschenkten Gaul guckt man nun mal nicht ins Maul, nicht wahr?“ Gab ich ihr mit einem Lächeln zur Konter. „Mit einem Gaul könnte ich nichts anfangen, doch das Plätzchen nehme ich gerne.“ Wir prusteten beide los. Sie öffnete ihre Packung und nahm das kleine bröckelige Etwas heraus.

Zarte kleine Glieder, mit rotgestrichenen Nägeln tauchten es zur Hälfte in den Schaum. Ließen es sich vollsaugen, bis es zu den Lippen emporgehoben wurde und sanft abgebrochen zur Hälfte verschwand. Als sie es ganz vernichtet hatte, gab ich ihr meines und auch das verschwand. Dabei war sie so darauf konzentriert, dass es schon fast andächtig erschien. Während ich sie beobachtete, sah ich, dass sie auch am Ohrläppchen eine kleine Rose trug. Diesmal in schwarz und von glänzendem Material umrandet, das ich als Eisen erkannte.

„Du stehst auf Rosen oder ist das einfach nur Zufall?“ Fragte ich.

„Für einen Zufall zu offensichtlich, nicht wahr?“ Sie blickte mich kurz an, als suche sie etwas in meinem Gesicht, verstummte und fuhr dann nach einigen Sekunden fort. „Sanft welkend und doch messerscharfe Stachel. Gibt es ein besseres Bild für das schwache Geschlecht?“ Ihr Blick hielt den meinen weiter gefangen. Und diesmal war ich sogar fähig standzuhalten, ohne mich abzuwenden. „Deine Stachel kenn ich noch nicht und als welkend kann man Dich ganz sicher nicht bezeichnen. Eher als aufgehend und blühend.“

„Ich nehme das als Kompliment“, sagte sie, kein bisschen in Verlegenheit, lächelte mich an und fuhr fort: „Wenn Du willst, wirst Du meine Stachel schon mit der Zeit kennenlernen. Aber ich warne dich. Sie sind genauso scharf, wie unscheinbar.“

Irrte ich mich oder war da ein Angebot versteckt? Sie blickte mich weiter von der Seite an, wollte anscheinend eine Antwort. „Wenn Du am Ende stehen würdest, ginge ich barfuß durch ein Rosenbeet.“ Diesmal lächelte ich nicht und senkte den Blick auf den Macchiato, aus dem ich noch keinen Schluck genommen hatte. Ich wusste, das war zu sehr die Wahrheit, als es sein sollte. Ich war kein Romantiker, die Welt hatte mir das genommen. Es war mir einfach so herausgerutscht. Und ich schämte mich dafür. Ein leichter Versuch das Offensichtliche zu verstecken, indem ich mich in das Schlürfen des Milchschaumes rettete.

Als ich die Tasse wieder abstellte, bemerkte ich, dass sie mich weiter ansah. Sie strich mir sanft über die Wange. Ein leicht kratzender Strich des Nagels über meinen Bartschatten, der mir eine Gänsehaut über den Körper schickte. „Ich würde Dich niemals durch ein Rosenbeet schicken.“ Der Schauer verklang langsam, aber der Nachhall war so sehr in mir, dass ich mir wünschte, er würde nie mehr verschwinden. Und ich wusste, dass ich ihr verfallen war. Was auch kommen würde, ich lief geradewegs darauf zu, ohne die Möglichkeit das Steuer ergreifen zu können. Aber es machte mir nicht aus.

Mein Verstand? Innerhalb der letzten Minuten, hatte er sich dem unterwerfen müssen, was ich vorher so noch nie erlebt hatte. „Lass uns gehen“, platze sie heraus. Ihre Augen leuchteten dabei in einem Feuer, das auch auf mich übergreifen zu schien. „Wohin?“ Fragte

ich aus meinen Gedanken gerissen. „Eigentlich egal“. Sie sprang vom Stuhl, ergriff meine Hand und zog mich mit sich. Im Reflex packte ich meinen Rucksack und fiel beim Stolpern ins Laufen über, um ihrem beschleunigtem Tempo folgen zu können. Sie schwang die Glastür auf, raus aus diesem Café, zwischen hupenden Autos hindurch, an schimpfenden Passanten vorbei, die wir einfach zur Seite stießen. Der Weg führte quer durch die eilende Menschenmasse, die zum Bahnhofsingang strebte, über ein paar rote Ampeln bis zu einer Seitengasse, wo sie abrupt stehenblieb und auch meinen Lauf stoppte.

Sie lehnte sich an die Hauswand und brach in schallendes Gelächter aus. Ich war noch zu perplex, versuchte die groteske Situation zu verarbeiten und zog mir meinen Rucksack an. Mit so einem willkürlichen Verhalten hatte ich nicht gerechnet. Aber es gefiel mir. „Und was ist mit der Rechnung?“ Fiel es mir viel zu spät ein. „Sollen sie es auf die nächsten Plätzchen hauen.“ Dann machte sie einen Schritt nach vorne. Sie stand jetzt direkt vor mir, ihr Körper berührte den Meinen. Durch den Stoff konnte ich ihre Rundungen sehr genau fühlen, atmete den Duft ihrer Haare ein. Dass sie einen Kopf kleiner als ich, merkte ich erst jetzt. Dann hob sie ihr hübsches Köpfchen ein Stück an, öffnete leicht den Mund und schloss die Augen.

Meine Lippen berührten die Ihren, in einer so tiefen Vereinigung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Wir liebkosten uns in nur sanfter Berührung und dann löste sie sich. Leicht verträumt sah sie mich an. Mir ging es ähnlich. Die Rechnung war nicht wichtig. Die Passanten, die vorbeiliefen, die Autos und die ganze Welt, die um uns weiterfloß, vollkommen unbedeutend. Dieser eine Moment war die Offenbarung einer Ewigkeit, die auch ich für immer wollte. Mit ihr. „Ich nenne Dich Rose, das passt wirklich.“ Ich wollte nichts sagen, wollte nicht, dass dieser Moment vorbeiging. Aber Rose, das passte einfach und war wie ein Begriff für ein Gefühl, von dem ich nie genug würde bekommen.

„Komm“, sie ergriff wieder meine Hand und zog mich mit sich. Aber es war kein Ziehen, eher ein Führen, denn wo sie hinging, da wollte nun auch ich hin. Und zwar endgültig, ohne Kompromisse.

Es ging wieder über die Straße ohne auf die Ampeln zu achten. So beiläufig, als würde sie es nie tun. Hinein in den sich schließenden Spalt einer Tür, die nach uns zuschnappte und der Bahn die Weiterfahrt ermöglichte.

In der Bahn war es gerammelt voll. Aber mich störte nicht das plärrende Kind hinter uns, die sich laut unterhaltenen Fahrgäste oder der alkoholschwere Atem des Passagiers zu meiner Rechten, denn ich stand ihr wieder ganz nahe. Ich nahm nur sie auf. Alles andere war unwichtig.

Wie viele Haltestellen wir fuhren, wie viel sich an uns vorbeiquetschten, im Austausch rein und raus, ich nahm es einfach nicht mehr wahr. Alles was wichtig schien, alles was zählte, umarmte mich die ganze Zeit und würde ich nie wieder gehen lassen.

[...] *In den Jahrhunderten nach allem, habe ich diesen einen Tag so oft in den Gedanken durchgespielt. Versucht es alles nochmal zu erleben. Doch verstanden habe ich es auch da nie so wirklich. Es war alles so unwirklich, so übernatürlich und dem normalen Geschehen entboben. Ein Schwall an Fremdheit, der in meinen Lebensfluss wirbelte und die Strömung selbst veränderte.*

Alice, die ins Wunderland fällt? Ja, ein treffender Vergleich. Ein erste Ahnung von dem Mehr, in dieser Welt, die mein menschliches Da Sein beschützte, aber den wirklichen Blick verbanderte. Vielleicht liegt dem Allem aber auch zu Grunde, dass ich es gar nicht sehen wollte? [...] (Auszug aus dem Tagebuch des Vampirs Azralot)

<<>>

Ich fuhr mit meinem schwarzen Jaguar die Einfahrt hinauf. Stoppte den Wagen, ließ den Stress des Arbeitstages kurz absacken, stellte dann den Motor ab und stieg aus.

Die Eichentür gab mir durch das gelbe Milchglas einen warmen Schimmer wieder, als ich sie aufschloss und mein Haus betrat. Durch den Flur, die Küche und hinaus in den Garten. Dort sah ich sie sitzen mit einem Buch in der Hand. Die Sonne schickte ihre Strahlen über die weiße Liege und umrandete ihre blasse Haut. Zu ihren Füßen, auf einer kleinen Decke saß Sophie. Sie spielte mit einer Puppe und als sie mich sah, gab sie ein glucksendes Geräusch von sich. Ihr eigene Form einer Begrüßung. Auch Rose sah jetzt auf,

lächelte mich an und weitete ihre Arme, öffnete sie zur begrüßenden Umarmung.

Mein Frieden, mein Ziel, wusste ich, war erreicht und mehr würde ich niemals wollen. Ich schritt über Gras, eilte meinem Ziel entgegen. Zu lange war ich wieder von meiner Familie getrennt gewesen. Das Bild verblasste, ich fröstelte leicht und öffnete die Augen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis mein Verstand mich zurück in die Realität begleitete.

Ich war eingeschlafen und hatte geträumt. Einen Traum, der nicht weniger schön war, als die Wirklichkeit, die ich nun erblickte.

Die Wellen des Flusses brachen sich am Strand. Der mit Kies vermischte Sand schluckte und spuckte es wieder aus. Leichter Schaum bildete sich, das wiederkehrende Brechen der Wellen, ergab ein beruhigendes Rauschen, während ein Kahn über den Fluss schipperte. Schwarze Steine über meterlange Schiffsfläche, die leichtglitzernd das Mondlicht wiedergaben. Es war eine sternenklare Nacht. Nur ein weißer, vollkommener Kreis stand in heller Pracht am Himmel und beleuchtete alles in seinem majestätischen Licht.

[...] Mit einem Vollmond fing es an. Und mit einem Vollmond Jahre später wurde das erste Kapitel einer Geschichte beendet, die selbst mich, bei meinem übernatürlichen Verstand, an den Göttern zweifeln ließ. Wenn ich doch nur einen in den Jahrtausenden getroffen hätte. Nachdem ich alles durchleben durfte, hätte ich ihm mit Freuden meine Dankbarkeit gezeigt. Ihm den Webstuhl des Schicksals und, seinen toten Klauen, die Schere entrissen.

Aber auch ich kann mich nicht von der Notwendigkeit befreien, der alles zu Grunde liegt. Und doch.....[...] (Auszug aus dem Tagebuch des Vampirs Azralot)

Rose stand am Wasser, die nackten Füße wurden umspielt und leichte Windstöße ließen ihr Kleid flattern, hoben es an und drückten es wieder hinunter. Wie eine Liebkosung streichelte die wilde Natur sie. Wer konnte sie auch nicht einfach nur lieben? Ein umwerfender Anblick.

Sie, so zerbrechlich im Mondlicht, inmitten des Wassers und des Windes. Alles passte sich ihr an, gab ihr Freiraum und glitt an ihr vorbei, ohne sie als Widerstand zu empfinden. „Meine Königin der Nacht“. Majestätisch, eindrucksvoll und doch so zerbrechlich.

Wir waren in die Stadt gefahren, hatten eine Kleinigkeit gegessen und waren dann wieder losgespurtet. Der zweite Laden, wo ich mich auf keinen Fall mehr sehen lassen durfte. Danach ging es weiter zum Rhein, an dem wir entlang spazierten und einfach nur redeten. Eigentlich untypisch für mich, redete auch ich. Über alles, was mir bis jetzt passiert war, meine Träume, Wünsche und Hoffnungen. Über sie hatte ich gar nicht so viel erfahren, wie mir jetzt auffiel. Im Grunde hatte sie nur mich reden lassen. Das war vorgemerkt. Ich musste mehr von ihr wissen. Sie hatte doch auch eine Vergangenheit, vieles zu erzählen. Und ich wollte alles von ihr erfahren. Egal, was für Kleinigkeiten, für mich zählte alles. Ich wollte sie jetzt nicht fragen, das Bild war einfach zu perfekt, um es zu zerstören. Ich genoss weiter den Anblick ihrer natürlichen Schönheit.

Sie drehte sich mit einem mal um und kam zu mir gelaufen. Mit Schwung rutschte sie neben mich und schickte mir einen Kuss auf die Lippen. Sie legte sich auf mich und schaute mir tief in die Augen, mit dem Zeigefinger langsam den Konturen meines Gesichtes folgend. Ich genoss diese zarte Liebkosung.

Als sie bei meinen Lippen ankam, sagte sie: „Ich wusste, dass Du wach warst. Glaub nicht, dass es etwas gibt, das ich nicht bemerken würde.“

„Ich weiß gar nichts über Dich, aber Du alles von mir. Erzähl mir was, irgendetwas. Ich will alles wissen“, sagte ich zu ihr. „Alles, willst Du wissen.“ Es klang wie eine Feststellung, keine Frage. Sie ließ den Kopf auf meine Brust sinken. Ich streichelte ihr sanft durch die Haare und genoss ihre Nähe.

„Ich kann Dein Herz hören. Ein starkes Herz.“ „Das will ich doch hoffen.“ Einige Zeit lang, sagte keiner was. Ich hörte nur ihren ruhigen Atem, das Rauschen des Windes in den Blättern und das leise Plätschern des Wassers. Wie viel Uhr hatten wir eigentlich? Elf, zwölf oder schon eins? Die Zeit hatte ich den ganzen Tag nicht beachtet, schien mir einfach unwichtig, nebensächlich. Doch jetzt, so langsam, außerhalb der Zeiten der normalen Gesellschaft, regte sich meine Moral. Wir sollten nicht nachts hier draußen liegen.

„Hast Du eigentlich keine Angst?“ Fragte ich sie. „Was, vor Dir?“

Sie lachte. „Das kann man aber jetzt auch falsch verstehen. Nein, allgemein, mitten in der Nacht hier draußen?“ „Ich liebe die Nacht. Es ist der ruhigste Zeitraum im normalen Fluss. Alle Menschen verkriechen sich in ihren Häusern und die Natur ist frei, so wie es sein sollte.“ Sagte sie mit verträumter Stimme. Es raschelte in den Bäumen hinter uns. Ich blickte kurz in die Richtung, versuchte was zu erkennen, aber sah nichts.

„Aber Du hast Angst“, kam es von ihr. „Quatsch“, stritt ich ab. Es raschelte wieder, diesmal lauter. Jetzt blickte auch sie zu den Bäumen. Aber sie schien nicht suchend, unruhig, sondern trotzdem seltsam gelassen, als warte sie auf etwas. „Was ist da?“ Fragte ich sie, mit einer Antwort rechnend, die mich beruhigen würde.

„Genau genommen?“ Eine kurze Pause, als suche sie nach den passenden Worten. „Meine Vergangenheit, obwohl es auch Gegenwart und Zukunft ist.“ Ich versuchte ihre Miene zu deuten, die ausdruckslos geworden war. Dann bemerkte ich, wie sich ihre Nasenflügel bewegten, so als wenn sie schnupfern würde. Dann sprang sie auf und blickte mich von oben herab an. Diesmal traurig, eine Träne rann die Wange herunter. Ich erhob mich auch vom Boden, verständnislos, was hier gerade passiert. Ich machte einen Schritt auf sie zu, doch sie wich zurück. „Hab ich was falsch gemacht?“ Fragte ich.

„Nicht Du.“ Bekam ich nur zur Antwort. „Weißt Du, Du bist nicht wie Deine Eltern. Du kämpfst. Versprich mir, dass Du nie aufgibst.“ Das hörte sich wie ein Abschied an, doch verstand überhaupt nicht, was hier gerade abging.

Als ich einen Schritt nach vorne machen wollte, wurde ich von hinten gepackt und in den Sand geschmissen. Unter Sternen blickte ich auf und sah einen jungen Mann neben ihr. Blonde Haare, Pferdeschwanz, schwarze Lederjacke und Handschuhe, alles leicht abgerissen und schon länger nicht mehr gepflegt. „Was zur Hölle.....“ Setzte ich an, wurde aber überfahren von einem „Schnauze“, das tief und sehr drohend klang.

„Bleib liegen“, sagte Rose mit fast flehentlichem Blick. „Bitte such mich nicht.“ Dann sah ich, dass der Kerl sie am Arm packte und mit ihr in den Wald rannte. Was ging denn hier ab? Ich war total

verwirrt. Gerade noch Glück pur und auf einmal das hier? Ich richtete mich mühsam mit schmerzenden Knochen auf. Wow. Der Kerl schien ja einiges drauf zu haben. So wie es aussah, hatte er mich mit mehr Kraft gestoßen, als ich ihm überhaupt zugetraut hätte.

Ein Blick zum Waldrand, der mich aber nichts erkennen ließ. Ich rannte auch los, sperrte meine Sinne soweit auf wie möglich. Aber auch hören konnte ich nichts. Ich ging weiter, die knackenden Äste unter meinen Schuhen, die sich in dem Wust an Gestrüpp verborgen hielten und fand mich alleine wieder in einem leeren Wald. Wenn ich etwas rascheln hörte, schreckte ich in die Richtung. Vor meinem inneren Auge sah in Vorfreude Rose dort sitzen und sie würde es mir dann erklären. Aber meistens war es gar nichts oder nur ein Kaninchen und Vögel, die ich aufgeschreckt hatte.

[...] Einem Ertrinkendem gleich, gerade in Sichtweite, die rettende Planke, die der Strömung folgend, vorbeizieht...Der Verdurstende, der eine Bar mitten in der Wüste sieht und doch nach dem letzten Schritt erkennt, dass er nur einer Fata Morgana gefolgt ist.....Ja, eine Fata Morgana, das trifft es. Ein Spiegelbild der Illusion, die ich am meisten brauchte in dieser Nacht. Umherirrend, ergriff ich einfach jeden Grashalm, der sich mir als Rettung anbot. Jetzt betrachte ich es mit Abstand, sehe die Komik meiner Handlungen. Und doch war es,... so ... „menschlich“,nicht wahr? Nicht einsehen wollen, nicht aufgeben, auch wenn es unvermeidbar zu sein scheint. Eine große Kraft, ganz sicher, aber vielleicht hat es auch einen Zug von Tollheit? [...] (Auszug aus dem Tagebuch des Vampirs Azralot)

So verging die Zeit, ohne dass ich irgendeine Spur fand. Ich verstand die Welt nicht mehr. Was war das gewesen? Alles nur ein Traum? So tiefer ich in den Wald kam, umso leiser es wurde, so mehr kam es mir so vor. Schließlich war ich auf der anderen Seite durch und landete auf einer Straße, auf der weit und breit nichts zu sehen war. Nichts fuhr um diese Zeit hier vorbei.

Unter der wachsenden Erkenntnis, dass ich sie nie wieder sehen würde, ließ ich mich einfach in den Straßengraben fallen. Was hatte sie gesagt? Ich solle sie nicht suchen. Wie auch? Ich hatte nur einen Vornamen, wusste sonst nichts. Ich konnte sie gar nicht suche, geschweige denn finden. Und diese Erkenntnis raubte mir die Kraft,

Müdigkeit und Erschöpfung machten sich breit. Ich wandte mich wieder zum Wald, irrte den gleichen Weg zurück. Was, wenn sie dort auf mich wartete? Ich rief ihren Namen, immer wieder. Doch nur Eulen antworteten mir. Als ich den Strand erreichte, lag er genauso leer da, wie ich ihn verlassen hatte.

Keine Rose, keine Königin der Nacht. Wie hatte ich auch denken können, dass es was mit Zukunft werden könnte? Mit mir? Ich spürte langsam eine Träne herunterlaufen. Als die Gewissheit zur Traurigkeit wurde, gab ich nach und ein Schluchzen, spülte meine Träume, das verlorene Glück wieder weg. Den freigewordenen Gefühlen, folgte so eine tiefe Erschöpfung, dass ich einfach nachgab und mich fallen ließ. Mit der Hoffnung, sie zu sehen, wenn ich erwachte, schließ ich erneut ein.

Ein Schnaufen, feuchter Atem, der mir über das Gesicht wehte und mich kitzelte. Ein Name „Rose“, erklang in meinem Verstand und ich schreckte hoch. Ein Knurren, dann ein Bellen, als der Schäferhund vor mir zurücksprang. Ein Pfiff, weit entfernt und der Hund rannte los. Ich blickte ihm nach, wie er immer kleiner wurde und dann im Wald verschwand.

Ich fröstelte, es war kalt geworden und der Morgentau hatte meine Kleidung durchdrungen. „Rose“ Natürlich sah ich sie nirgends. Der blutrote Himmel, der das Aufgehen der Sonne anzeigte, strafte meine Erinnerung Lügen. Ich versuchte das Bild der letzten Nacht, meiner Rose im Mondschein, festzuhalten, aber schon jetzt erschien es mir wie ein Traum.

Ein Traum, der vielleicht nie Wirklichkeit gewesen war? Es gab in der Tat nichts, was bewies, dass es sie jemals gegeben hatte. „Nein“, sagte ich zu mir. Ich würde es nicht zulassen, dass diese Erinnerung verblasste. Es war Wirklichkeit und mehr als nur ein Traum gewesen. Ich vermisste sie.

Ich griff in meine Tasche, holte mir eine Zigarette aus der Packung und das Feuerzeug dazu. Ich ließ es dem Nikotin wieder zukommen, mich zu beruhigen. Nach einiger Zeit, rappelte ich mich auf. Ich blickte mich noch einmal um und schwor mir zu warten. Irgendwann würde sie vielleicht zurückkehren? Die Hoffnung bestand immerhin. Wenn ich sie schon nicht suchen konnte, so doch

wenigstens auf sie warten?

Ich wusste worauf und was mich als Belohnung erwarten würde. Ich wischte eine Träne weg und machte mich wieder auf den Weg in eine Zivilisation, die mir mit einem Mal sehr abstoßend vorkam. Denn ich wusste, ich würde sie wieder alleine betreten.

Azralot I

Gedanken weben in meinen noch müden Verstand. Sorgen, Zweifel, Ängste, aber auch Hoffnungen. Nicht meine Gedanken. Nur das, was die Menschen unwissend in den Äther schicken. Ein innerer Stoß, eine noch schwache Unterart der Konzentration und es verstummt. Ich schiebe die Steinplatte zur Seite, die mich in meinem Gefängnis hält. Ein Gefängnis, das ich selber wählte.

<<<>>

Die Menschen ermüdeten mich, das kurze Aufbäumen einer Lebenszeit. Interessant anzusehen, manchmal auch einzutauchen und sich anstecken zu lassen. Aber irgendwann wurde ich müde. Müde, des immer gleichen Stromes, der Wiederholungen und doch auch wiederkehrenden Gedanken. Meiner eigenen Gedanken, die ich in der gewählten Einsamkeit als Last empfand.

Eine Stimme erweckte mich. Eine Stimme, erreichte mich. Sie fand Spuren meiner Existenz. Spuren, die es nicht geben durfte. Und schon gar nicht dort. Diese suchende Seele gab nicht auf und zerrte immer mehr ans Licht. Nicht wissend, was sie damit anfangen sollte, verirrte sie sich und verbreitete, was sie fand. Sie rief meinen Namen. Azralot. Ein Name, vergangen und lange schon vergessen. Tot, lag ich dort, müde und erschöpft von der Welt, und doch....

Erreichte mich dieser Ruf. Ich spürte, was diese Seele spürte, fing den Hunger nach Wissen auf und..... erwachte.

Einmal wach, musste ich mich erheben, konnte nicht mehr ruhen. Sie hatte es geschafft, geschafft etwas in mir zu wecken. Interesse, eine Neugier, wie ich sie seit Jahrhunderten nicht mehr spürte. Und so erhob ich mich.

Nach meinem ersten Mahl, erreichte mich noch mehr. Meine Fähigkeiten waren unermesslich gewachsen. Und nun tauchte auch ein Name auf. Ein Synonym, wie man es zu dieser Zeit nannte. Modern, Hype.....eine neue Ära im Zeitalter der Menschen. Noch war sie mir fremd, aber ich wusste, wer mich einführen sollte. Wer erkennen sollte, dass manche Dunkelheit besser unberührt blieb.

Ich hatte es bei mir. Wohl verwahrt an meiner Brust, in der schon lange kein menschliches Herz mehr schlug. Schwarz eingebunden in ein Leder, wie man es in dieser Zeit nicht mehr finden würde. Echtes Pergament, das Wahrheiten beherbergte, die meine Geschichte erzählten.

Er war ein Schriftsteller, ein Spieler mit den Worten. Noch hatte er nur kurze Texte geschrieben, die aber sein Talent nicht verleugnen konnten. Ich hatte es gespürt, tief in ihm, bereit erweckt zu werden, solange nur die richtige

Geschichte auftauchte. Und vielleicht würde er es können? Meine Geschichte erzählen, sie formen und lebendig machen. Würde er scheitern, so würde ich ihn einfach nehmen. Sein Wissen, seine Erfahrung, sein Leben, würde mir durch sein Blut den Wiedereinstieg erleichtern. Irgendwer würde es können. Irgendwer, wäre passend für diese Vorzeit, wie sich nur noch ich kannte. Ich hoffte, dass er es war. Er erweckte mich, er fand mich in den Tiefen der Dunkelheit und er sollte dies als Preis erhalten.

Ich blickte in die Nacht hinaus. Ließ einmal noch kurz alles auf mich einströmen. Saugte es auf und ließ zu, dass es meinen Verstand verwirrte, bevor er sich wieder neu ordnete. Eine interessante Zeit. Ich würde sie lieben.

Dann erhob ich mich in die Lüfte. Einem Ziel entgegen, zu einer Seele, einem Menschlein. Zu einem Spielball für einen kurzen Zeitraum meiner eigenen Ewigkeit. Nismion LeVieth. Ein interessanter Name. Ich hoffte, er würde mich nicht enttäuschen.

.....Um seinetwillen,hoffte ich es.

Kapitel 2

Ein bitterer Geschmack zog sich in meine Geschmacksknospen hinein, woraufhin meine Mundwinkel und meine Gesichtszüge mit einer Maske des Ekels reagierten. Angewidert schüttete ich den Rest des kalten Kaffees in die Spüle. Der Inhalt floss über benutzte Teller, Messer, Gabeln und Löffel, die die Spuren meiner Nahrung der letzten Woche beinhalteten.

Bei ihrem Anblick ermahnte ich mich noch, nachher auf jeden Fall zu spülen. Ich wandte mich zur Haustür, die nur ein paar Schritte entfernt meiner Küche lag. Doch war es der Begriff einer Wohnküche der treffender schien, denn in einem 22 qm teilmöblierten Apartment lief doch alles ineinander über. Bis auf das extra Bad, das sogar eine Badewanne beherbergte, die zwar mein Stolz war, aber in seiner Funktion nur ein bis zweimal im Jahr wirken durfte.

Als ich die Klinke meiner Wohnungstür herunterdrücken wollte, hörte ich Schritte im Hausflur. Schnell zog ich meine Hand zurück, blickte durch den Türspion und sah erst mal gar nichts. Es war schattig, das Licht der Sonne draußen, erreichte den Treppenansatz nur mit letzter Kraft. Doch nachdem meine Augen sich daran gewöhnt hatten, reichte es, um ein Fahrrad ausfindig zu machen, das dort abgestellt war. Eine Freude für den Vermieter, der sich ganz sicher darüber aufregen würde. Es gab einen extra Fahrradkeller. Und obwohl er sich jedes Mal über die Spuren an den weißen Wänden in das Untergeschoss beschwerte, war das Abstellen des Fahrrads ein grober Verstoß.

Ein Fahrrad musste ich mir auch noch besorgen. Gehörte in die lange To Do Liste, die die ohnehin knappen Finanzen immer weiter schröpfen würde, sofern sie solche Träume überhaupt zuließen. Das Licht flammte auf und ich schreckte geblendet zurück. „Dummer Idiot“, schimpfte meine innere Stimme mich an, während ich gegen Sterne und eine leichte Verwirrung ankämpfte. Aufgeregte Stimmen, das schnelle Trampeln die Stufen hinauf. Ich wartete bis es verklungen war. Dann ein Blick erneut durch den Spion und das Treppenhaus war leer.

Nicht, dass ich unter einer Phobie litt. Meine zwangsläufigen

Nachbarn interessierten mich nur nicht. Der oberflächliche Small Talk, das Aufhalten im Hausflur und das Ausquetschen nach Informationen, die weitergetragen werden konnten. Wo immer es ging, wich ich dem aus. Begegnete man doch einem, so reichte meist ein knappes „Hallo“, „Guten Tag“, und ich verschwand durch die jeweilige Tür meiner Rettung. Sei es Haus- oder auch Wohnungstür. Seltener kamen dann auch noch die Begegnungen, bei denen auch ich halt machen musste. Wenn mein Vermieter mal wieder hier erschien. Dann führte auch ich den Small Talk, lächelte und lachte. Bemüht darum, den braven Mieter zu spielen, den man zwar nie sah, der aber auch kein Grund zur Sorge war. Ein Niemand aber nicht unangenehm.

Ich schloss die Wohnungstür hinter mir, verließ das Haus. Nach rechts, vorbei an der Kneipe, wo rufende Männer, Bierfässer in den Keller transportierten. Männer, die ich verfluchte, wenn ich mal wieder länger schlafen konnte. Nach ein paar Minuten erreichte ich die Bahnhaltestelle. Ein Blick auf die Anzeige, 5 Minuten Wartezeit. Die letzte Woche war wie im Flug vergangen. Wie in Trance war ich nach Hause gekommen. In Trauer um die verlorene Rose in einen traumschweren Schlaf gefallen. Eine Depression, Tage voller dunkler Löcher mit schmerzerfüllten Balladen, die aus dem CD Player erklangen, umhüllten und hielten mich eine Woche gefangen. Ich versteckte mich, verließ die Wohnung keine Sekunde. Bis heute, wo ich entschied, es endlich anzupacken. Rose würde ich wohl nie wiedersehen, aber es gab noch das eine und auch andere Problem, das auf mich wartete. Und entgegen jedem Willen, gegen meine eigene Ablehnung, hatte ich mich für einen Weg entschieden, der mir richtig erschien. Es würde schwer werden, schwerer als jeder Neuanfang. Aber vielleicht war weglaufen nicht immer die Lösung? Die Bahn hielt mit einem lauten Schaben der Bremsklötze an und die Türen öffneten sich. Die Eisentreppen nach oben und eine Blich nach rechts, einer nach links. Links, hinter einer jungen Frau, die aufgeregt in ein Handy sprach, fand ich das Ziel meiner Suche. Ich ging vorbei an leeren Plätzen, überstieg einer Gruppe an Rucksäcken. Leichtfertig hingeworfen in den schmalen Durchgang, wurden sie jetzt durchgeschüttelt von der anfahrenden Bahn. Die

Schulkinder dazu, hingen weit über die Sitze gebeugt, mit zusammengesteckten Köpfen, über etwas, das ich als I-Phone erkannte. Mittlerweile hatte jeder so ein Ding, warum nicht auch die jüngere Generation?

Ich für meinen Teil, hielt gar nichts von dieser neuen Generation Handytechnik. Touchscreen und fast schon zu klobig, zu protzig. Ich hatte selber so ein Handy, aber von Samsung, doch war ich eher der Nokia Typ der N-Generation, bevor sie auf die Slider Technologie und das breite Display übergingen. N95, das war genau mein Fall. Robust, praktisch, klein und hatten doch ne Menge Extras. Mein Handy war ein Kauf aus einer Laune heraus gewesen, den ich die letzten zwei Jahre, die ich es besaß mehrfach bereut hatte. Für ein Neues, reichten die Finanzen im Moment noch nicht, vor allem, da ich nicht auf Gebrauchtkäufe bestand.

Ich gab der Frau durch meine bewusste Aufstellung zu verstehen, dass ich an den Fahrkarten Automat hinter ihr wollte. Trotz der aufgeregten Stimmung, in der sie sich augenscheinlich befand, verstand sie sofort und machte Platz.

„Woher weiß ich denn, dass Du es diesmal wirklich ernst meinst?“ Schallte ihre Stimme an mein Ohr, während ich die benötigten Schalter drückte und das passende Kleingeld aus meiner Jackentasche einschmiss. „Aber, das hast Du das letzte Mal auch gesagt. Und dann bist Du doch wieder irgendwelchen Hirngespinnsten nachgerannt und hast Dich monatelang gemeldet. Das ist nicht gut für den Kleinen und für mich auch nicht. Wie soll ich Dir denn noch glauben? Weißt Du überhaupt, was Du wirklich willst?“ Sie beobachtete mich, wie ich das Ticket aus dem Automaten holte und es in meine Jackentasche glitt.

Ich wandte mich nach links und ließ mich auf den ersten freien Sitz neben der Tür sinken. „Und die bösen E-Mails, die SMS?“ Sie trug keinen

Ehe-Ring, wie ich sah. Wahrscheinlich geschieden oder gar nicht erst geheiratet. Blonde kurze Haare, die ihr schulterlang geschnitten, einen frechen Eindruck vermitteln sollten. Eine leicht gerundete Figur. „Sie stand gut im Futter“, wie mir meine innere Stimme mit einer sarkastischen Bemerkung zuflüsterte. Dabei war sie nicht dick

oder als übergewichtig zu bezeichnen. Die kleinen Finger drückten auf die Handytastatur und sie beförderte es mit einem Schnaufen in die braune Handtasche.

Ich versuchte ihren Blick einzufangen, bereit eine Welle Hass und Aggressionen zu sehen, die hinter den blauen Augen kochen würde. Als es mir gelang, sie kurz ihren abwesenden Blick von der Glasscheibe abwandte, sah ich ... Traurigkeit. Es rührte mich, bewegte mich irgendwie. Diese Frau verkörperte das Bild einer jungen Mutter, einer Glucke, die das Kind beschützte, es um wärmte und pflegte. Und obwohl gar nicht mein Typ Frau, hatte ich das Bedürfnis, sie zu trösten. Ich verwarf das wieder. Wer war ich? Ein Samariter? Ich hatte genug eigene Probleme.

Aber spiegelte dieser eine Eindruck, dieses Zwischenspiel von menschlichen Beziehungen, das ich hier am Rande nur berührt hatte, nicht das große Problem wieder, woran so viele scheiterten? Sie war traurig, vielleicht sogar verletzt. Aber anstatt es ihm zu sagen, zu sagen wie wenig sie ihm vertrauen konnte, es wollte und es sie so tief traf, das sie es eben nicht konnte, schwieg sie. Sie hatte etwas ausgesprochen, was das Problem am Rande berührte, aber nicht den Kern. Ich wusste natürlich nicht, was vorher gesprochen worden war oder was der Typ am anderen Ende der Leitung alles angestellt hatte. Aber, dass ich aus diesem kleinen Fenster in ein anderes Leben, solche Schlüsse ziehen konnte, gefiel mir. Typisch Frau halt. Sie verlangten von uns Männer, dass wir sie lasen wie ein Buch, aber zeigten uns nie die passende Seite. Wenn es hochkam vielleicht nur einen Satz, den wir uns selber raussuchen mussten. Innerlich musste ich lachen, bemüht meine Miene ausdruckslos zu halten. Sie stieg aus, als die Bahn hielt. Ich war ihr ein Stück weit dankbar. Hatte sie mich doch abgelenkt von der nicht leichten Aufgabe, die noch vor mir lag.

Ich ließ meinen Blick weiter wandern, musterte die gerade eingestiegenen Fahrgäste, die die leeren Plätze nun mit Leben füllten. Mit Leben, das mir Gedanken bescheren konnte, die es mir ermöglichten, mich weiter abzulenken. Die Ausbeute war enttäuschend. Ich entdeckte eine alte Frau, die immerzu schmatzend, den Griff des Vordersitzes umklammert hielt. Die

weiße Haut war durchtränkt von dicken blauen Adern, die die dünne Haut nicht mehr verdecken konnte.

„Gott, bewahre, dass ich alt werde“, meldete sich mein innerer Gesprächspartner. Zu wissen, dass ich so enden würde? Ich hoffte ja immer noch, dass mich vor Erreichen dieser Endhaltestelle etwas ereilen würde, das mich davor rettete. Ich betrachtete mich in der Glasscheibe, die mir nur phasenweise ein Spiegelbild wiedergab, wenn wir an dunklen Hauswänden vorbeifuhren.

Ganz sicher hatte ich eine narzisstische Veranlagung, denn was ich sah, gefiel mir. Ich war nicht perfekt, bei Leibe nicht. Scharf geschnittene Züge, eine nicht zu große Nase, feine Lippenbeugen und blau graue Augen. Augen, die mir schon immer den Kontakt mit der weiblichen Seite unserer Existenz erleichterten. Es waren immer meine Augen, die Frauen mir als bezaubernd beschrieben, so als tauchten sie in die Seele ein, wissend und forschend. Gesehen hatte ich eine Menge, erlebt ebenso.

Aber nichts, was man erzählte, außer unter Tränen in einem stillen Raum mit Couch, wo einen die Dämonen der Vergangenheit quälten. Bilder schickten, die den Mund überschäumen ließen und einen selbst zurückschickte, in die Kinderschuhe. Einmal hatte ich mich dem hingegeben. Einem nickenden, ernsten Brillengesicht, das um Verständnis und Mitgefühl bemüht war, ohne eine Grenze zu überschreiten, alles erzählt. Aber es waren nur Bemühungen. Wer Geschichten von Sozialfällen las, die dicke Akten in Jugendämtern füllten, ohne auch nur irgendetwas jemals selbst erlebt zu haben, der konnte nicht verstehen, wirklich einfühlen.

Was zurückblieb nach so einer Vergangenheit, war ein Loch. Ein Loch, voller Dämonen, die die eigene Seele berührt und befleckt hatten. Und so sehr man sich auch bemühte, das Wissen um die eigene Dunkelheit, die Narben der inneren Berührungen, verschwanden nie. In meinem jugendlichen Verstand damals, hatte ich ihnen geglaubt. Geglaubt, dass das Aufarbeiten, noch mal Erleben, alles lindern und verschwinden lassen würde. So sollte es sein. Aber die Zeit hatte mir gezeigt, dass man am Ende einfach damit leben musste. Eine Vergangenheit lässt sich nicht aufarbeiten und Vernunft und schöne Worte, lassen tiefe und unsichtbare

Narben nicht verschwinden. Der Schatten bleibt für immer. Und jede Entscheidung, jeder innere Kampf, war nur die Wahl eines eigenen Pfades. Gab man nach oder lebte man den selbstgewählten Weg?

Ich schüttelte den Kopf, versuchte diese finsternen Gedanken und Erinnerungen los zu werden. Die Bahn hielt wieder, ich suchte das Haltestellenschild und erkannte, dass es nur noch eine Haltestelle war, die mich vor einer neuen Entscheidung bewahrte. Aber Bewahren war der falsche Ausdruck. Denn die Entscheidung hatte ich schon getroffen. Mit heruntergelassenen Rollos, während ich in Trauer zuließ, dass meine eigene Dunkelheit mich quälte und weiter hinunterzog, hatte ich mich mit Willenskraft wieder erhoben. In meiner Vorstellung hatte ich einen weiteren Verlauf gezeichnet, vor dessen Anfang in der realen Welt ich nun stand, oder besser saß.

Eine Haltestelle, ein paar Minuten, die mich davon trennten, einen Augenblick, einen Moment zu beschwören, in der mein Ich sich winden würde, dagegen arbeiten. Und einzig und allein mein Wille und mein Verstand würden es sein, die mich daran hinderten, mich zu drücken.

<<>>

Die Bahn hielt an und ich stand von meinem Sitz auf. Schnell rauschte ich die Treppen hinunter und zwischen den Menschen hindurch, die schon aufgeregter in die Bahn strömen wollten. Direkt hinter mir schloss sich die Masse und hinein floss ein Strom an Gesprächen, Telefonaten und wildem Geplapper. Ich entfernte mich ein Stück, holte kurz Luft und sammelte mich. Das Klingeln der Bahn erklang, das die Weiterfahrt anzeigte. Ich drehte mich um, sah auf die andere Straßenseite. Dort war die Glasscheibe hinter der mein Traum begonnen hatte. Ein Stück Wirklichkeit, das nicht ferner der Realität war, als wenn man sich selber im Fernsehen sähe. Unterdrückte Emotionen, ein Anflug von Trauer, der sich breit machen wollte. Gott, man machte es mir wirklich nicht leicht.

Ich drehte mich erneut um, zwang meinen Körper der Aufgabe entgegen. Den eilenden Menschen wich ich aus. Wilde Blicke, abwesend, Gesichter, getränkt von kaltem Schweiß, der einer Hast entsprang, die die Uhren vorgaben. Termine, Zeitpläne, die

eingehalten werden mussten. Ein Ticken der modernen Welt, das an jeder Ecke prangte. Einer Welt, in der ich noch ein Außenstehender war, aus dieser Maschinerie wegen meines Fehlers getrieben. Ein Fremdkörper im Stillstand, die große Bahnhofsuhr und den Fluss an Menschen beobachtend, der immer weiterfloß und mich umspülte.

Ich betrat den Bahnhof, wandte mich nach rechts in die Markthalle. Kleine Bartische, an denen Leute im Anzug Kaffee tranken. Eine Bäckerei mit offener Theke, die die verschiedensten Backwaren anbot. Zur linken Seite davor, leicht auf einer Anhöhe platziert, eine weitere Theke, diesmal für den Kaffee und belegte Brötchen. Dahinter war der Großraumofen, wie ich wusste. Die Brötchen, Baguettes und auch Brote, entsprangen dort dem Rohmaterial. Hinter den Theken die Bedienungen, mit rotem Kappy, roter Schürze und dem weißen Pulli. Bedienungen, die mich ansahen, erkannten und dann wild zu tuscheln anfangen.

Ich hatte damit gerechnet, setzte meinen Weg fort. Vorbei an einem kleinen Supermarkt, der überteuerte Preise zur Schau stellte. Bis zu einer Tür neben der nächsten Auslage, die Kuchen und Süßigkeiten präsentierte, die hier mit Stühlen und Tischen direkt verputzt werden konnten.

„Nur für Personal“ prangte das weiße Schild, nicht zu übersehen auf der dicken braunen Holztür. Ich schritt hindurch, schloss die Tür hinter mir, folgte dem Gang, der eine leichte Linksbeuge vollführte. Es ging vorbei an ausrangierten Regalen, einer Tiefkühltruhe und Kisten an Ware, die noch verräumt werden musste. Schon nach ein paar Sekunden hörte ich seine Stimme. Erneut kämpfte ich gegen meinen Weglaufimpuls an. Ich wollte nicht dorthin und doch hatte ich mich so entschieden. Eine Entscheidung, die ich auf den viel zu kurzen letzten Metern schon wieder bereute. Würde es gut laufen? Ein Desaster werden? Ich wusste es ehrlich gesagt einfach nicht. Und meine Gedanken konnten mir das auch nicht sagen. Nur die Durchführung des Planes der mich hier hin geführt hatte, würde mir die Zukunft zeigen. Eine Zukunft, die ich selber gewählt hatte. Was auch immer dann im Endeffekt auch daraus werden würde. Und nun stand ich vor der Tür.

Ich klopfte an den Türrahmen und Herr Schaber sah auf. Seine

Augen unter der rahmenlosen Brille, spiegelten Verblüffung und Überraschung wieder. „Darf ich kurz stören?“ Zwang ich mich zu sagen. „Aber sicher“, antwortete er abwartend und mich neugierig musternd. Ich betrat das Büro, das taghell erleuchtet durch die breiten Neonröhren, doch nichts von seiner Enge verlor.

Mein Blick wanderte über verteilte Aktenordner, Schnellhefter, den halbgefüllten Stifthalter bis zum Monitor, über den sich wiederholende Schlieren zogen. Die weißgestrichenen Wände waren zugепflastert mit einer Pinnwand und Kalendern in jeder Ausfertigung auf denen rote, schwarze und auch grüne Schriftzüge zu erkennen waren. Herr Schaber schloss den Ordner, in dem er gerade noch geblättert hatte und schob ihn zu seiner Linken gegen die Tastatur.

„Immer heraus damit, Junge“, versuchte er mich zu motivieren. Ich schluckte den aufkeimenden Unmut über das „Junge“ hinunter und räusperte mich. „Nun“, noch ein Räuspern, „ich bin hier um mich zu entschuldigen. Ich weiß, dass es falsch war, wie ich reagiert habe.“ Ich holte innerlich kurz Luft, wartete auf eine befreiende Antwort von Herrn Schaber, die es mir ermöglichen könnte, mich nicht so sehr winden zu müssen. Aber natürlich kam nichts. Er sah mich nur an, weiter ausdruckslos und ohne die Spur einer Entgegnung auf den Lippen. Und so fuhr ich fort: „Es hätte mir nie passieren dürfen. Gerade in der Gastronomie leben wir doch von den wiederkehrenden Kunden. Und ein verprellter Kunde geht doch lieber zur Konkurrenz. Ich weiß, dass ich zweimal eine Chance versaut habe. Ich habe es einfach zu leichtfertig auf die Schulter genommen. Worum ich Sie bitte, ist eine letzte Chance?“ Mein Herz sank in die Hose, mir war flau und es war verdammt ungemütlich. Mir widerstrebte diese Situation. Um Entschuldigung zu bitten, überhaupt jemanden um etwas bitten zu müssen, das gefiel mir absolut nicht.

Herr Schaber sagte auch jetzt noch nichts, blickte mich einfach mit einer Miene an, die ich nicht deuten konnte. „Ich weiß, dass ich ganz sicher nicht der Vorzeige Mitarbeiter war. Und vielleicht war es sogar eine Erleichterung für sie, mich loszuwerden?“ Keine Reaktion von ihm. Na, das lief ja wirklich super. „Aber ich bin bereit

alles dafür zu tun, um noch einmal eine Chance zu bekommen. Eine letzte Chance. Ich ...“, mühsam suchte ich nach einer weiteren Begründung. Hätte ich mir vorher etwas überlegen sollen, mich besser vorbereiten? Anscheinend ja. „Es reicht.“ Schnitt er mir endlich jedes weitere Wort ab. „Genug gekrochen. Mach Dich niemals kleiner als Du wirklich bist, verstanden?“ Ein Nicken von meiner Seite und ich versuchte zu verstehen, wohin das führen sollte. „Nichts ist so viel wert. Und ein Job mit minimal Bezahlung schon gar nicht. Setz Dich.“

Gehorsam glitt ich auf den Bürostuhl an der anderen Seite des Schreibtisches. „Ich weiß, dass Du nicht dumm bist“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, in der er mich nur nachdenklich anschaute. Ich rutschte nervös auf meinem Stuhl hin und her, Gemütlichkeit und meine eigene Art der Gelassenheit, wollten sich nicht einstellen. „Und ganz sicher wäre es Dir in einem anderen Leben gegönnt zu studieren und eine bessere Ausbildung zu haben. Aber wir sitzen jetzt hier. Und Du musst mit dem leben, was Du hast.“ Diesmal blickte ich ihn einfach nur in den paar Sekunden des Schweigens an.

„Was unterscheidet Deiner Meinung nach den Kriminellen vom Normalbürger? Den versoffenen Alki, der seine Mutter für den nächsten Schluck verkaufen würde, vom geflissentlichen Arbeiter, der jeden Morgen pünktlich um sieben auf der Matte steht?“

Ich ließ die Frage kurz einsickern, versuchte herauszufinden, welche Richtung das Gespräch nehmen sollte. Und ich erkannte, dass ich Herrn Schaber bis jetzt falsch eingeschätzt hatte. Bis dato war er nur ein weiterer Anzugsfuzzi gewesen, der sich ja nicht die Finger dreckig machen wollte und deswegen nur alle herumkommandierte. Nicht fähig zu wirklich menschlichen Regungen, ein Chef, der seine Macht nur aus Gemütlichkeit missbrauchte und bereit war dafür über Leichen zu gehen. Der weiße Kittel, der blaugestreifte Hemdkragen dazu und die enggebundene blaue Krawatte vermittelten mir das Bild irgendwie. Doch jetzt sah ich noch mehr. Ich sah Bartschatten, tiefe Augenränder, die nur leicht verdeckt unter den Brillengläsern lagen. Und sehr müde Augen, die eine Erschöpfung zeigten, die nicht von fehlendem Schlaf zu kommen schien.

„Die Einstellung, die sie haben?“ Ich hoffte, in die richtige Richtung geschossen zu haben. „Ja, es ist die Einstellung. Und doch ist es noch einfacher, noch simpler und fängt früher an. Die Einstellung, das ganze Bemühen, die eigene Moral und Sichtweise von egal welchen Dingen, hängt von einer anderen Kleinigkeit ab. Der Entscheidung. Einfach etwas zu tun, oder auch eben nicht. Manchmal verkaufen wir uns für etwas“, seine Hand strich dabei über den Aktenordner, fast unbewusst, als bemerke er selbst es gar nicht. „Ein anderes Mal überschreiten wir Grenzen. Und die Wahl dessen, was wir machen, welcher Abbiegung wir in einer kleinen Entscheidung folgen, trägt sich weiter und weiter und schlägt Wellen in ein ganzes Leben. Verstehst Du das?“ Sein Blick wanderte zum Monitor, als hätte er die Frage gar nicht mir gestellt.

„Ich denke ja.“ Und ich tat es wirklich, irgendwie konnte ich instinktiv verstehen, was er meinte. Wer, wenn nicht ich? Es war doch das, was meine Chance auf ein besseres Leben sein sollte. Nichts Handfestes, nur mein Wille, nur die Entscheidung, anders zu sein, als man es mir vorgelebt hatte. „Und ich muss zugeben, Sie haben recht. Geht mit der Entscheidung doch auch eine Erkenntnis einher, die sich erst eröffnet, in dem wir neue Wege beschreiten. Und die Bereitschaft dazu, kommt wiederum alleine durch die simple Wahl, die wir treffen.“ Meine eigenen Worte wunderten mich. Ich wusste gar nicht, woher das kam.

Er lachte auf. „Ein kleines bisschen Philosophie. In einem anderen Leben hätte ich es studiert.“ Er wandte sich mir wieder zu, sein noch abwesender Blick klärte sich langsam. „Aber genug davon. Was ich sagen will, ist dass ich Achtung davor habe, dass Du hier aufgetaucht bist. Es gehört Mumm dazu und sicher auch einen bestimmten Grad an Willenskraft. Ich hätte nicht gedacht, dass Du dazu fähig bist. Du bekommst Deine Chance, schon alleine, weil ich denke, dass es Dir wirklich Leid tut. Sonst wärst Du hier nicht aufgetaucht. Direkt in der Höhle Deines Löwen.“

„Das tut es ganz sicher. Ich werde es nicht vermasseln“, beeilte ich mich zu bestätigen und konnte nicht unterdrücken, dass in meinem Verstand das Bild von Herr Schaber als Löwe in einer Höhle auftauchte. Von der Spinne zum Löwen. Interessante Entwicklung

und doch fraßen beide ihre Beute. Musste ich mir Sorgen machen? Aber über wen? Über Herrn Schaber oder über meine ausgeprägte Phantasie? Ich blendete den Gedankengang aus. Nicht die Zeit und der Ort um sich dem hinzugeben.

„Die Entscheidung liegt am Ende nur bei Dir alleine.“ Er ließ jedes Wort über die Lippen gleiten, so als koste er es aus. „Heute ist Freitag. Du hast das Wochenende frei, aber am Montag um Punkt zwölf Uhr, will ich Dich hier sehen. Bereit zur Arbeit und diesmal ohne Zwischenfälle. Verstanden?“

„Ja, ganz sicher.“ Antwortete ich. „Und nun raus mit Dir, ich habe zu arbeiten.“ Ich überlegte noch etwas zu sagen, aber Herr Schaber bewegte bereits die Maus und tippte ein Passwort ein. Abwesend und wieder verschlossen. Ich stand von meinem Stuhl auf und verschwand durch die Tür.

Erleichterung machte sich in mir breit. Ich war noch etwas wackelig auf den Beinen, fühlte mich unsicher und doch war da eine Spur von Hoffnung in mir. Ich konnte sie berühren, doch irgendwie nicht packen. Ich hatte es geschafft, mich der Situation gestellt und man kann sagen, gewonnen. Nur die seltsame Art von Herr Schaber bereitete mir Kopfzerbrechen. Ich hatte ihn völlig falsch eingeschätzt. Konnte hinter so einem Drachen an Chef, wirklich ein kleiner Philosoph stecken? Ein seltsamer Gedanke. Es ging weiter durch die braune Tür, wieder zurück in die Markthalle.

Mein verwirrter innerer Zustand wurde überschwemmt von den neuen Reizen, die mir entgegenschlugen. Ich hörte das Klingeln der Kassen, Brühen von Kaffeemaschinen, das Schaben der Stühle auf dem Steinfußboden und die Stimmen, die sich unterhielten oder, wie in Selbstgesprächen, einseitig in ihre Handys flossen. Ich taumelte kurz, fing mich aber wieder, bevor es zu einem Ausrutschen werden konnte.

Ich durchschritt die Markthalle erneut, wissend, dass auch ich hier wieder hingehörte. Diesmal kein Tuscheln, nur kurze Blicke, der Stress nahm zu viel der Aufmerksamkeit. Ein Anstrom an eiligen Arbeitern hatte wieder eingesetzt, den die Bahnen in die Pfade des Bahnhofes entlassen hatten. Und so zog es sie an die vielen kleinen Stände, die ihnen das geben sollte, was ein Frühstück oder eine

Zwischenmahlzeit ersetzte. Brötchen, belegt mit allerlei Zutaten, Teilchen, Plätzchen und Süßigkeiten. Hauptsache es schmeckte und gab den Geschmacksknospen mehr zu tun, als es ein eilig geschmiertes Brot jemals könnte. Eingesperrt in einem Plastikbehältnis, dessen künstliches Aroma sich in allem einlagerte, das dort auf das Verschwinden wartete.

Was davon konnte mit einer Illusion mithalten, die erschaffen durch die richtige Beleuchtung und die passenden Bilder, einen Hunger bediente, den sie selber erst erweckt hatte. Ironisch und doch so verständlich. Ich selber bemerkte, wie die Versuchung an mir nagte, mich dieser ellenlangen Schlange an Wartenden anzuschließen, um meine Zähne in ein Apfelteilchen zu jagen, das mir kurze Befriedigung geben würde. Die Zuckerhaube darauf würde leicht bröckeln, der Teig nachgeben und mir eine Apfelcreme in den Gaumen fließen lassen, die ich wohligh schnaufend schluckte. Der Backofen der heißen Dampf in die Markthalle entließ, gab mir Hoffnung, dass es vielleicht sogar noch warm war. Während ich mir nach der kleinen Speise den Zucker von den Lippen leckte, wäre es eine wohlige Wärme, die sich vom Magen aus, verbreiten würde. Eine Abrundung dieses einzigartigen Momentes, wäre allein die Krönung durch einen heißen Kakao, auf dem die fette Sahne langsam schmolz.

Auch ich war ein Teil dieser summenden Bienen, die sich den grauen Alltag mit einem kleinen Paradies versüßen wollten. Auch ich war nur ein Mensch, ein Gefangener seiner Sinne und des momentan aufblitzenden Verlangens. Aber ich widerstand.

Ich verließ die Markthalle, befand mich mittlerweile vor einem kleinen Buchladen. Auch hier klingelten die Kassen, wuselten die Ameisen, nach anderer Ablenkung. Schicksale, Geschichten, die schöner oder auch trauriger als der normale Alltag waren. Andere Illusionen, gebunden oder auf leichtem Papier gedruckt. Täglich neuerscheinend, mit dicken Schlagzeilen oder ein Unikat, das durch ein Bild, eine Überschrift und einem Namen, auf so viel mehr schließen ließ. Doch auch hier, nur Illusionen, erweckte Wünsche, zum Teil gesteuerte Meinungen.

Aber wer war ich schon, dass ich mir über so etwas Gedanken

machte? Ich selber genoss es doch viel zu sehr. Und war ich dann nicht schlimmer? Denn ich wusste ob der Wirkung und ergab mich ihr willentlich. Ich schmunzelte innerlich. Ich mochte meinen eigenen Sarkasmus, diese Ironie und manchmal Schwarzmalerei, die ein Wiedereinstieg mit sich brachte. Dieses Loch, in dem ich eine Woche gesteckt hatte, war nicht mein erstes gewesen. Und ein Erheben daraus war begleitet von dunklen Gedanken, die mich nur daran hindern wollten, wieder zu genießen und die Dunkelheit hinter mir zu lassen.

Meine eigenen Dämonen. Ich kannte sie einfach zu gut und doch siegten sie manchmal. Die letzte Woche hatte es mir mal wieder bewiesen. Aber welche finstere Gedanken? Ich hatte gerade wieder gesiegt, mich neu erhoben und wieder in das Gefüge eingeordnet. Ich sollte Stolz sein, aber es stellte sich nicht ein.

Ich wandte mich dem weiten Eingang des Ladens zu, der laut schnaufen durch die Lüftungsanlage warme Luft ausstieß. Ein Schritt, dem der Nächste folgen sollte. Ich wollte meine eigene Illusion. Ein Buch, ein Traum, der stärker als meine erlebte Dunkelheit war, um sie für wenigstens 300 Seiten vergessen zu können. Ein Stück weit ein anderes Leben sehen, das auch Probleme hatte, ohne Zweifel, aber mir Gefühle gab, die außerhalb meiner eigenen Bahnen lagen.

Eine Berührung am Arm, die sich zu einem Griff formte und mich zurückhielt. Ich schwang herum, leicht gereizt, bereit anzufahren, wer es wagte mich festzuhalten. Bereit, dieses fremde Leben, das meine Grenzen überschritt, mit den passenden Worten einzustampfen.

Ein Lächeln empfing mich und ich vergaß den aufkeimenden Ärger. Der Griff lockerte sich, löste sich und begab sich wieder in den eigenen Bereich.

Ein Blick, und ich wusste, wen ich vor mir hatte. Ich kannte sie und in einer anderen Zeit, ohne die Erlebnisse der letzten Woche, hätte mein Herz Sprünge gemacht. Der letzten Woche war eigentlich falsch. Denn was das Bild jetzt trübte, der Schönheit ein Stück weit den Glanz stahl, das war nur ein Tag gewesen.

Blaue Augen, blonde schulterlange Haare, die in Strähnchen gefärbt

auch ein Braun begleiteten. Ein schwarzer Mantel, der wie auch der Kittel sonst, vieles verdeckte, aber manches erahnen ließ. Schminke, die die durch schwarze Striche an den Konturen, Augen größer schienen ließ. Puder, das die Haut brauner machte und Lippenstift, der dem Gesicht ein neues Zentrum der Sinnlichkeit gab.

Lucy. Ich sah sie regelmäßig auf der Arbeit und genoss die Begegnungen immer sehr. Sie hatte mich bezaubert, ihr Parfum mich betört. Aber jetzt spürte ich...nichts. Ich sah, wie schön sie war, was für eine gute Partie, ein gelungener Fang, sie sein könnte. Aber es war mein Verstand, der mir das sagte. Gefühle wollten sich nicht einstellen. Und ich merkte, wie ich sie mit Rose verglich. Ein Vergleich, bei dem sie nur verlieren konnte.

„Hi. Ich habe Dich länger nicht gesehen. Hattest Du Urlaub?“ Sie fragte es mich, begleitet von einem schüchternen Lächeln, das nur ihre Verlegenheit verdecken sollte. Aber was machte ich auch hier? Ich musterte sie offen, ohne Mienenspiel, dabei hatte sie mich angesprochen und die Grenze von Arbeitskollegen fast schon berührt. Außerhalb der Arbeit war sie auf mich zugekommen und musste sich ganz sicher ein Herz fassen dafür. Verlegenheit passte so gar nicht zu ihr. Bei ihrem Aussehen lagen ihr die Männer doch sicher zu Füßen? Und doch erkundigte sie sich nach mir. Es war ihr sogar aufgefallen, dass ich gefehlt hatte. Eine Kleinigkeit mit Bedeutung oder auch nur Überinterpretation meines Verstandes?

„Nicht ganz. Es gab ein paar Probleme und ich war gewissermaßen freigestellt.“ Ich zwang mich dabei zu einem Lächeln, um ihr entgegenzukommen. Und ein Stück weit, fand es sogar innerlich Anklang. Ihre Miene wechselte, die Züge entspannten sich und ihre Augen zeigten Sorge. „Was ist passiert? Was Schlimmes?“

„Nein, nein. Nur ein kleiner Streit mit dem Chef, der nicht so ganz toll ankam.“ Sie war echt an mir interessiert? Ich hatte es immer gehofft, aber nie in der Realität für möglich gehalten.

„Ja, ja. Nur Arschlöcher werden Chefs. Oder ist das eine Voraussetzung für die Anstellung?“ Sie lachte. „Du und Dein Mundwerk.“

Ich lächelte. Nach der kurzen Unterhaltung eben, war mein Bild von Herrn Schaber leicht ins Wanken geraten. Vielleicht tat er auch nur

so, als wäre er übermäßig streng, um sie im Zaum zu halten? „Ja, das war es mal wieder. Ab Montag darf ich hier wieder antanzen, im Paradies für ehemalige Arbeitslose.“ Sie lachte wieder, diesmal klang es echter. Ich konnte mich aber nur zu einem weiteren Lächeln bewegen.

„Du hast Schluss, oder fängst an?“

„Bin grad raus. War nur noch bei Saskia gewesen“, sie zeigte mit einem weiß behandschuhten Finger in die Markthalle. „Da sah ich Dich aus dem Büro kommen.“

„Hab Dich gar nicht gesehen, Sorry.“

„Ja, das war nicht zu übersehen. Du warst ja so in Gedanken versunken. Ich habe Dir sogar gewunken.“ Diesmal strafte mich ihre Miene mit leichtem eingeschnappt sein. Aber es war nur gespielt und sie ließ es nach einigen Sekunden wieder verschwinden.

„Wolltest Du da rein?“ Sie deutete mit einem Nicken zum Buchladen.

„Ja, ich überlegte es gerade. Irgendetwas für den kalten Abend. Immer noch besser als nur zu fernsehen und den immer gleichen Serien und Wiederholungen zu folgen.“

„Ja. Da hast Du Recht. Vor allem, wenn man sie alleine verbringt. Ich komm mit, brauch auch irgendwas.“

Eine Anspielung? Was war denn mit den Frauen los, dass sie direkt etwas ansprachen, ohne zu warten, bis der Mann die beiläufige Frage stellte, die Chancen abwägen sollte. Sie wartete augenscheinlich auf eine Antwort. Wahrscheinlich sollte ich jetzt auch einfließen lassen, dass ich Solo war und im weiteren Verlauf wäre dann ein Treffen drin, aus dem sich mehr entwickeln konnte. Aber den Weg wollte ich noch nicht gehen.

Ich hatte gerade erst eine kleine Krise überstanden und wollte mich nicht auf was Neues einlassen. Was Neues. Ich schmunzelte innerlich. Ein Tag war es gewesen. Ein Tag, der mir sehr viel bedeutet hatte, mich was spüren ließ, auf das ich wartete ohne es selber zu wissen. Ich spürte einen Stich im Herzen und die Sehnsucht setzte ein. Ich schob meinen Blick an ihr vorbei, schaute auf die Uhr, während ich das Aufkeimen dieses Strudels verhinderte. Ich hatte mich zu sehr darauf eingelassen, zu viel erhofft und war es

selber schuld. Aber sie wäre es wert gewesen.

„Ich dachte, Du hättest einen Freund? Robbie oder so ähnlich, mein ich? Hat mir irgendwer erzählt.“ Die Worte sollten meinen Verstand einschalten und das abwenden, was erwachen wollte. „Ist aus, seit`n paar Wochen. Er glaubte neben mir noch ein paar Andere haben zu können.“ Ich sah ein kurzes Huschen von Enttäuschung über ihr Gesicht fließen, das sie gekonnt durch ein Lächeln verdeckte. „Das tut mir leid.“

„Muss es nicht. Er war ein Arschloch, das mich nur benutzt hat. Lass uns reingehen. Ich brauch Ablenkung, sonst reg ich mich nur noch mehr auf.“

Sie ging an mir vorbei, ihr Parfum kitzelte meine Nase. Bruno Banani, pure woman, oder so ähnlich. Ein Traum für die Nase und der pure Duft von reinsten Weiblichkeit.

Lucy verschwand im Reich der Träume, das mehr Illusionen bereithielt, als es sich ein Mensch alleine jemals wünschen konnte. Man musste nur seine Nische finden, das was man wollte, das was man sich wünschte. Irgendeines dieser Werke würde einem den Traum erfüllen und sei es nur für ein paar Abende. Eine Illusion der Worte.

Ich zögerte kurz.

Eigentlich wollte ich lieber alleine sein, mich den Gedanken hingeben. Es tat mir leid, dass ich sie so sehr hatte abblitzen lassen. Sie war mal ein Traum von mir gewesen. Und nun? Rose sah ich wahrscheinlich nie wieder. Aber Lucy war hier. Sie hatte fast ein Angebot gemacht, auf das ich nie gehofft hätte und ich Trampel war nicht darauf eingegangen.

Hatte ich sie verletzt? Es tat mir schon wieder leid. Ich wusste einfach nicht, wo mir der Kopf stand. Was war nur los mit mir? Einer Frau, die ich noch nie gesehen hatte, legte ich mich vollkommen zu Füßen. Eine andere Frau, auf die ich schon ewig gewartet hatte, ließ ich abblitzen. Ich seufzte innerlich und ergab mich dem Schicksal, wo immer es mich auch hinführen würde. Lucy war schon im Laden und ich beeilte mich, ihr zu folgen, unwissend aber auch gespannt, auf was für Wege man mich schickte.

[...] *Schicksal, Zufall oder eine höhere Macht. Zu behaupten, dass niemand*

mit uns spielt, wäre fast eine Lüge. [...]

Azralot II

Du guckst angestrengt auf den Monitor, die Finger huschen über die Tastatur. Ich weiß, dass Du nur so tust, als störe Dich meine Anwesenheit nicht. Du greifst zur Seite, nimmst einen Collegenblock und blätterst darin. Wie nebenbei streift mich Dein Blick.

Du siehst, dass ich mir ein Papier genommen habe und schreibe. Aber Du weißt nicht, was ich mache oder warum. Das verunsichert Dich. Dein verachtender Blick zeigt mir, dass Du mich nicht hier haben willst. Jetzt tippst Du wieder, geflüssentlich konzentriert und gebannt. Aber ich weiß, dass Deine Gedanken woanders sind.

Du weißt, was auf dem Spiel steht. Du weißt, was passiert, wenn Du mich enttäuschst. Die letzten Nächte hast Du durchgeschrieben. Ich sah es durch das Fenster. Natürlich beobachte ich Dich die ganze Zeit.

Ich verstehe Dich nur nicht. Auch wenn ich Deine Gedanken lesen kann, Deine Empfindungen auffangen, so bist Du mir doch ein Rätsel. Mir, der ich schon so lange lebe, dass die Ewigkeit als Begriff nicht ausreicht.

Du schreibst in drei Collegenblocks gleichzeitig. Du sagst, Du brauchst das für die Handlungsstränge. Am Schluss fügst Du es zusammen.

Die Geschichte verliert sich in Kleinigkeiten, dauert so lange. Das steht nicht in dem Buch, das ich Dir gab. Kein I-Phone, kein Bruno Banani. Das gefällt mir nicht. Du sagst, das muss so sein. Die Geschichte müsse glaubhaft wirken, authentisch, nachvollziehbar. Du willst eine Entwicklung, einen Verlauf und am Ende einen Höhepunkt. Ich akzeptiere das. Vorläufig.

Du arbeitest so sehr an meinem Buch, so voller Eifer. Du weißt, dass ich Dich töte, wenn Du es nicht schaffst und mir einen Anderen suche.

Du willst es unbedingt schaffen. Wofür?

Verstehen tue ich es nicht. Der Mensch ist voll von Überlebensinstinkten, die durch Todesangst erst so richtig aktiviert werden. Aber bei Dir ist es etwas Anderes.

Du willst für Deinen Sohn weiterleben. Das verstehe ich.

Aber Du verdammst Dich selber in einer Liebe, die keine Erfüllung mehr bringen kann. Seit zwei Jahren seid ihr getrennt. Wenn ihr Euch seht, streitet ihr Euch, die Verbitterung kocht hoch. Bei Euch beiden. Ich weiß es, denn ich habe Euch beobachtet. Eine unüberwindbare Kluft ist zwischen Euch. Du siehst, wie sie ist. Du siehst, was nach der Trennung alles zwischen Euch gelaufen ist. Und doch klammerst Du Dich mit aller Kraft an eine Erinnerung.

So, wie sie war, als ihr die Zukunft gemeinsam wolltet. Diese Erinnerung ist stärker als die Gegenwart. Du zwingst Dich selber, an die Vergangenheit zu glauben, um sie in der Gegenwart lieben zu können. Und das, verstehe ich absolut nicht.

Ich muss aber zugeben, ihr streitet Euch jetzt nicht mehr. Es ist weniger und ruhiger geworden. Aber ihr nähert Euch auch nicht wieder an.

Oh ja. Ich kann auch ihre Gedanken lesen. Und ich könnte sie Dir aufschreiben. Aber das werde ich nicht tun.

Nach all den Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden, ist es Deine kleine menschliche Liebe, die mich fesselt. Und ich will einfach wissen, was daraus wird.

Mich interessiert, was wäre, wenn ich Dir die Unsterblichkeit anbieten würde. Würdest Du sie annehmen? Würdest Du mit ansehen wollen, wie Dein Sohn immer älter wird? Würdest Du ihn eines Tages verwandeln? Damit er nicht alt und gebrechlich wird und am Ende in Deinen Armen stirbt? Würdest Du Deine Fähigkeiten benutzen, um Dir die verwehrte Liebe zu holen?

Bitte schreib meine Geschichte und schreib sie gut. Du kannst mich auf lange Zeit unterhalten. Und deswegen bin ich bereit, über die kleinen Veränderungen hinwegzusehen, die Du an meiner Geschichte vorgenommen hast.

Ich gebe jetzt und lasse Dir das Stück Papier hier einfach liegen. Mit meinen Worten und meiner Schrift darauf. Und ich bin gespannt auf Deine Reaktion. Bei all den Millionen Menschen, die ich leben und sterben sah, bist es Du, der mich fesselt. Und bist es auch Du, der mich erweckt hat.

Ich merke, dass ich dieses Zusammenspiel von Zufall und Schicksal, richtig genieße. Es gibt mir mehr als das simple Mahl, das Eintauchen in fremde Leben. Denn hier weiß auch ich nicht, was passieren wird. Das fasziniert mich. Was wird, wenn Du das Buch fertig hast? Ob ich dann für immer verschwinde? Hoffe es, aber rechne nicht damit. Ich genieße dieses Spiel einfach zu sehr.

Kapitel 3

Dicke Regale mit massenhaften Werken zu meiner Rechten. Bebilderte Reihen mit fett prangenden Titeln. „Verrat und Rache“, „Lebenswut“, „Liebestraum“ und unendliche mehr. Dazu noch ein Plakat mit den neuesten Werken eines Bestsellerautors. Unbedingt zu kaufen und zu lesen, wie man es vermittelte. Über dem Regal, die dicke Zeile in roten aufgeklebten Buchstaben, die das Wort „Bestseller“ wiedergaben. Wie eine Ampel, ein leuchtendes Warnsignal, das wie auch vorher nur die Aufmerksamkeit fing und den Kaufrausch antreiben sollte.

Zur linken Seite, die leichten Papiere mit den News und Schlagzeilen, deren Gültigkeit bestenfalls ein paar Tage umfasste. Auch hier drüber die dicken Buchstaben „Presse“, diesmal in grün. Ich ließ meinen Blick weiter in den Laden hinein wandern. Ich sah die Suchenden, Bücher aus den Regalen nehmend, berührend, forschend und doch auch wieder wegstellend. Wie nach einer Liebe auf dem Grund des eigenen Herzens tasteten sie mit allen Sinnen nach dem, was sie berühren würde. Nach der Geschichte, die für sie alleine ein einzigartiges Erlebnis werden konnte.

Wissend, dass wenn gelesen, es vorüber war und etwas Neues her musste. Eine Sucht, eine Leidenschaft, die einmal erweckt, nie gestillt werden konnte. Nie ganz. Nur für ein paar Stunden, Tage und Momente. Danach wieder eine Suche, wie beim Süchtigen, vor dem nächsten Schuss. Ironisch, diese Parallele zu ziehen. Nur, dass diese Sucht den Körper nichts kostete außer Zeit. Aber wer las, der nahm sie sich einfach.

Lucy stand vor einem Regal mit den Lettern „Musik, Pop, Kultur“. Auch bedrucktes Papier, aber mehr Bilder und manchmal sogar eine kleine Beigabe dabei. Ein anderer Traum, den sie nicht erschufen, sondern nur bedienten und begleiteten.

Sie blätterte in einem Magazin, legte es nach ein paar Sekunden wieder in das Regal zurück. Sie schaute sich um, Ihr Blick erfasste und erkannte mich, wandte sich dann wieder dem Regal zu. Kein Lächeln, kein Herbeiwinken. Ich hatte sie verprellt. Sollte ich trotzdem zu ihr gehen? Oder mich in eine andere Ecke verziehen und darauf warten, dass sie zu mir kam?

Ihr Entgegenkommen zeigte, dass sie mit mir zu tun haben wollte und nicht nur einen Zeitvertreib brauchte. „Überinterpretation, mal wieder“, sagte ich mir. Eigentlich war ich jetzt wieder dran. Nach der unwissentlichen Abfuhr eben, sollte ich einen Schritt auf sie zu machen.

Ich ging die paar Stufen hinauf, wandte mich zur linken Seite und steuerte ganz zufällig in ihre Gegend, vorbei an den Lettern „Computer“, „Games“. Ich stoppte kurz, nahm ein Magazin aus dem Regal und tat als lese ich. Irgendetwas mit php, Linux und Serveradministration. Wer beschäftigt sich denn mit so etwas? Ich wusste, wie ich meinen Computer anstellte und dass Linux irgendein Betriebssystem war. Sicherer und kostenlos. Mehr sagte dieser Bereich mir nicht. Ich legte die Zeitung wieder zurück und setzte meinen Weg fort.

Was für ein Zufall, dass ich direkt neben ihr in eine Parfumwolke tauchte. Ich griff auch dort ins Regal, nahm wieder ein Werk aus irgendeinem Bereich heraus und blätterte in ihm.

Musik, Rock und was mir doch zusagte, Frauen. Jede Menge Ablichtungen von Sängerinnen und Models. Eine andere Art Models und eine andere Art der Photographie. Und als ich eine Frau auf dem Bild sah, die eine Andere küsste, wurde mir klar, in was für einen Bereich ich gerade eintauchte. Eine schwarze Schönheit, auf Knien und gefesselt, die sich einer Blondine für einen Kuss hingab. Innerlich räusperte ich mich. Bemüht, nichts nach außen scheinen zu lassen.

Lucy sollte nicht merken, dass ich in einer Zeitung blätterte, die mich gar nicht interessierte, von deren Bereich ich überhaupt keine Ahnung hatte. Ich holte Luft, um etwas zu sagen. Die Lippen und meine Zunge bereiteten sich darauf vor eine simple Frage zu stellen, die eine Unterhaltung beginnen sollte. „Und, was gefunden?“

Doch ein schrilles Piepsen, das zu einer Melodie wurde, hielt mich davon ab. Lucy kramte in ihrer Handtasche, schwarz, mit goldenem Emblem irgendeiner Marke. Das Piepsen hörte auf, als sie sich das Handy an das Ohr führte. Sie entfernte sich von mir und sprach leise hinein. Ich konnte nur Getuschel ausmachen, keine klaren Worte. Es gab also etwas, das ich nicht mitbekommen sollte?

In die Umstände gedrängt, aus denen ich mich gerade befreien wollte, blieb mir nur das Weiterblättern.

Es folgten Auflistungen über allerlei Konzerttermine, Tourneepläne und später auch eine besinnliche Ecke. Kurze Gedichte der Leserschaft, die hier veröffentlicht wurden. Dunkle Träume, Schmerzen, Blut und Tod, die Inhalte. Die Unmöglichkeit ein Leben zu leben. Eine tolle Zeitung, ein Glücksgriff, der genau dem entsprach, was ich jetzt nicht wollte. Danach Angebote, Werbung und letztendlich Kontaktanzeigen. Aneinander gereihte kurze Texte, die anpriesen, was alleine war, um so jemanden zu finden, der das beendete. „Schwarze Seele sucht...“ Weiter dann Voraussetzungen, die den Sinn wieder stahlen und die Chance auf Erfolg gen Null senkten.

Wenn sie so genau wussten, was sie wollten, warum nicht dann eine sprechende Puppe, als einen Menschen, der nie so sein würde, wie man es sich wünscht? Mein Blick glitt weiter über unendliche Textpassagen und Angebote. Das würde mir garantiert nie passieren, dass ich mich selber so anbot. Wie ein Gut, ein Produkt, um jemanden zu finden, der Anteil nahm.

„Sorry, ich muss weg. Wir sehen uns.“ Lucy sagte es und marschierte schon los. Ohne auf eine Antwort oder Reaktion von meiner Seite aus zu warten. Ich sah sie an der Kasse vorbeieilen und durch den Ausgang verschwinden. Na toll. Jetzt stand ich hier also. Wie abgeladen, selber verprellt. Ein leichter Unmut machte sich breit.

Aber genau genommen, war sie wegen mir erst überhaupt erst hier hereingekommen? Jetzt wollte ich nur raus hier. Raus aus diesem Ameisenbau, wo alle herum wuselten, suchten, berührten und anfassten. Geräusche und Gerüche, von denen ich genug hatte. Was wäre, wenn sie noch draußen war? Ich musste wenigstens noch ein paar Minuten standhalten. Nur um ihr nicht zu zeigen, dass ihr Verschwinden dem Ort den Sinn eines Aufenthaltes genommen hatte. Ich blickte auf das Magazin, das verloren am Platz, immer noch aufgeschlagen in meinen Händen lag.

Und eine Anzeige fiel mir ins Auge. Eigentlich unscheinbar und eben noch überlesen.

„Ich, die Vampirin Arah, suche Austausch. Neue Leben und neue

Eindrücke. Euer Leben, Eure Gefühle, die mir eine Dunkelheit erhellen sollen, der ich unendlich fristen muss.“

Kein Vampir würde einfach so eine Anzeige schalten. Aber irgendetwas nagte an mir. Ich zweifelte und wollte nur lachen über so einen offensichtlichen Scherz. Und doch hörte ich mich die Frage stellen: „Was wäre wenn?“ Meine Vorstellung ließ mich ein Bild sehen, eine Entwicklung vollziehen. Das Eintauchen in Geheimnisse. Dunkelheit und Wahrheiten abseits dieser Welt, abseits dieses Alltages.

Und im Endeffekt kaufte ich die Zeitung wegen dieser kleinen Hoffnung auf einen Traum.

[...] *Träume und Hoffnungen. Sind es nicht die besten Gründe um einen rationalen Verstand auszubeheln?* [...]

<<>>

Laut gluckerdnd gab der Abfluss seinen Hunger preis, als der Rest des Spülwassers verschwand. Dreck und Seifenschaum blieb an den Rändern des Spülbeckens hängen. Ich spülte ihn mit neuem Wasser aus dem silbrigen Hahn weg. Ein Wisch mit dem Lappen und auch das Becken war gepflegt.

Ich hatte es wirklich getan. Mir das dreckige Geschirr genommen, gespült und wohl sortiert alles an seinen Platz befördert. Dabei hatte ich meine Gedanken treiben lassen. Es ging um diese Anzeige.

Sollte ich darauf reagieren? Sollte ich in einen Briefkontakt mit dieser Vampirin, Arah, treten? Natürlich konnte sich das zu einer lächerlichen Angelegenheit entwickeln. Ich stellte mir vor, wie ich mich mit einer 13 jährigen traf, die mir überglücklich verkündete, dass sie ein Vampir sei. Zu viele Spinner da draußen.

Obwohl meine fiktive 13 jährige weniger eine Spinnerin als doch eher eine Träumerin wäre. Dabei wäre das dann noch nicht mal das wirkliche Problem. Auf etwas hereingefallen zu sein, dass ich glauben wollte, wäre ein verschmerzbarer Preis. Gefährlicher wäre es doch, wenn es eine wirkliche Spinnerin war. Eine, die dann meine Adresse hätte und vielleicht auch noch in mein Leben eintrat, um es mir zur Hölle zu machen.

Auch jetzt half mir meine Einbildung ein Bild zu beschwören. Ich sah eine wild dreinblickende Frau mit langen roten Haaren. Sie trug

einen schwarzen Umhang, in der rechten Hand ein Messer, von dem Blut tropfte. Ein absolut wirres Lachen erklang und sie blickte auf meine Leiche.

Ich schüttelte mich innerlich. Ich ging ein bisschen zu weit, so was würde mir garantiert nicht passieren. Ich war nicht wehrlos, nicht schwach und sicher kein kleines Opfer. Was mir vielleicht noch mehr Sorgen bereitete war, was wäre, wenn es wahr wäre? Was wäre, wenn sie mir wirklich Dinge erzählen würde, die wahr wären? Was wäre, wenn sie wirklich ein Vampir war und mich tötete?

Zu viel Drumherum eigentlich. Eine simple Anzeige und anstatt einfach darauf einzugehen, so wie ich es wollte, überlegte ich in alle möglichen Wege. Ich hatte mich doch schon längst entschieden. Ich hatte die Zeitung gekauft, die jetzt bereits aufgeschlagen auf meinem Schreibtisch lag. Daneben ein liniertes Collegenblock und eine Auswahl an Stiften. Es war alles vorbereitet und ich brauchte nur loszulegen.

Ich ließ mich auf meinen kleinen Bürostuhl der billigeren Art sinken, nahm den Stift in die Hand und wollte loskritzeln.

Aber was sollte ich schreiben? Darüber hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht.

„Hi. Wie geht's? Du bist also ein Vampir? Cool. Und wie ist das so? Im Fernsehen sah ich folgendes...“

„Ach, eine Frage noch, Du bist doch nicht erst 13, oder sogar eine Spinnerin auf der Suche nach Opfern?“

Das käme bestimmt gut an. Mein Brief landete in der Mülltonne und auf eine Antwort würde ich ewig warten.

Ich überlegte hin und her, verschob Phrasen und Sätze. Im Endeffekt sah ich ein Blatt vor mir, auf dem mehr durchgestrichen als noch lesbar war. Ich schrieb es mit meinem silbernen Lamy ab, dem ich rote Tinte spendiert hatte. Und mit dem Ergebnis konnte ich zufrieden sein. Auf jeden Fall hatte ich es nicht ganz verhauen.

Ich betrachtete die Zeilen noch einmal, las es mir genau durch. Was es zu direkt? Zu schlecht ausgedrückt? Obwohl ich zugeben musste, dass es mir doch gut gelungen war. Vielleicht zu gut? Ich wusste gar nicht, dass ich so schreiben konnte. Nun, im Grunde hatte ich es auch nie probiert. Nicht im Traum wäre ich auf den Gedanken

gekommen, irgendwann eine Brieffreundin haben zu wollen. Wie sich alles ändern kann. Schon seltsam.

Ich nahm einen Briefumschlag, der schon bereit lag, schrieb in großen Buchstaben die Adresse darauf. Ich beließ es bei „an Arah“, weil die Formulierung „an die Vampirin Arah“, mir doch zu sehr abseits von Allem lag. Dann die Zettel gefaltet und hineingelegt. Den Briefumschlag legte ich auf die Seite. Ich war ja schon gespannt, was daraus werden würde.

Ich nahm meinen Laptop und schaltete ihn ein. Mit einem leisen Surren fuhr er hoch. Der Bildschirm flackerte und gab bald darauf ein Logo und das passende Betriebssystem aus. Den Surfstick angeschlossen, Manager ausgeführt und dann den Browser gestartet. Dort gab ich „Vampirin Arah“ ein. Die Suchmaschine gab mir nur Ergebnisse zu „Vampirin Sarah“ wieder. Ein Wortspiel? Aber die Links führten zu allerlei Spielereien, Rollenspiele und Ähnlichem. Es war keine Spur zu finden. Auch Arah alleine, ergab nichts. So fuhr ich den kleinen Computer wieder herunter und klappte das Display auf die Tastatur.

Dass nichts zu finden war, war ja eigentlich ein gutes Zeichen. Immerhin keine, die irgendwo ein Gästebuch oder eine Internetseite unterhielt.

Ich stand vom Stuhl auf, nahm meine Jacke vom Haken und schlüpfte hinein. Kurz um die Ecke und ins Badezimmer. Die Haare standen noch, ich sah annehmbar aus. Zurück in mein kleines Wohnzimmer und ich griff mir den Briefumschlag. Dann zur Haustür, der obligatorische Blick durch das Guckloch und raus über den Hausflur auf die Straße.

Ich wandte mich nach links, wusste, wo ich hinsteuerte. Ein paar Straßen weiter, war einer dieser gelben Kisten. Daneben ein Briefmarkenautomat, wo man für 55 Cent, den Wegezoll bezahlte. Ich hörte ein Krächzen, dass immer lauter wurde. Ein Blick zur anderen Straßenseite, auf das Hausdach gegenüber. Schwarze Schwingen, die sich erhoben und dem Straßenverlauf folgten. Meinen Weg ein Stück weit vorzeichneten und dabei die unheilvolle Stimme mehrmals erschallen ließen. Eine Krähe. Ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Wahrscheinlich ohne Bedeutung.

Ich würde den Brief einwerfen und der Dinge harren, die da kommen würden. Eine Krähe, ein böses Vorzeichen, wenn es das überhaupt war, würde mich jetzt nicht mehr abhalten. Ich war bereits auf meinem gewählten Weg.

<<>>

*Du Ewige,
der Zufall war es, der mir die Zeitung in die Hände legte. Der
Zufall war es, der mich in einen Bereich abseits meiner normalen
Bahnen lenkte und mich Deine Anzeige entdecken ließ.*

*Aber mein Hunger nach Wissen und vielleicht auch geheimen
Wünsche, ließ mich dann die Zeitung kaufen. Und letztendlich
auch Dir diese ersten Zeilen schicken.*

*Möge daraus ein Austausch entstehen, von dem wir beide etwas
haben. Es ist für mich das erste Mal, dass ich auf eine
Kontaktanzeige antworte. Und es ist der Zweifel, wie ich Dich
einzuordnen habe, der es mir auch weiterhin nicht leichter macht.
Ich weiß nicht, wer oder was Du bist. Du gibst einen ersten
Hauch, eine Andeutung, doch muss es ja nicht wahr sein. Aber
umgekehrt könnte auch ich einer dieser Seelen sein, die man als
verrückt erachten würde. So bleibt uns beiden erst einmal nur das
Vertrauen, während wir uns langsam in einem Austausch öffnen.
Vampire.*

*Ich weiß, noch nicht mal, ob ich an sie glaube. Würde es sie
geben, schmissen sie doch ein bestehendes Weltbild einfach um,
Und glaubte ich an diese Wahrheit, so wäre es ganz sicher eine
Versuchung.*

*Ewig Leben? Nicht altern? Übermenschliche Fähigkeiten? Wer
könnte dem Wunsch danach widerstehen?*

*Ich bin keiner dieser Gothiks. Ich laufe nicht schwarzgekleidet
oder auch geschminkt herum. Wenngleich ich auch oft einen Sinn
im Leben suche, so bin ich doch bereit ihn zu finden, ohne mich
einer Trostlosigkeit zu verschreiben.*

*Ich trage selber an einer Vergangenheit, die mir dämonisch
erscheint. Ihre Züge, ihre Fähigkeiten, etwas zu erwecken und
auch in Zukunft Macht über mich auszuüben, ist ein Los, das ich
gewählt habe.*

*Warum ich Dir schreibe? Es verbirgt sich dahinter ein gewisser
Reiz, die Dunkelheit in der Du lebst, berühren zu können. Wie
lange schon? Bist Du unsterblich?*

Ich habe viele Filme, Bücher und allerlei Texte gelesen und

aufgenommen. Doch alles waren nur gewisse Illusionen, Träume und nur Anhaltspunkte, die nicht mehr hergaben.

In jüngeren Jahren wurde mein Hunger geweckt, den ich aber anhand der nur halben Indizien für realen Gehalt, wieder verlor. Jetzt, in nur einem Blick auf Deine gedruckten Zeilen, wurde er wiedererweckt.

Ich suche keine Spinner. Keine Möchtegernvampire mit aufgeklebten Zähnen. Keine Rollenspieler.

Wenn, dann suche ich die Wahrheit hinter dem Allem. Und bist Du, was Du vorgibst, so kannst Du mir sie zeigen.

Ich freue mich auf einen Austausch, der sich abseits von allem bewegen wird. Uns beide auf Bahnen schicken wird, die jetzt noch nicht voraussehbar sind.

Und jetzt nagt auch ein anderer Zweifel an mir.

Wirst Du mir antworten? War ich zu direkt? Einer meiner schlechten Eigenschaften, die mir das Leben vielleicht noch austreibt.

Ich werde warten, geduldig und hoffend. Was kann ich auch anderes tun?

In Grüße auf beginnenden Kontakt

Mark Sanders

Die Zeit, die folgenden Tage, vergingen im Flug. Wollte ich mir einreden, dass es mir nicht wichtig war, so strafte mich meine Taten Lügen. Jeden Tag nach der Arbeit ein Blick in den Briefkasten. Aber es kam keine Antwort. Nur Rechnungen, ungewollte Werbung, die mir in die Hände fiel, wenn ich die Umschläge durchwühlte, die meinen Briefkasten nährten.

Auf der Arbeit lief es einigermaßen. Ich fiel nicht mehr negativ auf, lernte mich einzupassen und bekam wirklich den Festvertrag angeboten. Aus bestehendem Mangel an Alternativen, unterschrieb ich. Was sollte ich auch sonst tun?

Einmal gab es noch ein bisschen Aufregung, als mein Spind aufgebrochen werden musste. In meinem übereilten Abschied damals, hatte ich den Schlüssel verschwinden lassen. Aber auch das überstand ich ohne größeren Nachhall.

Lucy sah ich natürlich weiterhin auf der Arbeit. Doch mittlerweile wich sie mir aus. Über eine Arbeitskollegin erfuhr ich, dass sie wieder mit ihrem Ex zusammen war. So viel also zu einem Arsch, wie sie ihn betitelt hatte.

Es vergingen Wochen wie im Flug. Ein Alltag, der sich in Trott verwandelte. Langweilig, aber regelmäßig.

Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, kurz überlegt, ob ich noch einen Brief hinterher schicken sollte. Dann endlich hielt ich eine Antwort in Händen, die nur versiegelt durch einen Klebestreifen, noch vor mir verborgen war.

Azralot III

Die Geschichte geht voran. Ich sehe es an den benutzten und vollgeschriebenen Collegeblocks, die ordentlich sortiert an der Seite liegen.

Ich habe mir gerade durchgelesen, was Du abgetippt hast. Es zieht sich in die Länge, es spannt wirklich einen Bogen. Und auch, wenn ich es eigentlich nicht zugeben will, es gefällt mir, was Du aus meinen Stichworten, den kurzen Berichten gemacht hast.

Du hast gesagt, dass es Dich stört, wenn Du es vorher abtippen musst. Du würdest damit an den Anfang der Geschichte springen und den weiteren Fluss ein wenig verlieren. Es wäre schwer, später dann wieder einzusteigen.

Ich merke, dass ich nachsichtig werde.

Ich bin ein Dämon, der ab und zu Leben auslöscht. Ein Dämon, der zu lange lebt, um nur böse sein zu können. Verdammt bin ich auf meine Weise. Aber das verstehst auch Du noch nicht.

Ich erzähle Dir das Ende, wenn Du so weit bist. Dann wirst Du erkennen, warum dieses Buch so wichtig ist. Wie essentiell in ihrer Bedeutung die Geschichte für euch Menschen ist. Es gibt so viel in eurer Zeit, dass durch die Gegend schwirrt. Halbwahrheiten, erfundene Geschichten, die manchmal nur einen Kern Wahrheit enthalten.

Woher ich das weiß?

Ich habe sie alle erlebt, war bei jedem Ursprung dabei. Du weißt gar nicht, wessen Geschichte Du da schreibst. Aber Du wirst es erfahren. Du wirst es als erster verstehen und erkennen, welche Bahnen es schlagen wird.

Ich bin hier alleine in Deiner Wohnung. Wenn Du von der Arbeit wiederkommst, wirst Du wieder nur einen Zettel mit meiner Schrift vorfinden. Es wird Dir nicht gefallen. Aber Dir muss klar sein, es gibt nichts, was ich nicht tun kann. Es gibt nichts, das mich aufhalten kann, wenn ich es nicht will.

Es ist ein Spiel mit dem Feuer, auf das Du Dich da eingelassen hast. Es lodert immer. Und wenn ich es auch meist kontrolliere, so kann es auf einmal aufblitzen und Dich verzehren.

Du bist ein Mensch. Ein Mensch, der mich berührt, interessiert und mir durch meine Geschichte viel näher kommt, als jeder sonst. Was wäre ein lohnenderer Preis für einen Dämon, der sich selber verdammt?

Du bist eine Versuchung, der ich nicht erliegen will. Deine Aufgabe ist zu wichtig für mich. Ich merke, dass ich im Moment sehr sanftmütig bin.

Ich habe gerade eine Seele erlöst, die sich der Trauer vollkommen hingeeben hat. Benutzt, hunderte Mal, verletzt, bis es nicht mehr weh tat. Sie stand an der Brücke, wollte einen letzten Schritt tun, der es erleichtern sollte. Ich gab ihr einen Ausweg. Schmerzloser und sanfter. Dafür bekam ich alles von ihr.

Und es sind ihre Gefühle, die ganze Trauer ihres unglücklichen Daseins, die jetzt in mir herrschen.

Sieh es nicht als Schwäche, sieh mich nicht als sanft. Ich bin eine Gefahr für Dich. Und Du darfst keinen Zweifel an Deinem Nutzen für meine Geschichte aufkommen lassen.

Denn was dann passiert, das weißt Du.

Kapitel 4

Schwarze Buchstaben mit scharfen Ecken. Zeichen einer kaligraphischen Kunst, in groß gemalten Lettern zu Anfang jeder Zeile.

Letter, die mit Gold untermalt, hervorstachen und ein Bild ergaben, das mehr als nur ein reines Schriftbild war.

<<>>

Wir schreiben den einundzwanzigsten Oktober im Jahr zweitausendelf des zwanzigsten Zeitalters, des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Bonsoir !

Zuerst habe ich zu danken. Zu danken, für die Zeilen, die Du mir schicktest.

Ich habe Dich warten lassen, lange Zeit. Es ging nicht anders.

Ich musste eine Entscheidung treffen.

Viele Briefe sind bei mir eingegangen. Die Gefühle, Hoffnungen und Ängste der verschiedensten Seelen, durfte ich für eine kurze Zeit berühren. Ich genoss es sehr. Es gibt nicht mehr viel, dass einen noch berühren kann, wenn die Monate, Jahre und Jahrzehnte vorbeiziehen.

Menschen, die um mich wissen, sterben nach nur einem Augenblick. Und am Ende ist es der Abschied, der übrigbleibt. Sie füllen nur Phasen, kleine Zeitalter, in einer Existenz, die fast zu lange ist. Und dabei noch ewig dauert.

Eine Ewigkeit ohne den Tag, die Sonne und viele der einfachsten Dinge, die ihr Menschen so genießt.

Aber schweife ich ab?

Gehen wir etwas zurück. Zurück, an ein Gefühl, dass Du bei mir erwecktest und dass ich viel zu lange nicht mehr spürte.

Die verschiedensten Menschen haben mir geantwortet. Viele verirrte Seelen, die nur einer Bewegung gefolgt sind. Manche hielten sich selber für Vampire. Andere nannten sich Vampyre und wieder andere Sanguisten. Ich habe darüber gelesen, doch kann ich nicht verstehen, wie ein Mensch freiwillig solch eine Rolle annimmt nur um zu sein, wie wir.

Und doch sind es nur Rollenspieler. Seelen auf der Suche nach Sinn, die sich in etwas rein steigern. Aber egal, wie sie sich nennen, es bleiben Menschen und sie werden ihrem Leben fristen müssen.

Phantastereien, Hirngespinnste und wilde Vermutungen, erreichten mich.

Wilde Beschimpfungen und einen Angriff, schickte mir einer. Einer, der im letzten Atemzug erkannte, was ich bin. Ich besuchte ihn nachts, als er im Internet wieder jemanden beschimpfte und seinen Hass los ließ. Er hatte erst keine Angst. Erst sah ich Verblüffung, als sein Verstand versuchte, mich einzuordnen. So reagieren die Meisten. Aber viele meiner Opfer nehmen das Geschenk an.

Ich lasse ihnen die Wahl zu leben oder einer Einladung zu folgen, die für mich nicht mehr bedeutet, als ein Schubs. Keiner hat sich bis jetzt für das Leben entschieden, wenn ich ihnen zeigte, was sie erwartete.

Ich schreibe dies nicht als Warnung. Aber Du sollst wissen, was ich wirklich bin. Kein gefallener Engel, keine der Dunkelheit fristenden Seele, sondern im Kern ein Dämon. Nichts Gutes, kein Traum und kein Vorbild, das die menschliche Existenz ersetzen könnte.

Aber warum antworte ich Dir?

Noch schreibe ich die Zeilen und nachher entscheide ich, ob ich sie Dir schicke.

Dein Brief war anders. Du zweifelst an meiner Echtheit, anders als alle Anderen. Du glaubtest noch nicht mal richtig an Vampire. Und Du bist keiner dieser Menschen, die einer Bewegung folgen. Das macht Dich interessant.

Ich spürte Deine Hoffnung und das unbändige Verlangen nach Wissen zwischen den Zeilen. Ein Verlangen, das mich daran erinnert, wie ich selber einst war. Und trotz Deines ersten Kontaktes zu mir, einer unbekanntes Dunkelheit, scheinst Du doch unberührt, fast schon unschuldig. Das ist etwas, dem ich nicht widerstehen konnte.

Die Entscheidung, die ich, seitdem ich Deinen Brief las, fällen muss, ist, ob ich Dir das nehme.

Tauchst Du mit mir in meine Welt ein und ich in die Deine, so gehen wir eine Verbindung ein. Eine Verbindung, deren geringster Preis die Unschuld ist. Denn die Dunkelheit offenbart, zeigt und schickt auf Wege, die keine Seele unbefleckt wieder verlässt.

Bist Du bereit, den Weg mit mir zu gehen? Nur um einen Wissensdurst zu stillen? Bereit, den Preis zu bezahlen, den er fordern wird?

Ich verspreche Dir nichts. Ich gebe Dir nichts, außer dem Blick in meine Welt. Ist es Dir das wert?

Ich werde warten auf Deine Antwort. Jetzt weiß ich um Dich und Dein Schicksal rührt mich an. Was auch kommen möge, was auch geschieht, ich wähle Dich als Freund. Für wie lange oder für welcher kurzen menschlichen Zeitraum, das wissen wir noch nicht. Auf bald,

*mein Freund,
ewiglich,
die
Vampirin Arah.*



Liebe Arah,

Ich habe lange auf Deine Antwort gewartet. Und als nichts kam, dachte ich schon, ich sollte die Hoffnung aufgeben. Es war ja nur ein Versuch, ein Test.

Und hättest Du mir nicht geantwortet, so hätte ich den Weg nicht weiter beschritten. Aber ich habe Antwort bekommen und ich kann nicht umhin, ein Interesse an den kleinen Spuren zu entdecken, die Du mir schicktest. Nur Andeutungen, die als Wegweiser dienen könnten.

Du sagtest, Dich interessiere Leben? Du willst mit leben und eintauchen in etwas, was Du verloren hast?

Ich habe mir überlegt, es aktueller zu gestalten, anders als einen normalen Brief. Ich werde einige Tage warten und Dir erst dann die Antwort schicken.

08. Dezember – 17:32 Uhr

Ich habe heute eine Entscheidung getroffen. Ich werde versuchen, obwohl falsch, ich habe es mir fest vorgenommen, mit dem Rauchen aufzuhören. Seit heute Nacht, Punkt zwölf, habe ich keine Zigarette mehr angerührt. Es kam einfach so, ich hielt es auf einmal für falsch und versuchte es.

Das Lustige daran? Außer, dass ich es vermisse, einen Glimmstängel in Händen zu halten, besteht anscheinend keine Sucht. Und dafür habe ich so viel Geld ausgegeben? Geradezu lächerlich. Was soll's.

Ich habe mir eine Tasse heißen Tee gemacht, ein paar Zuckerwürfel dazu und mein Laptop eingeschaltet. Ich habe vor, mich mal ein bisschen im Internet umzugucken.

Ist es wirklich möglich, so eine Verbindung auf diese Entfernung zu halten? Wie sieht diese denn genau aus?

In einem Buch habe ich mal so etwas gelesen. Leider weiß ich den Titel des Romans nicht mehr. Dumme Sache. Na ja. Auf jeden Fall handelte er von einem Menschen und einem Vampir. Eine Vampirjägerin, so weit ich mich erinnere. Und der Vampir zeichnete die Jägerin mit drei Malen.

Eines dieser Male zog eine Verbindung zwischen dem Vampir und dem Menschen. Der Vampir war eingesperrt, gefangen und wurde aber durch die Jägerin mit ernährt, so dass er keinen Schaden nahm und auf lange Zeit ohne Jagd überleben konnte. Ist das so was in der Art, was Du meinst?

Ich weiß natürlich, dass das nur ein Buch, nur eine erfundene Geschichte ist. Aber durch Zufall könnte es doch stimmen?

Ich habe Deine Zeilen natürlich nicht überlesen. Gerade die, die mich gewissermaßen ja warnen sollen. Und doch verstehe ich die Gefahr nicht ganz. Was soll denn passieren?

Die Dunkelheit in Schatten Gestalt annehmen und mich verschlingen? Es soll nicht so spöttisch klingen, wie es wahrscheinlich rüberkommt.

Dass das Beschäftigen mit dem Thema natürlich den geistigen Horizont öffnet ist klar. Doch wo ist die Gefahr daran? Geht es in

die Richtung verkaufte Seele? Meinst Du das? Ohne Antwort von Dir, werde ich da nicht weiter durchblicken, deswegen schiebe ich es einfach in den Hinterkopf und versuche es nicht zu vergessen. Vampyre, Sanguisten, auch das sagt mir noch gar nichts. Verzeih, falls meine Gedanken durcheinander und die Zeilen impulsiv erscheinen. Ich werde es genauso halten, denke ich. Wie in ein Tagebuch schreibe ich einfach in Phasen meine Gedanken runter und schicke sie Dir. Einblicke in meinen Alltagstrott, ein Leben, wenn Du es so nennen willst. Dabei liegt die besondere Bedeutung darauf, dass ich es absolut nicht lenken werde, sondern frei heraus fließen lasse, was auch immer kommt. So ist es doch tausend Mal echter, als jeder gestellte Brief, der nur Fragen beantwortet oder welche stellt?

Meine Meinung auf jeden Fall.

Was hältst Du davon? Denn für Dich führe ich dieses Eigenexperiment doch gewissermaßen durch.

Ich hatte noch nie ein Tagebuch, fand es doch eher Frauensache, die eigenen Liebesgeschichten niederzuschreiben, wie:

“ heute hat er mich angesprochen, mein liebes Tagebuch, ein Traum wird wahr ... “

Es sah für mich immer zu sehr nach einem Klischee aus, eigene Gedanken und Gefühle in ein Buch zu schreiben. Vielleicht gefällt mir deswegen die Idee, den Brief so zu schreiben?

Aber genug vom Drumherum. Ich schweife anscheinend sehr ab.

Ich mache mich jetzt erst einmal auf die Suche in dem weiten Internet und hoffe, dass ich dabei nicht einschlafe. Ich musste früh raus, habe schon zehn Stunden Arbeit hinter mir und merke, dass die Müdigkeit immer stärker an mir nagt.

09. Dezember – 8:30 Uhr

Natürlich sind mir die Augen gestern Abend wie von selbst zugefallen. Ich hatte die Wahl, mir die Tastenabdrücke auf die Wange zu brennen oder mich doch hinzulegen. Ich habe mich für letzteres entschieden.

Eine traumschwere Nacht, so viel steht fest.

Viele verrückte Träume, die ich versuche gerade im erwachenden

Verstand zu ordnen. Aber noch will es nicht so recht. Der Kaffee gibt mir etwas meines logischen Denkens wieder, schüttelt so langsam die Trägheit und die verwilderten Flüsse meines Gehirns ab.

Ich träumte von Vampiren, Blut, Dämonen und der Dunkelheit. Wie die Reise in einen Abgrund, in dem einfach alles ineinander überschwappt und immer weiter hinunter reißt. Könnt ihr Träume schicken? Ich meine so etwas auch mal gelesen zu haben.

Mir fällt gerade auf, wie viele Stunden ich wirklich geschlafen habe. Seltsam, ich war noch nie ein Langschläfer. Aber ich bin kein einziges Mal auch nur aufgewacht. Immer tiefer gesunken, wie der Sog in einem Sumpf.

Und jetzt noch versuche ich die Reste der Nacht abzuschütteln, doch es gelingt mir nicht ganz. Bilder, unzusammenhängende Fetzen eines Traumes, der sich nicht einordnen lässt.

09. Dezember – 19:01 Uhr

Man möge es nicht glauben, aber ich durfte früher nach Hause gehen. Mein Chef war zufrieden mit mir, wie er sagte. Verstehe das einer mal.

Und aus einer Laune heraus ging ich in die Bücherei, die sich direkt am Bahnhof befindet und durchsuchte einfach mal quer Beet das Archiv.

Es gibt ja eine ganze Menge Bücher zu diesem Thema. Ein paar habe ich mir ausgeliehen und werde ich durcharbeiten. Ein seltsamer Gedanke kam mir beim Durchforsten.

Wenn es so viele Bücher zum Thema gibt, sogar wissenschaftliche Untersuchungen, eigene Berichte. Wieso ist Vampirismus dann immer noch so ein Mythos?

Manches erschien seltsam, unglaublich, auf den ersten Blick. Aber ich kam nicht daran vorbei zu bemerken, dass es irgendwie realer und präsenter in meinem Verstand wird.

Wie, als wenn man eine Tür aufstößt und eine Welt dahinter findet, die neu und einfach unglaublich ist. Und man merkt, dass es die ganze Zeit da war. Man es nur nicht gesehen hat, man vorbeilief.

Ich bin gespannt, was ich in den Büchern noch finde. Wo ich da wirklich einsteige, worauf ich mich eingelassen habe. Obwohl ich denke, dass ich das schon weiß, vielleicht auch erahne. Und die wirkliche Aufgabe nur ist, das Neue zu ordnen, so dass ich es akzeptieren kann.

10. Dezember – 10 Uhr

Ich habe mich gestern noch in ein paar dieser Werke eingelesen. Eines war gefüllt mit wissenschaftlichen Texten, Augenzeugenberichten aus älterer Zeit. Große Namen, die Spuren hinterlassen haben, Mythen, die untersucht wurden. Sie alle tranken Blut, taten sich hervor, durch große Grausamkeit. Aber sie lebten ein normal sterbliches Leben. Sie wurden betitelt als die Vampire der Menschheitsgeschichte.

Im Endeffekt ein Schundbuch, das versuchte, auf einen Zug aufzuspringen, um Geld zu machen. Na ja, ich habe ja nichts dafür bezahlt, außer meiner Zeit.

Ein anderes Buch war da schon interessanter. Es erzählte von Vampiren in der modernen Zeit. Wie sie sich in Gemeinschaften zusammenfanden und auch wirklich Blut tranken.

Du hast es am Rande erwähnt. Interessant, so etwas in meiner „wirklichen“ Welt zu finden.

Es waren dort auch Beschreibungen und Erzählungen von solchen Vampiren selbst. Sie schrieben, dass sie wirklich Blut riechen könnten. Dass sie ab und zu von einer Blutgier überfallen würden. Sie würden keine Menschen töten, sondern freiwillige Spender haben. Und sie beschreiben, dass sie Kräfte hätten, die über den menschlichen Bereich hinausgingen. Sie wären stärker, schneller und ihre Wunden würden schneller heilen.

Auf den ersten Blick erschien es mir einfach unglaublich und zu erfunden,

Aber Vampire und Vampirismus. Seit ich mich darauf eingelassen habe, mit Dir zu schreiben, ein Stück weit sogar zu glauben, dass Du wirklich bist, was Du sagst, sind meine Zweifel kleiner als sie sein sollten.

Ich mache mir schon jetzt Sorgen, mich in Halbwahrheiten zu

verirren. Ich sehe doch, wie schnell das geht. Wie viel da herumschwirrt, was nicht mehr zu trennen ist von der grundsätzlichen Wahrheit. Und deswegen halte ich mich an Dich. Du wirst mich dadurch begleiten müssen. Sagen wir als Gegenleistung für unseren Kontakt?

Also, was ist dran, an diesen Geschichten?

Gibt es geistige Vampire? Gibt es Menschen, die nur im Innern Vampire sind? Und anders ausgedrückt, gibt es diese schwache Form von Vampiren, wie ich sie dort im Buch fand?

Zu viele Fragen, zu viel Ungewissheit. Vielleicht kannst Du mich durch das Dickicht führen?

14. Dezember – 17:09 Uhr

Irgendwie ist es seltsam.

Mir schwirrt mein Kopf von Gedanken, die mich mehr verwirren, als mir eine klare Antwort zu geben.

Ich hatte zwei Tage frei. Zwei Tage, die wie im Flug vergingen. In dieser Zeit habe ich mir alle Bücher zur Brust genommen.

Einfach alles durchgelesen und aufgesogen, was mir in ihnen angeboten wurde. Erst jetzt bemerke ich, wie sehr mich diese Suche gefangen genommen hat. In den zwei Tagen war ich nur einmal draußen. Huschte nur kurz in den Laden um die Ecke, um mir etwas zu beißen zu besorgen. Aber selbst dabei war ich nicht vollkommen anwesend.

Ich stellte mir vor, was wäre, wenn alles wahr wäre? Es wirklich Vampire geben würde, die sogar ewig lebten?

Nicht, dass ich es vorher für unmöglich hielt. So wie auch jeder Andere las ich darüber, sah es in Filmen und war auch ein Stück weit belustigt. Der Gedanke gefiel mir, dass es so etwas geben könnte. Aber vom Glauben war ich weit entfernt.

Warum ich Dir überhaupt geschrieben habe? Genau weiß ich es selber gar nicht. Vielleicht wollte ich nur Unterhaltung? Ich hatte absolut nicht damit gerechnet, mit etwas in Berührung zu kommen, das mein Denken der Art verformen könnte.

Denn im Endeffekt spielt es keine Rolle ob ich es nun glaube oder nicht. Es gibt da irgendetwas hinter den ganzen Texten.

Eine Wahrheit? Eine Erkenntnis?

Was, weiß ich noch nicht. Und irgendwie ist es genau das, was ich zu greifen versuche. Aber es entzieht sich mir einfach.

Es kommt immer mehr dazu, immer mehr drum herum. Aber näher an den Kern, näher an die Wahrheit, komme ich nicht.

Nicht im Internet und auch nicht in den Büchern.

Ich legte mich nach meinem kurzen Einkauf hin, wieder verworrene Träume, Dunkelheit und Blut. Aber was genau, das kann ich irgendwie nicht festhalten. Ich spüre nur einen Nachhall irgendwo tief in mir. Schwer zu beschreiben, mir fehlen die passenden Worte dafür.

Und jetzt sehe ich auch den Turm an Büchern, den ich hier schlaflos abseits des normalen Stromes durchgewühlt habe.

Keine Ahnung, was hier passiert. Ich kann es nicht so wirklich einordnen.

Steigere ich mich in etwas hinein oder bin ich irgendwas in die Falle gelaufen? Etwas, das ich noch nicht erkenne?

17. Dezember – 15:34 Uhr

Nun sind wir am geheiligten Sonntag angekommen.

Als ich heute etwas spazieren ging, um den Trubel der letzten Tage loszuwerden, sind noch ein paar Fragen aufgetaucht, die ich Dir einfach mitschicke.

Aus einer Laune heraus bin ich in eine Kirche gegangen. Wieso, weiß ich selber nicht genau. Seit mindestens 10 Jahren habe ich so ein Gebäude nicht mehr betreten. Und auch jetzt bin ich nicht zum Beten hineingegangen, sondern nur um meine Gedanken etwas treiben zu lassen.

Es war auf seine eigene Art komisch. Mir fielen natürlich direkt die Verbindungen zum Blut auf. Das Blut des Erlösers, der Leib Christi, der zum Höhepunkt der Messe geteilt wird. Witzig, dass in einem Ritual, das dem Glauben nach Seelenheil bringen soll, ebenso eine andere Form des Vampirismus betrieben wird. Nur als symbolisches Ritual ohne echtes Blut. Aber vorher war mir das so noch nie aufgefallen.

So als Einschub. Fürchtet ihr Kreuze? Ist Weihwasser, Silber,

*schädlich für Euch? Ist da was dran an den ganzen Mythen?
In der Ruhe der Kirche erinnerte ich mich an meine Gefühle, die
mich vor ein paar Monaten beherrschten und gefangen hielten.
Wirklich von einer unglaublichen Intensität. Vielleicht erzähle ich
Dir demnächst, wie ich meine Rose fand und wieder verlor.
Hast Du geliebt? Kannst Du es noch? Oder sind es andere
Empfindungen, die da bei Dir vorherrschen? Und so ein Gefühl
wie Liebe ersetzen oder sogar unmöglich machen?
Ich beende den Brief an dieser Stelle.
Es sollte wie ein Tagebuch werden. Doch ist es eher ein
Gedankenbuch geworden. Schreib mir, wie Du das findest.
Ob es Dir gefällt oder ich es wieder normal halten soll.
Ich bin ehrlich gespannt, auf welche Fragen Du mir antworten
wirst.
Auch ich genieße diesen Austausch bereits sehr und selbst wenn
es nur das Aufschreiben meiner eigenen Gedanken ist, so dass ich
sie besser ordnen kann. Es hat einen gewissen Reiz, das steht fest.
Auf bald*

Mark

Azralot IV

Die Kirche und ihr Glaube. Wahrlich ein interessantes Thema.

Damals war es eine ähnliche Glaubensbewegung. So wie auch heute, gab es verschiedene Religionen. Andere Namen, andere Praktiken, aber im Grunde wie zu Eurer Zeit.

Sie waren damals nicht so mächtig. Sie hatten nicht so große Wellen geschlagen, nicht solchen Einfluss auf die Menschheitsgeschichte gehabt. Wenn man so will, um es mit Euren Begriffen zu sagen, gab es nur Bewegungen wie Sekten.

Sie kamen, sie gingen. Sie passten sich dem momentanen Zeitgeist an, erschufen Bezüge, Verbindungen, damit die Menschen sich einfinden konnten. Und doch war keiner an sie gebunden. Nicht von Geburt an, noch nicht einmal später.

Es waren Institutionen, die sich rein über den Verdienst finanzierten. Wer besser war, wer lohnendere Versprechen gab, mehr Erlösung versprach, zu dem ging man.

Auch der Kalender war anders. Wir hatten eine zehn Tage Woche und zwei Feiertage, die den Religionen gehörte. Steuern, Kirchensteuern, selbst das gab es nicht.

Und solch große Gestalten, wie Euer Jesus oder die Propheten anderer Zweige, das hätten sie sich gewünscht. Aber keine Religion war mächtig genug, um solche Personen tragen zu können oder dem Menschen als Patron zur Seite zu stellen.

Aber auch hier verzeihe ich Dir, dass Du die Spuren zu Deinem Glauben ziehst.

Damals gab es eine Kirche, die sich rein dem Blut, der Essenz des Lebens, verschrieben hatte. Und so war es noch präsenter im Alltag, als es zu Deiner Zeit der Fall ist.

Aber genug der Vergangenheit. Dazu kommen wir noch.

14. Januar

Mein suchender Freund,

ich habe zu danken für die Zeilen, die Du mir sandtest.

Ich habe Deinen Brief mehrfach gelesen, habe wirklich gefühlt, was Dich bewegt. Und ich konnte die Verwirrung spüren, die Deinen Geist gefangen hielt.

Ich wusste, dass es passieren würde. Nur Dir selbst schien es noch nicht klar zu sein?

Wer nach Wissen sucht, der darf sich nicht wundern, wenn erst einmal nur noch mehr Fragen auftauchen, bis sich der Nebel lichtet. Und das, was Du suchst, worüber Du gestolpert bist, ist doch nur die Spitze des Eisberges.

Du hast Dir noch nicht die essentielle Frage gestellt, was, wenn alles Andere auch wahr ist?

Werwölfe, Hexen, das Übernatürliche an sich, die reine Magie als Linien einer ungenutzten Kraft.

Zeigt sich dann nicht ein Bild Eurer Menschheit, die sich an der Spitze von etwas glaubt, weil sie zwar etwas erahnt, es aber im Glauben nicht real werden lässt? Ihr nicht bereit seid anzuerkennen, da es Eure Position und auch Euren Glauben an die wohlgeformten Gesetzmäßigkeiten erschüttert?

Ich sollte es sein, der Dir dadurch hilft. Und doch kann ich es nur wenig. Ich habe Dir geschrieben, dass die Dunkelheit eine reine, unschuldige Seele verändern und umformen kann.

Hast Du es überlesen?

Du hast anscheinend nicht verstanden, was es wirklich bedeutet, mit mir in Kontakt zu stehen. Aber langsam sollte es Dir klar werden. Und Du warst ganz sicher unschuldig. Eine offensichtlichere Naivität, eine so darbietende Offenheit, wie Du sie mir entgegenbringst, erlebte ich wahrlich noch nie. Ich fühle mich schon so sehr angesprochen, gefangen, von Deinem dargebrachten Innern, dass selbst ich Dich ermahnen möchte, Dich mir nicht zu sehr zu öffnen. Und doch kann ich das nicht tun, denn es fesselt mich so sehr, stillt auf die Entfernung einen Hunger, dem ich nur nachgeben kann.

Ich wiederhole es noch einmal. Wir gehen eine Verbindung durch unseren Austausch der Worte ein. Ich weiß um Dich und Du um mich. Ich bin verdammt, friste einer Ewigkeit in der Nacht und trage die vielen Zeichen eines Dämons in mir. Enes Dämons, der Dich auf die Entfernung zu berühren vermag.

Die Träume, die Du hast, noch nicht verstehen und einordnen kannst, da sich Dein menschlicher Verstand noch wehrt, sind ein Beispiel davon. Es wird noch mehr kommen.

Ich selber habe mich bis jetzt noch nicht auf so eine Bindung zu einem menschlichen Wesen eingelassen. Doch Andere erzählten mir, was passieren kann. Lass es uns gemeinsam herausfinden. Und zweifle nicht mehr an mir. Du spürst doch bereits, dass es mehr ist als nur Einbildung. Durch mich wird Dir ein Eingang erleichtert, aber es gibt kein Zurück mehr. Es hat angefangen und lässt sich nicht mehr aufhalten.

Diese Menschen, die Blut trinken?

Es sind und bleiben Menschen. Sie geben sich einem Traum hin, folgen ihm und weil sie nichts finden, verdreht sich der Verstand. Wir machen einen weiten Bogen um sie. Denn sie sind bedeutungslos.

Keine Vampire, nichts Übernatürliches. Nur auf ihre Weise ein Stück weit verrückt. Bleib ihnen fern. Lass Dich nicht auf sie ein. Sie würden Dich nur benutzen und versuchen Dich mir zu nehmen.

Weihwasser, Silber, Kreuze?

Bedeutungslos. Es schadet uns nicht im Geringsten. Einzig die Sonne hat die Kraft uns zu vernichten.

Ich kann Dir den Einstieg nicht erleichtern, Ich kann Dich nur begleiten und Erfindung von den Tatsachen trennen. Damit Du Dich nicht verlierst.

Mir gefällt diese Art, Deiner Schreibe. Mach es weiter.

Lass mich Zeuge Deiner Suche sein. Zeig mir was Du findest. Lass uns gemeinsam einem Faden folgen, um dessen Ziel wir noch nicht wissen.

Ein Stück weit kenne und erkenne ich Dich. Und trotz der

*Entfernung sehe ich jetzt Dein Licht. Du bist nicht mehr alleine.
Trotz der Unterschiede verbindet uns jetzt etwas. Die Worte.
So verbleibe ich und verfolge weiter Deine Suche, den
unerbittlichen Kampf Deines Verstandes. Ich genieße es sehr. Es
gibt mir doch so viel mehr als die Jahrhunderte davor, jemals was
Anderes.*

Arah

Azralot V

Du hast aufgehört in Deinem Blog zu schreiben.

Es zeigt, dass Du Dich voll und ganz dem Buch widmest. Ich habe sowieso nicht verstanden, warum Du es überhaupt gemacht hast.

Du sagtest, Du brauchst die richtigen Leser. Du musst erst die passenden Artikel schreiben, damit die Menschen aus dem Internet darauf aufmerksam werden. Ich merke, dass es komplizierter zu sein scheint. Aber ehrlich gesagt, interessieren mich die Hintergründe nicht.

Es ist eine seltsame Form um die Menschen zu erreichen. Aber es scheint zu funktionieren.

Auch als Du sagst, Du willst das Buch „online“ stellen, kostenfrei, erkenne ich, dass es von Nutzen sein könnte. So kann es mehr Menschen berühren.

Doch dann änderst Du Deine Meinung. Am nächsten Tag sagst Du mir, dass Du es drucken lassen wirst. Das Buch würde ernster genommen und ein noch größeres Publikum erreichen. Auch das soll mir recht sein.

Du findest für alles den passenden Grund, nicht wahr?

Hör auf, Dir um das Drumherum Gedanken zu machen, schreib einfach meine Geschichte.

Aber auch das tust Du.

Und immer mehr nimmt Dich meine Geschichte gefangen. Was Du erschaffst, ist etwas Anderes als das Original.

Aber es hat seinen eigenen Zauber und es gefällt mir. Du hast meinen Stoff genommen und ihn zur Grundlage einer Geschichte geformt, die zwar in Deiner Version erfunden ist, aber glaubhafter wirkt, als mein Original.

Ich merke, dass es mich wundert und doch auch amüsiert.

Du bist so ein seltsamer Charakter, so wandelbar und für mich einfach nur unterhaltsam. Aber beim Schreiben scheinst Du zu wissen, was Du machst.

Ich werde mich in Deine Schreiberei nicht mehr einmischen, ich gebe Dir von Zeit zu Zeit nur etwas dazu.

Sollen die Menschen neben Deiner wahren Erfindung auch die Grundlage wenigstens erahnen.

Und da Du es nur wieder ändern würdest, Nismion, Du Geschichtenerzähler, werde ich die Einblicke alleine schreiben.

Und Du wirst sie genauso in das Buch übernehmen, wie bisher.

Wage es nicht, meine Schreibe zu korrigieren. Im Gegensatz zu Deiner

*Staubkorn Existenz lebe ich seit Äonen.
Vielleicht ist deswegen Deine Schreibe besser?
All das Aufbäumen, das Strampeln und die Intensität von Gefühlen, gerade
weil es nur so kurz ist. ... Möglich.
Und doch will ich Deinen Stift nicht in meinen Worten sehen.
Ich bin Azralot.
Ich war der Anfang und das Ende.
Vergiss das nicht, mein träumender Schriftsteller.*

*Meine Arah,
drei Wochen sind vergangen, bis ich Deine Antwort erhielt. Ich merkte, wie sehr ich mich daran gewöhnt habe, Dir zu schreiben. Meine Gedanken, egal wie wirr, einfach auf das Papier zu kritzeln, als wenn Du da wärst. Und in dem ich es tat, wurdest Du präsent. So, als wenn Du Dich wirklich hier aufhalten würdest, ich auch körperlich, nicht nur in meiner Vorstellung, mich direkt mit Dir unterhielte.*

In den letzten Wochen dagegen war es, als wäre ich wieder alleine. Steigere ich mich zu sehr da hinein? Es scheint eine Schwäche von mir zu sein, wenn ich so quer Beet durch die bisherigen Spuren meines Lebens springe.

Aber Schluss der verqueren Gedanken. Deine Antwort ist da. Ich lese es mir jetzt noch mehrmals durch. Versuche zu verstehen, was Du mir sagen willst, auch gerade zwischen den Zeilen. Ich komme nicht daran vorbei zu bemerken, dass Du auf einige Fragen nicht eingegangen bist.

Vielleicht wiederhole ich sie. Aber sind sie überhaupt noch wichtig?

23. Januar – 17:32

Ich merke, dass sich irgendetwas verändert hat. Meine Einstellung? Die Sicht der Dinge?

In den letzten Wochen habe ich mir immer und immer wieder die gleiche Frage gestellt. Die Frage, die der Schlüssel zu unserem Kontakt ist, wenn man so will, auch erst die Möglichkeit des Glaubens eröffnet. Diese ewig gleiche Frage, die mich seit Anfang an quält.

Was wäre wenn?

Was wäre wenn alles wahr wäre?

Nicht diese Geschichten aus den Büchern, nicht diese verdrehten Charaktere, die einfach zu sehr an etwas glauben. Aber das dahinter. Du z.B..

Ich weiß, dass es seltsam erscheint.

Jetzt, nachdem wir schon einige Zeit in Kontakt stehen, da stelle ich mir erst so wirklich die bedeutende Frage. Vorher ahnte ich es

nur, ließ mich aber nicht darauf ein, die Antwort zu erkennen. Und ich merke, dass es schon keine Rolle mehr spielt. Ich habe schon längst angenommen, dass Du real bist. Ich habe keinen Beweis dafür, nichts, dass es belegen könnte. Und doch glaube ich Dir, vertraue Deinen Worten.

Werde ich verrückt? Passiert das so?

Schleichend zieht es ein, eine Wahrheit, die Tatsache wird und den Verstand verdreht?

Nein, das kann ich noch nicht glauben.

Auf der Arbeit läuft es. Ich falle nicht mehr auf. Irgendwie bin ich ruhiger geworden.

Es ist meine Einstellung, die dieses Thema, Du und vielleicht auch das Befassen mit dem Verbotenen, verändert haben.

Ich sehe den Alltag. Das Aufstehen, das Arbeiten gehen, die Menschen, wie sie treiben, immer und immer wieder das Gleiche. In kurzen Momenten geben sie sich etwas hin, das sie beflügelt. Liebe, Träume, Wünsche oder in welcher Form auch immer. Ein monotoner Fluss, der dadurch nur etwas Würze bekommt.

Ich bin ein Teil davon und doch auch nicht mehr. Ich sehe jetzt mehr. Ich erkenne, wie vergänglich wir wirklich sind. Wie kurz unser Leben nur ist, anhand der Tatsache, dass es da Größen gibt, die ewig leben.

Verborgен, aber uns berührend.

Sind wir nicht wie der Sand am Meer?

Immerzu hin und her gespült, unzählbar, aber im Einzelnen bedeutungslos, wenn man fähig ist, das ganze Bild zu sehen? So, wie Du? Und durch Dich, den Pfad, den ich nun beschreite, sehe auch ich es mittlerweile.

Ich merke, dass ich nicht mehr bloß ein Sandkorn sein will. Ich merke, dass ich in kurzen Augenblicken überlege, wie es wäre, ewig zu leben.

Ich weiß, dass Ihr Euch verstecken müsst. In einer Dunkelheit wohnt, einsam und den Menschen nachtrauernd, die Ihr doch auch braucht. Als Beute, so wie als Funke, der Euch entzündet. Und so verstehe ich, dass meine Frage nach Euren Gefühle, nur

ein Beweis für mein Unverständnis war.

Ihr habt Gefühle. Aber um sie so stark werden zu lassen, dass Ihr sie durch die Taubheit spüren könnt, braucht Ihr uns. Deswegen auch der Kontakt und die Suche nach den Menschen? So, wie Du bei mir?

Eine eigene Art der Verdammung. Was Ihr braucht um zu überleben, können nur wir Euch durch unseren Tod geben und doch braucht Ihr uns auch lebend. Da nur wir Euch auch wieder das Leben zeigen können.

Ich weiß nicht, warum ich auf einmal alles verstehe. Aber es ist, als stände ich selber jetzt auf der anderen Seite. Auf der anderen Seite des Spiegels, des Wissens.

Oder doch eher auf beiden Seiten? Denn ein Mensch bin ich trotzdem.

Ein verwirrender Gedankengang. Kannst Du ihm folgen? Habe ich Recht oder ist es nur meine eigene Art des Verrücktwerdens?

24. Januar – 2:30 Uhr

Ja, was wäre, wenn auch alles Andere, wahr wäre?

Ich sehe Zusammenhänge, erkenne Verbindungen, die sich noch im Unbewussten ziehen. Es reicht doch schon anzunehmen, dass es diese Dunkelheit wirklich gibt, in der Ihr wohnt. Neben der normalen Welt, neben uns und direkt vor der Nase. Das alleine reicht doch schon, um meinen Geist so sehr zu verwirren.

Gibt es auch Werwölfe?

Ich glaube ehrlich nicht, dass ich diese Frage stelle.

Menschen, die halb Tier sind und sich auch ganz verwandeln können? Ich habe gelesen, dass es diese Wandelwesen in unterschiedlichsten Formen geben soll. Es sollen nicht nur die Wölfe sein. Nur sind die in der Allgemeinheit so sehr verbreitet.

Gibt es sie wirklich?

Und seid Ihr Feinde? Bekämpft Ihr Euch, jagt Ihr Euch, so wie es auf mancher Leinwand beschrieben wird?

Ich bin doch schon so weit eingesunken in diesen Morast der „anderen“ Wahrheiten. Und doch merke ich, wie ich es im Innern noch teilweise verleugne. Mich noch dagegen wehre, was ich

finde.

Es abtue als Spinnerei und das, obwohl ich es schon längst glaube. Denn spielt es im Endeffekt eine Rolle was ich glauben will?

Ich bin schon drinnen, zu tief eingesunken, um mich noch verschließen zu können.

24. Januar - 22:12 Uhr

Heute auf der Arbeit habe ich eine Gruppe gesehen.

Es stand wohl wieder ein Event an, irgendeine Veranstaltung.

Dann sammeln sie sich immer am Bahnhof, treffen sich in Gruppen und fahren gemeinsam weiter.

In kurzen Stunden ist der Bahnhof dann überfüllt an Geschminkten mit blasser Haut und spitzen Eckzähnen, schwarzen Umhängen und der dunklen Kleidung dazu.

Vorher kamen sie mir immer seltsam vor. Sie folgten Hypes und wollten durch ihr Auftreten einen Traum real werden lassen.

Aber heute spürte ich nur Verachtung. Ich erkannte, dass das, dem sie so sehr nacheiferten, das, was sie sich erträumten, so viel mehr ist, als diese Merkmale, die sie ihm verliehen.

Einen Vampir machen doch nicht seine blasse Haut und die Zähne dazu. Es ist viel mehr. Das, was in ihm steckt. Die Dunkelheit, die in ihm ist.

Das, was ihn von dem trennt und unterscheidet, was er sich am meisten wünscht. Den Menschen.

Denn wer sagt, dass Ihr schwarz tragen müsst?

Ich sehe einen Zusammenhang zwischen der Auswahl der Kleiderfarbe und dem Innern. Aber diese „Kinder“ zogen es an, weil es „cool“ war.

Eine Maskerade, ein Spiel, für das ich nur Verachtung übrig habe.

25. Januar – 04:30 Uhr

Ich bin gerade aufgewacht. Müde und erschöpft obwohl ich geschlafen habe. Absurd.

Auch der Kaffee will nicht wirken.

Ich träumte, dass ich jemanden verfolgte.

Ich roch ihre Angst. Der Schweiß hing an den Hauswänden und zeichnete eine Spur, der ich nur folgen musste. Gedanken, einen Verstand, besaß ich nicht.

Nur Gier, nach Blut, die pure Lust zu jagen.

Und als ich mein Opfer erreichte, brach es aus. Ich zerfleischte das junge Mädchen, riss es vollkommen auseinander und stillte einen Hunger, der dadurch nur stärker wurde. Eine Gier, die erwachte, tief in mir.

Jetzt, wo mein Verstand sich noch im Aufruhr befindet und die Bilder, sich in Lücken als Erinnerung zeigen, kommt es mir immer noch so real vor.

Wo zur Hölle bin ich da nur reingerutscht?

Ich dachte, es geht hier um Vampire?

Und doch verdreht es mein Verstand so sehr, dass was Anderes daraus wird.

Azralot VI

Du sagtest, ich solle es Dir aufschreiben. Ich solle Dir aufschreiben, wie es wirklich war. Dieser eine entscheidende Moment.

Du könntest es nicht.

Es müsse zu Deiner Geschichte passen und deswegen sei es anders, als Du es in meinem Buch gelesen hast. Du sagst, Du fügst meine Schriftstücke ein. Immer passend zur Geschichte.

Erst gefiel es mir nicht. Ich wollte die Fäden im Verborgenen ziehen. Ich wollte Dich antreiben, dass Du es so gut machst wie nichts Anderes vorher. Meiner Geschichte die Größe verleihst, wie sie es verdient.

„Die Geschichte ist groß. Sie ist wahrer Zündstoff, gerade jetzt zu Twilight Zeiten. Wo die Welt überschwemmt ist von Autoren, die sich dem Thema widmen. Bram Stoker, Anne Rice, Wolfgang Hohlbein, Stephen King, Jaye Wells, Susan Hubbard.“

Ich sehe noch jetzt das Feuer in Deinen Augen während Du sprachst, spüre noch Deine Leidenschaft, die auf einmal entflammte.

Meine Geschichte bedeutet auch Dir so viel. All die Vorbilder die Du hattest. All die Bücher, die Du gelesen hast.

Und nun endlich, nach drei Jahrzehnten Deines Lebens, hast Du eine Geschichte, die den ibren ebenbürtig ist.

Und da erkannte ich, wie unschätzbar wertvoll meine Geschichte für Dich ist. Es ist ein Beweis für Dein Können, vielleicht sogar eine Erklärung dafür, wie Du bist. Alles, was Dir bis jetzt fehlte, um Deinem Pfad zu folgen, war alleine meine Geschichte.

Jetzt verstehe auch ich die Zusammenhänge und größere Bedeutung.

Ich habe Dich als Werkzeug ausgesucht, um meine Spuren zu hinterlassen. Doch ich selber war nur eine Spielfigur von etwas Größerem, dass Dir zugespielt wurde.

An Gott glaube ich nicht. Aber es spielt mit uns. Wir sind wie füreinander geschaffen. Wie verwoben sind unsere Fäden, dass es mehr ist, als reiner Zufall. Nach all den Jahren, Jahrtausenden.

Nach dem Fall von Reichen, Bewegungen, die die Menschheit von Grund auf erschütterte, sollst es Du sein, auf den alles zulief?

Diese Überlegung und Erkenntnis, die damit einhergeht, erschüttert mich bis ins Mark.

Ich war all die Äonen der verstreichenden Jahre ein Lenker, ein Beobachter und Herr über einfach alles. Wenn das alles zu diesem Ort und dieser Zeit geführt hat, bin dann auch ich nur geschoben worden?

Es rüttelt an meiner Überlegenheit.

Ich merke, wie ihr Euch fühlen müsst, bin und her gerissen, nicht wissend, was als Nächstes kommt. Den Launen der Götter unterworfen, die es doch nicht gibt.

Ich hätte sie sehen und ihnen längst begegnen müssen. So viele Leben, die ich nahm. So viele Glauben, die ich entstehen sah. Ich erlebte sogar Jesus, er war nur ein Mensch. Das Christentum stützt sich doch darauf. Und dahinter soll doch mehr sein?

Ich merke, dass es erwacht in mir. Ich lenke das Schicksal, ich bestimme und die Menschen sind nur meine Spielzeuge. Ich spüre, wie das Feuer lodert, es mich antreibt, Dich zu vernichten. Wenn Du mein Schicksal bist, so fordere ich ihn heraus, in dem ich Dich töte.

Du bemerkst die Veränderung. Du kannst es nur nicht zuordnen und siehst vom Netbook auf. Du versuchst abzuschätzen, was los ist.

Ihr Menschen könnt es spüren, wenn ein Raubtier in der Nähe ist, Gefahr droht, eine Gabe des Überlebens.

Aber dieses Raubtier ist stärker, so viel listiger und mächtiger. Ich höre den Schlag Deines Herzens, nehme Deine Ausdünstungen und die Emotionen auf und weiß, das kann mir gehören.

„Du hast sie wirklich geliebt, oder?“ Wie in einem Nebel erreicht mich Deine Stimme. „Rose, meine ich. Wenn das nicht passiert wäre, säße sie auch jetzt hier? Hättest Du mit ihr zusammen auch dasselbe gemacht? Oder war es nur Rache für das, was man ihr antat?“

Ihr Bild taucht in meinem Verstand auf, ich spüre die Liebe, den Schmerz der Erinnerung und noch viel mehr die Einsamkeit der Gegenwart. Es zieht sich zurück, das Feuer erlischt fast und die Jagd ist zu Ende.

Ich sehe Dich an. Wusstest Du, was Dir bevorstand? Hast Du deswegen das Einzige in mir berührt, das verhindert, dass ich der Dämon werde, der ich bin?

„Sie hätte es gewollt. Und doch gab mir ihr Verlust erst die Kraft mich zu widersetzen.“ Ich weiß nicht, warum ich es sage, warum ich überhaupt auf Deine Frage eingehe. Du blickst mich weiter nachdenklich an.

„Das verstehe ich, sogar mehr als Du glaubst.“

Ich spüre, dass das wahr ist. Ich sehe Bilder in Deinem Innern aufblitzen,

Vergangenes, voll von Liebe und Glück. Doch es wechselt kurz danach und wird finster und dunkel. Erinnerungen an Momente, die du als Krisen bezeichnest und durch die Du nur mit reiner Willenskraft kamst.

Und jetzt verstehe ich auch, warum Du damals nicht aufgeben konntest und auch jetzt noch an das Gleiche glaubst, obwohl es das Einzige ist, das Dich noch verletzen kann.

Ich bin gegangen ohne ein weiteres Wort.

Ich sitze jetzt hier in der Wohnung eines Verbrechers. Zahlreiche Morde, verdorben bis ins Innerste. Ich habe ihn genommen, ich brauchte einen klaren Verstand.

Die Zeilen bilden sich von selbst auf dem Papier und ich erkenne, dass ich Dich nicht töten kann.

Obwohl unsere Geschichten nicht zu vergleichen sind und die unterschiedlichen Ausmaße und Wellen, die sie schlugen, beträchtlich sind, so ist der Kern, doch der Gleiche. Das, was uns abhält von einem Weg, der vorgegeben scheint.

Dreht man alles, so könntest Du ich sein und ich Du.

Das ist ein Spiel, was nur vom Höchsten selbst ausgedacht zu sein scheint. Das Buch, dem Du meinen Namen geben willst, bedeutet uns Beiden doch so viel mehr. Und deswegen werde ich tun, worum Du mich bittest. Ein Stück weit meine Rolle spielen.

Denn so wie es scheint, habe selbst ich, keine Wahl mehr.

Kapitel 5

Die Arbeitsklamotten flogen in den Spind. Wie so oft, in letzter Zeit. Ich schloss ihn ab und verließ die Umkleide.

Es ging nach links, die Tür zum Bahnhof war mein Ziel.

Bilder tauchten in meinem Verstand auf, Erinnerungen. Vor vier Monaten war ich hier lang gegangen. In die andere Richtung, mit dem Glauben, eine Freiheit zu betreten. Es war so viel in der Zwischenzeit passiert und doch waren es eigentlich nur Kleinigkeiten. Einzig ich selbst machte durch meine Gedanken so viel mehr daraus.

Rose, Lucy und jetzt das Ganze mit Arah. Ich merkte, dass es mich einfach erschöpfte. Es war interessant, ein Stück weit hatte es den Zauber von etwas Verbotenem. Man öffnet eine Tür, obwohl einem alles sagt, man solle es lassen. Und genau das machte den Reiz aus, es dann doch zu tun.

Ich schlief nicht viel in letzter Zeit. Die Träume, dieses verdrehte Etwas, machten mir zu schaffen und es entfernte mich immer weiter, von dem Weg, den ich gewählt hatte. Sicher, ich arbeitete, es gab keine Zwischenfälle mehr, aber ich war auch nie voll da.

Ich öffnete die dicke Eisentür, wandte mich mal wieder nach links. Ein kurzes Warten, bis sie eingeschnappt war und sich nur noch über die richtige Zahlenkombination öffnen ließ. Ich folgte dem Durchgang, dessen Wände mit Fahrplänen, kleinen Anzeigetafeln und den Nischen mit Aufzügen gepflastert war. Es war der kleinere Gang an den Gleisen vorbei der sich parallel zum Hauptgang entlang zog. Von hier aus erreichte man den hinteren Abschnitt der Gleise, so wie eben jene Aufzüge.

Die Masse an Menschen folgte dem Hauptgang, deswegen war es hier nicht so überfüllt. Ein paar ältere Leute, Gehbehinderte und manchmal auch nur Gemütliche traf man hier, die sich der Aufzüge bedienen wollten.

Irgendwie bereute ich es schon, dass ich damals auf diese verfluchte Anzeige geantwortet hatte. Sicher hatte ich einiges erfahren. Aber ich konnte nicht umhin zu bemerken, dass ich das Meiste nicht durch die Briefe fand. Ich suchte es nebenher und Arah, sofern sie denn so hieß, verhinderte einfach nur durch die Präsenz einer

möglichen Existenz, dass ich es als Unsinn abtun konnte. „Praktisch, wirklich praktisch“, flüsterte mir meine innere Stimme zu. Ich hatte einen Schuldigen für meine Abwärtsreise gefunden. Jemand, dem ich die Verantwortung für das abwegige Denken zuschieben konnte. Sie hatte es geschürt. Aber im Grunde hatte sie mich nicht aufgefordert nach mehr zu suchen. Den wahren Schuldigen, an der Schlaflosigkeit, den Träumen, den sah ich im Vorbeigehen projiziert auf den reflektierenden Glasscheiben. Und er sah mich an.

War ich nur wieder auf mich hereingefallen? Hatte das, was mich beherrschte nur wieder einen anderen Weg gefunden? Das musste aufhören.

Ich war auf dem Weg in die Bücherei. Ein letztes Mal, wie ich mir sagte. Als Mahnung, als Vorsatz. Dieser Bereich war Gift für mich und eröffnete mir zu leicht den Weg aus der Normalität. Und eigentlich wünschte ich mir doch nie mehr als einfach nur das.

Normal zu sein, ohne diese dauernden Probleme, ohne diese Dunkelheit und ohne diese ewigen Gedanken über Gott und die Welt. Die Anderen machten es doch auch nicht. Es musste einen Weg geben. Und wenn er sich Verleugnung nennen sollte, so fühlte ich im Moment, dass ich bereit dazu war, wenn es mir nur den Weg erleichtern würde.

Ich schob mich durch den Eingang, vorbei an einer Frau im weißen Pelz. Kurz kitzelte mich ihr viel zu dick aufgetragenes Parfum in der Nase, dann war ich auch schon vorbei und hörte den Takt ihrer Absätze durch den Gang schallen. Ich bog nach rechts ab, wich der Schlange aus, die ungeduldig auf ihren bezahlten Chauffeur warteten und war auch schon auf dem Bahnhofsvorplatz.

Er wirkte ausgestorben. Für das andere Ende eines Bienenstockes, unnatürlich. Im Sommer, wenn die Sonne ihre 30 Grad auf dem Erdball verteilte, saßen hier die Schulschwänzer, die Akrobaten mit ihren Skateboards und auch vereinzelt Pärchen, die sich in frischer Verliebtheit anhimmelten. Die breiten Springbrunnen schickten ihre Fontänen in die Höhe, die Kaffees zu ihren Rändern, führten überfüllte Sitzplätze, an denen die Bedienungen nicht schnell genug herumsprangen.

Jetzt dagegen? Vereinzelt ein paar Menschen, die sich an den

zweckentfremdeten Springbrunnen, die nur noch als Laubfänger dienten, gesetzt hatten. Es war zu kalt, noch zu frisch, um die Muße hier draußen zu verbringen.

Ein anderer Eingang, in dessen Glas ich fast hineinlief, da die Automatik für mein Tempo zu langsam reagierte. Die Tür öffnete sich, ich verweilte kurz im Durchgang, wartete auf die zweite Phase dieser zweckmäßigen Schleuse. Hindurch gerauscht, die paar Stufen hinauf und wieder eine Automatik, die zwar bequem war, aber meinen Fluss nur verlangsamte. Dann war ich endlich drin.

Wieder eine Schlange, die sich ellenlang quer über den Durchgang zog. Diesmal kostete es mich einen großen Bogen ihr auszuweichen. Bepackte Seelen, mit allerlei Werken, die aber nicht sehr ungeduldig erschienen. Ich schritt vorbei an Computerterminals, einem Schalter, wo Anmeldung angeschlagen stand und eine junge Dame an ihrem Kaffee schlürfte. Ihr Blick wanderte abwesend durch den Eingangsbereich, verharrte im Nichts und fixierte ein Nirgendwo.

Wieder etliche Treppen, mehr diesmal, bis zu meinem gewählten Ziel. Auch hier ordentlich nebeneinander Computermonitore, die Tastaturen dazu und nicht zu vergessen die Stühle. Ich ging ganz nach außen, bewegte die Maus und führte den Cursor in die Suchmaske.

Meine Finger zog es zu den Tasten und ich zögerte. Was wollte ich überhaupt? Was wollte ich suchen oder sogar hier finden? Die letzten Wochen war ich mehrmals hier gewesen. Hatte etliche Werke gefunden, ausgeliehen, mich von den Informationen vollstopfen lassen und dann alles vollgesogen und befriedigt wieder zurückgebracht. Aber was wollte ich jetzt hier?

Ich suchte eine Antwort. Einen Weg oder auch nur einen Wegweiser, der es mir ermöglichte diesen Strudel zu verlassen, in den ich reingerutscht war. Die klugen Worte irgendeines Wissenschaftlers, Theoretikers, die es mir ermöglichten, etwas anzuzweifeln, was ich bereit war zu glauben. Wo sollte ich suchen?

In der Psychologie?

Lycanthropie wurde in mancher Weise als Geisteskrankheit mit eigenen Wesenszügen beschrieben. Für Vampirismus und die große Bedeutung des Blutes gab es auch so einiges. Bluttrinken als

Stimulation eines verdrehten Sexualempfindens. Es konnten Wahrheiten sein, aber genauso auch nur Erklärungen für Dinge, die der Wissenschaft einfach nicht unterlagen. Was ich schon wusste, konnte mir natürlich nicht helfen.

Ich brauchte etwas Neues, Unbekanntes, das nur stark und glaubhaft genug war. Ein bisschen meldete sich mein Gewissen.

War das wirklich der richtige Weg? Die Augen verschließen, weil der Weg zu einer Wahrheit, wie auch immer sie am Ende auch ausfiel, mich zu sehr abseits der Norm riss?

Und was war mit Arah? Verriet ich sie nicht in gewisser Weise? Aber was schuldete ich ihr schon? Was sie wirklich war, das wusste ich doch gar nicht, Vielleicht nur eine Wahnsinnige, die mich mit sich zog. Aber das „was wäre wenn“ blieb immer.

Meine Finger huschten wie von selbst über die Tastatur. „Vampirin Arah“ erschien im Suchfeld. Ein Klick. Kein Ergebnis. Ein Häkchen, „Ähnlichkeiten suchen“, „Suchgebiet erweitern“ und eine Liste erschien.

Mein Blick flog darüber und ich klickte mich einfach mal durch. „Die Wüste Sahara“, „Sara“, „Karma in der Neuzeit“ und etliche Variationen, die mal mehr mal weniger Sinn ergaben. Ein Ergebnis sprang mir ins Auge. „Mythen und Legenden des Blutes“. Ich wunderte mich, was das darin zu suchen hatte. Doch ich sah in dem kurzen Textauszug schon, woher es kam. „Varah“, „Sarah“, „Arathne“ und viele Formen mehr dieses Namens.

„Was für ein praktischer Zufall, nicht wahr?“ Ein böses Lachen meiner eigenen inneren Stimme. Die Absurdität, die Ironie auch ohne diesen unnützen Kommentar meines Inneren, war mich nicht entgangen. Ein Klick, natürlich ausleihbar.

Ich erhob mich von meinem Stuhl, wandte mich suchend der nächsten Tafel zu, die der Orientierung diente. Ein kurzer Weg, ein Überfliegen des Regales nach dem passenden Buchstaben dieser eigenen Art der Archivierung und ich hielt das unscheinbare Buch in Händen. Passend zum Thema in schwarz gebunden, in blutroter Schrift betitelt und von einem Autor, den ich noch nicht kannte. Ich suchte meine eigene kleine Lesecke auf. Direkt an der Fensterreihe, mit Blick auf Hinterhöfe. Stuhl und Tisch, mehr brauchte ich auch

nicht.

Ich überflog die Einleitung, das Vorwort und die Spur zum Thema. Größen in der Geschichte, die sich dem Blut verschrieben hatten. Verschollene Aufzeichnungen, verschwundene Teile eines Puzzles, die der Autor nach eigenen Angaben so schwer zusammenfügte.

Es fing an mit einer Hexe. Der Hexe Arathne. Lange vor der Zeitrechnung, lange vor der richtigen Archivierung. Sie habe Blutmagie praktiziert, für das sie lebendige Opfer benötigte. Ein zusammengeschusterter Lebenslauf, der mit dem Verschwinden der Hexe endete, weil sich das Volk gegen sie erhob. Ein Massaker, das dem Aufstand folgte. Krankheiten, die über das Land fegten. Doch die Hexe wurde nie wieder gesehen.

Die nächste Geschichte. Diesmal ging es um Varah. Eine Anführerin im alten Ägypten, die vor den ersten Pharaonen lebte. Sie trank das Blut ihrer Feinde, badete darin, um sich jung zu halten. In einem Beisatz erwähnt der Autor, dass er vermute, dass der Begriff, Pharao sogar von ihr abstamme. Es endete wieder mit Rebellion und einer Jagd. Varah verschwand natürlich.

Ich blätterte weiter. Namen in jeder Variation, die einen allzu bekannten Kern führten. Etwas schob sich in mein Bewusstsein. Ein Gedanke, eine Erkenntnis wollte sich bilden. Ich lehnte ab.

Ruckartig schlug ich das Buch zu, stand von meinem Stuhl auf und wollte die Bücherei nur verlassen. Das war es, was ich nicht wissen wollte. Noch mehr Zweifel, noch mehr Wahrheiten, die ebenso erfunden sein konnten. Ich wehrte mich dagegen und doch konnte ich mich nicht zwingen, die Rechnung unbeendet zu lassen. Ich verließ die Bibliothek, folgte dem kleinen Durchgang zur rechten Seite, der zur Taxi Anfahrt führte. Und der Gedankengang beendete sich von selbst.

Wenn es zu viele Zufälle gibt, die einen ähnlichen Namen tragen, dann sind sie es vielleicht gar nicht. Wenn meine Arah eine Vampirin war, dann konnte sie schon so lange leben. Und es wäre kein Zufall, dass es ab und an auch Spuren gab, die sich nicht verwischen ließen. Ich beschleunigte meinen Schritt. Ich wollte aus diesem Strudel raus und doch war ich in die nächste Falle getappt, die genau das verhinderte.

Schwarze Bomberjacke, Springerstiefel, lange blonde Haare, die wild bis auf die Schultern fielen. Eine ausgefranste und ausgebleichene Jeanshose, deren Besitzer einen Schritt nach hinten machte, so dass ich ihm nur mit Mühe ausweichen konnte.

„Sprich nicht so mit mir. Keiner würde es wagen außer Dir. Dir fehlt anscheinend der Respekt.“ Böse, tiefe drohende Worte, die voll von Aggressionen getränkt, auch mich stutzen ließen. „Aber das können wir ändern, Weibsstück.“

Ich sah in Sekundenbruchteilen, wie er den Arm hob, ausholte, sah das Ziel, wusste, dass ich es kannte und doch reagierte die Erinnerung zu langsam und sie blieb mir fremd. Wie aus Reflex spannten sich auch meine Muskeln an und ich stieß den Kerl so kräftig in die Seite, dass er strauchelte und der Schlag ins Leere ging. Lucy, jetzt erkannte ich sie. Doch sie glich eher einem Häufchen Elend. Sicher, sie war wie immer mit Klasse gekleidet. Aber die Schminke lief ihr in Schlieren das Gesicht hinunter, die Augen gerötet und noch viel schlimmer, sah sie verletzt, so tief getroffen aus.

Das sollte so nicht sein. Nicht bei ihr.

Ich merkte, wie es hochkochte. Ich hasste Männer, die sich an Frauen vergingen. Und viel tiefer berührte es einen Punkt in meiner Vergangenheit, in dem ich bei meiner eigenen Mutter hilflos gewesen war. Aber hier war ich es nicht. Und es schwappte über.

Hass, Aggressionen und eine Wut, wie ich sie noch nie erlebt hatte.

„Ooh, genau auf Dich habe ich gewartet. Ich werde es genießen, und wie.“ Meine eigenen Worte grollten tief aus mir heraus, forderten und wollten Reizen. Ich wollte Befriedigung und Rache.

Der Typ war größer als ich, augenscheinlich stärker, aber das, was ich ihm entgegenschickte, war mehr als er erwartete. Er wandte sich mir voll zu, hob die Arme, bereit mich anzugreifen, ich spürte wie es auch in ihm loderte. Dann begegnete er meinem Blick. Er schreckte zurück, für einen kurzen Moment sah ich Angst aufblitzen und er rannte einfach weg.

Meine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, meine Sinne eingeschränkt und doch viel klarer. Sie nahmen alles auf und konzentrierten sich nur auf das Wesentliche. Gerüche,

Empfindungen und jetzt Enttäuschung. Da stand ich nun, zurückgewiesen, da sich mein Gegner aus dem Staub gemacht hatte. Ich wollte ihn zertreten, ihm zeigen, was für ein Nichts er war. Was für ein gravierender Fehler es gewesen war, mich zu reizen.

Ich überlegte ihm zu folgen, spürte wie berauschend es sein könnte ihn zu jagen. In meinem Geist zogen sich die Wege, die er einschlagen würde. Ich zeichnete es vor, fand die Lücken, wo ich ihn abpassen würde und doch wieder entkommen lassen, um ihn glauben zu lassen, dass er eine Chance hatte. Und ich wusste instinktiv, dass er genauso laufen würde, wie ich es voraussah.

Eine Berührung am Arm, die mich störte. Niemand durfte es wagen... Ich fuhr herum und sah Verlockung. Sie blickte mich an, versuchte mich abzuschätzen, suchte meinen Blick. „Mark?“ Kamen zaghaft die Worte.

Ich sah nur, was mir gefiel und das mich auf bis jetzt unbekannte Weise ansprach. Ich sah ihre sinnlichen Lippen, die Figur, die Augen, roch ihr Parfum und darunter ihren Schweiß und wollte sie besitzen. Bilder manifestierten sich, wo wir beide schwitzend uns in Leidenschaft vereinigten und es erweckte eine Sucht, den Trieben nachzugeben. Es kochte noch einmal hoch, ich stöhnte wegen der Intensität. Ich wollte sie direkt hier nehmen. Den Mantel öffnen, ihre Leidenschaft, ihr Feuer erwecken und sie aufsaugen.

Und dann verklang es auf einmal und ich stand nur noch da. Wie alleine auf dem falschen Weg und innerlich leer. All das gerade, war so stark und so mächtig gewesen, dass es fehlte, als es nicht mehr da war. Wie eine Sektflasche, die aufschäumt und dabei den ganzen Inhalt herausgibt. Einen Schluck trinken darf man nicht, nur die Vorfreude erleben.

Nismion LeVieth

Jetzt wäre wieder einer Deiner Texte dran. Ich habe gewartet, lange, darauf, dass Du mir etwas zukommen lässt. Aber es kam nichts Neues. Überhaupt, hast Du Dich jetzt schon länger nicht mehr blicken lassen.

Es wundert mich ein bisschen. Denn am Anfang sah ich Dich doch jeden zweiten Tag hier. Beobachtend, lauernd und mich immer zu daran erinnernd, was auf dem Spiel steht.

Ich habe gelesen, was Du geschrieben hast. Untypisch für Dich, fand ich es in meinem Briefkasten. Du gehst mir aus dem Weg?

Ein leichtes für Dich, ganz sicher. Wenn Du wolltest, könntest Du für immer verschwinden. Und ich müsste das Buch alleine schreiben. Wissend, dass ich ab einem gewissen Punkt ohne Hilfe aufgeschmissen wäre.

Glaub nicht, dass ich nicht bemerkt habe, dass Du bei Deinem letzten Verschwinden das Tagebuch mitgenommen hast. Aber Du kannst Dir doch denken, wie wichtig diese Geschichte auch für mich ist. Längst ist sie auch schon die Meine. Natürlich habe ich mir Dein Buch kopiert. Aber ich will die Geste von Dir, dass Du es mir zurückgibst. Das Zeichen, dass Du bereit bist, mit mir dadurch zu steigen. Mir die Erinnerungen erzählst, die außerhalb der Zeilen liegen.

Ich brauche Deine Gefühle, Deine Emotionen dafür, um es so lebendig machen zu können. Ich weiß, dass es an Deinem übermächtigen Ego kratzt, überhaupt so etwas wie Gefühle in Erwägung zu ziehen. Ich denke aber, dass Du sie Dir nur verwehrst, da sie an etwas geknüpft sind, dass viel gefährlicher ist. Du denkst, wenn Du Deine Gefühle kontrollierst, kontrollierst Du auch es.

Vielleicht ist es anmaßend Dir zu sagen, was Du denkst, was Du vor Dir selber verheimlichst. Aber ich denke, ich ziele richtig.

Eine Frage bleibt natürlich dabei. Warum solltest Du mir glauben? Mir, einer unbedeutenden Existenz, die nicht mal einen Bruchteil Deiner Lebenszeit hinter sich hat?

Dann sage ich Dir, dass nicht der Überbringer wichtig ist, sondern alleine die Botschaft selbst.

In meinem Leben ist es alleine ein einziger Sonnenschein an einem verregneten Tag, eine blühende Rose in einem Feld von Stacheln, die die Hoffnung aufkeimen lässt. Spielt es eine Rolle, wer es ist, der uns einen Weg zeigt? Ich denke nicht. Sind wir richtig, so spüren wir es, denn es berührt uns innerlich.

Ich persönlich habe mich lange gewunden. Versucht dem auszuweichen, was ich kann. Habe mich auf Ziele gestürzt, die mir etwas Anderes bringen sollten. Reichtum, Freiheit, vergehende Ideale?

Und das Ironische daran?

Ich habe trotzdem nie etwas anderes gemacht, als zu schreiben. So habe ich unbewusst meine Gabe gestärkt und sie fähig gemacht, mich auf den Pfad zurückzuführen. Wahl? Entscheidung? Spielt das eine Rolle?

Am Ende muss man einfach akzeptieren. Ist es wichtig, ob jemand mit uns spielt oder nicht? Wir folgen trotzdem unserem Pfad und erreichen letztendlich ein Ziel, das wir am Anfang nicht mal erahnen können.

Ich brauche Dich für das Buch. Du bist zu mir gekommen und ich habe Dich unbewusst gerufen. Ein seltsames Spiel, für das es sicher einen Grund gibt. Ihn zu kennen, hinter das Ganze zu blicken, bevor es passiert, bedeutet ihm die Aufregung des Erlebens zu nehmen.

Und so wie ich das sehe, war das ausschlaggebend dafür, dass Du überhaupt zu mir gekommen bist. Interesse, ein entfachtes Feuer, von dem Du Dein erkaltetes Herz anstecken lassen wolltest. Also schreck nicht zurück, wenn es so viel heller brennt, als erwartet.

Du hast doch schon so viel mehr erlebt, so viel mehr empfunden. Bewahre die Größe, die Dein Weg Dir ermöglicht.

Nur meine Gedanken, klein und vielleicht unbedeutend. Willst Du nicht, dass sie mehr werden und das Buch verändern, tja, dann brauche ich wieder Deine Zeilen. Wie du siehst, liegt es auch mir, ab und zu etwas zu spielen. „Ein Spieler mit den Worten“, so hast Du mich genannt, also beschwer Dich nicht, wenn ich es dann auch wirklich mache.

Azralot VII

Ein gefährliches Spiel, das Du da angefangen hast.

Wisse, dass ich es meistens unter Kontrolle habe. Aber es gibt Momente, wo es die Überhand gewinnt. Du spielst mit dem Feuer. Denn auch wenn ich entschieden habe, Dich leben zu lassen, so könntest Du in einer Sekunde schon nicht mehr sein.

Und doch hege ich ein bisschen Bewunderung und bin bereit anzuerkennen, was Du tatest. Du hast es wirklich geschafft, mich herauszufordern. Denn natürlich kann ich Deinen Hochmut, die Art der Selbstüberschätzung, zu der nur der Mensch fähig ist, so nicht stehen lassen. Ich musste einfach reagieren.

Deine Thesen über mich sind interessant. Aber bei meiner „Spezies“ sieht es doch anders aus. Wir unterliegen nicht der einfachen Kontrolle durch eine Psyche. Es kann Ähnlichkeiten damit haben und doch ist so viel mehrschichtiger als bei Euch Menschen.

Vergiss nicht, dass ich Deine Gedanken sehen kann, wenn ich es will. Ich weiß, was an Deinem Text stimmt und was nur Deinem Talent entspringt, eine Illusion real werden zu lassen.

Und wärst Du nicht gut, so wärst Du ganz sicher nicht dazu außersehen mein Buch zu schreiben. Hätte ich bei unserer ersten Begegnung nicht schon viel mehr in Dir gesehen, wärst Du bereits schon nicht mehr.

Vergiss das nicht, kleiner Nismion.

Um mit Dir zu spielen, brauche ich keine Worte, das ist Dir doch bewusst?

Zurück zur Schaffung, zurück zu Deiner Aufgabe, mein Schreiberling. Es geht nicht um jetzt, sondern um die Geschichte damals. Du hast Freiheiten bei der Erschaffung meines Charakters, die Du nur zu gerne benutzt, belass es dabei, wenn Du Deine Weisheiten verbreiten willst.

Arah.

Ich erinnere mich noch wie heute, als sich der erste Kontakt manifestierte. Sie war wie eine Begleiterin, die mich in eine offene Tür schubste und dann einfach abschloss. Ich war verloren, wusste nicht, was ich glauben sollte. Mein Geist wurde zusehends verwirrt. Es gab einfach nichts, woran ich mich festhalten konnte in diesem Loch des ungewollten Wissens. Und umso mehr ich versuchte alles zu verstehen, umso tiefer sank ich hinein.

Ich merke, dass ich von Dir angesteckt, mir die menschliche Frage stelle, „was wäre gewesen, wenn?“

Wenn es nicht so passiert wäre?

Hätte ich Arabs Weg nicht gekreuzt?

Wir können davon ausgehen, dass ich dann bereits nicht mehr leben würde.

Und all das, was danach passierte, wäre die Zukunft Deiner Menschheit. Ich hätte nichts verhindern, abwenden und rückgängig machen können.

Wenn ich Rose damals nicht getroffen hätte?

Auch dann hätte ich nicht überlebt und alles wäre seinem vorgeschriebenen Weg gefolgt.

Ein verzwicktes Zusammenspiel, das erst mit allen Faktoren im Einzelnen genau so real werden konnte. Erst das alles ermöglichte mir ein Schicksal, das so anders und abseits meiner menschlichen Pfade war, wie ich es mir vorher nicht einmal in Träumen vorzustellen gewagt hätte.

Ob ich es für Rose tat? Aus Rache?

Es gefällt mir nicht, das auf so einen simplen Nenner zurückzuführen. Es war eine ausschlaggebende Motivation und doch war es so viel mehr als das.

Wir standen an der Haltestelle, warteten auf die Bahn. Ich blickte auf die andere Straßenseite, das Café. Links neben mir der Eingang zum Bahnhof, meine Arbeitsstelle und am anderen Ausgang, die Bücherei. Erst jetzt fiel mir auf, wie sehr sich alles im Kreis drehte. Wie in einem seltsamen Spiel war dieser Ort in den letzten Monaten zu einem Zentrum für alle Begebenheiten geworden. Ein Kreis, der sich selber wieder schloss. Es wurde Zeit für einen Stellungswechsel. „Kannst Du mir einen Gefallen tun?“ Lucy strich sich mit dem Zeigefinger über die Oberlippe, betrachtete sich in dem kleinen Spiegel und klappte ihn dann zu. Sie blickte mich nachdenklich an, während das rosa Döschen in die Handtasche wanderte. „Gerne. Was?“

„Könntest Du bei mir bleiben? Ich mache mir Sorgen, dass er bei mir zu Hause auftaucht.“ Ihre blauen Augen blickten mich bittend an. Keine Schlieren mehr, das Make Up saß wieder und eine bezaubernde Schönheit wandte mir ihre Aufmerksamkeit zu. Das Parfum, das ich nur mit ihr verband, schwebte um uns herum und auf gewisse Weise fühlte ich mich für sie verantwortlich. „Das ist kein Problem. Ich hatte sowieso nichts vor. Und den Tag mit einer Schönheit zu verbringen, scheint mir eine lohnenswerte Alternative.“

Sie lächelte mich an, endlich. Nur ihre Augen verrieten noch die Spuren der Verletzungen und auch Trauer, die sonst nicht mehr körperlich zu sehen waren.

„Danke. Und auch danke für eben. Keine Ahnung, wie Du das gemacht hast. Robby ist nicht wirklich der Typ, der vor etwas Angst hat oder sogar davon laufen würde.“ Ich übergab die versteckte Frage, auf die ich selber noch keine Antwort hatte, geschweige denn gestellt haben wollte. „Wie konntest Du nur an so einen Typen geraten? Wenn Du von Deinem Freund erzähltest, stellte ich mir einen angehenden Anwalt, Arzt oder so was vor. Aber der? Was war das? Hass – Liebe, so in der Art? Ich gehe doch davon aus, dass ich „war“ sagen kann? Du gehst doch nicht zu dem zurück?“ Sie wich meinem Blick aus, ließ ihn in die Ferne treiben.

„Manchmal brauchen wir Frauen einen starken Mann. Und zu oft entpuppt er sich dann doch als Schläger. Wer kann denn schon in

die Menschen gucken?“ Jetzt blickte sie mich doch direkt an. „Und wenn man begreift, wie jemand wirklich ist, dann ist es nicht mehr so leicht von ihm wegzukommen.“ Es wurde verräterisch feucht an ihren Augenwinkeln, es bröckelte in ihrer Miene und dann fing sie es wieder.

Ich sollte etwas Aufbauendes sagen, vielleicht vom Thema ablenken oder sie wenigstens trösten. Aber irgendwie war ich total gehemmt. Momente verstrichen in denen wir nur stumm nebeneinander standen und ich nach einem Ausweg suchte. Mehrmals holte ich Luft, setzte an und doch fanden sich keine Worte. Dann fuhr die Bahn ein, Bewegung und Treiben legte los und der Moment war vorbei.

Die Fahrt dauerte nur ein paar Haltestellen und doch schien es mir, wie die Längste meines Lebens. Es fing damit an, dass Lucy sich einen Vierersitz aussuchte und ich mit mir haderte, ob ich mich neben sie oder ihr gegenüber setzen sollte. Mir blieben ein paar Sekunden, dann hatte sich das schon erledigt. Hätte ich mich neben sie gesetzt, wäre ich meinem Impuls gefolgt, hätte ich der Rolle des Beschützers folgen können. Und doch schien mir das, als wäre ich ihr zu nahe und gerade wegen der Bilder, die ich in diesem seltsamen Moment von uns gehabt habe, wäre es falsch gewesen. So, als wenn ich sie besudeln würde.

Und so blieb mir nichts anderes übrig, als dem jungen Kerl, der jetzt neben ihr saß und sie so sehr musterte, als wenn er sie im Geiste auszog, böse Blicke zu werfen, die der natürlich überhaupt nicht wahrnahm. Neben mir saß eine graue Maus, um die 40 etwa, der man getrost die Rolle einer Bibliothekarin zusprechen konnte. In keiner Weise auffällig und von Kleider – und Farbauswahl eben grau.

Lucy sah aus dem Fenster, bereits wieder abwesend und in ihrer eigenen Welt. Wie auch eben, war mir klar, dass ich das Thema finden und anschneiden musste, wenn ich ein Gespräch wollte. Alles Mögliche schoss mir durch den Kopf. Das Wetter, die Arbeit, irgendwelche Schlagzeilen. In meinem Verstand sah ich dann, wie sich ein Gespräch entwickelte, dass diese Kluft, diesen Abstand aus dem Weg räumen würde, der zwischen uns stand. Eine Kluft, die ich

überwinden wollte, da Lucy sich dort alleine mit ihrer Trauer befand. Doch nicht ein Wort kam über meine Lippen. Es blieb bei der Vorstellung und meinen Gedanken.

Hatte ich mich so weit schon vom normalen Alltag entfernt? Gerade eben noch jemanden in die Wüste geschickt und in diesem Moment so zaghaft und zurückhaltend. „Ich war schüchtern.“ Mein innerer Gesprächspartner musste mich natürlich darauf hinweisen. Wie ironisch. Ich beschäftigte mich mit allerlei dämonischen, übernatürlichen und hatte nicht die geringste Hemmung beim Eintauchen in diese Welt. Aber in der normalen Welt, wo einfach nur Menschen herum wuselten, da zögerte ich. Lucy stand auf, schob sich an den Wartenden vorbei hindurch zur Tür. In einiger Verspätung folgte auch ich.

Wie ein willenloser Sklave folgte ich ihr aus der Bahn, über die Ampel und einige Hauseingänge weiter. Natürlich sprach ich auch nicht als wir endlich die Treppen hinaufstiegen und ihre Wohnung betraten. So mittlerweile zweifelte ich schon an meiner Entscheidung überhaupt mit ihr gegangen zu sein. Sie zeigte mir, wo ich meine Jacke aufhängen durfte, dann wurde ich in das Wohnzimmer auf die Couch manövriert und der Fernseher angeschaltet. Seltsamerweise schien es Lucy überhaupt nicht zu stören, dass ich so still war. Aber vielleicht wollte sie auch ihre Ruhe? Jemanden der bei ihr war, damit sie sich sicher fühlte und sie trotzdem nicht mit Small Talk nervte? Auf jeden Fall war es das, was ich mir einredete, damit ich mir nicht selber die ganze Zeit Vorwürfe machte, weil ich es einfach so verhaute.

Die Farben reflektierten an den weißen Wänden, Lichtblitze und die Musik der Charts, die den Raum mit Leben füllte. Dazwischen die Ansagen und kurzen Anekdoten der Frau, die da durch begleitete. Mir kam nicht eines der Lieder bekannt vor, die im Fernseher angepriesen wurden. Konnte man mich als nicht mit der Zeit gehend betrachten?

„Milch oder Zucker?“ rief sie mir aus der Küche herüber. „Nichts, ich trinke ihn schwarz.“ „Schwarz wie meine Seele“, kam noch mein Kommentar hinterher, als sie das Wohnzimmer betrat. Sie stellte meine Tasse auf den kleinen Glastisch vor der Couch auf der ich

saß. Zu meiner linken, die gleiche, nur ein Stück kleiner. Schwarzes Leder, gut gepolstert, mit niedrigen Armbeugen. Verdammt bequem. Überhaupt schien sie nicht an der Einrichtung gespart zu haben. Der LCD Fernseher und die dicken Boxen zu jeder Seite, waren natürlich der Blickfang schlechthin. Eine Glasvitrine, in dem allerlei Kristall glänzte, ein Bücherregal, ein Esstisch, ausziehbar, mit den passenden Stühlen davor. Und in jeder freien Ecke ein weiteres Regal, vollgestopft mit allen möglichen Stofftieren. An den Wänden, nicht nur im Wohnzimmer, wie ich schon beim Reinkommen merkte, hingen überall Bilder von Katzen. Alte Zeichnungen, moderne 3D Bilder, Graffiti, es gab einfach alles. Nur ein lebendiges Exemplar war mir noch nicht zwischen die Füße gelaufen, obwohl ich fest damit rechnete. Wenn ich dagegen meine Wohnung zum Vergleich heranzog, eine spärliche Einrichtung, nur das Nötigste. Ich hatte mich noch nie so sehr darum gekümmert. Eigentlich sollte mein Apartment eine Durchgangslösung sein. Nun, mittlerweile wohnte ich dort schon um einiges länger als geplant. Man sollte meinen, hier fühlte man sich eingezwängt, aber irgendwie war es gemütlich. Auf seine ganz eigene Art halt.

„Hast Du eine Katze?“ Fragte ich sie nach einiger Zeit, in der wir nur auf den Fernseher starrten. Unsere Nichtunterhaltung hatte sich immer weitergezogen, bis jetzt, wo ich es schon als bedrückend empfand, so langsam. Mittlerweile trug sie einen weißen Rolli, rosa Kapuzenpulli darüber und eine schwarze Stoffhose, nachdem sie eben kurz in ihrem Schlafzimmer verschwunden war. „Nein. Leider nicht. Obwohl ich gerne eine hätte. Aber die Zeit dafür fehlt mir einfach.“ Wir nippten beide an unseren Tassen und ich gönnte mir ein paar Sekunden, wo ich sie musterte. Die Schminke war nach einem kurzen Besuch im Bad entfernt worden und was darunter zum Vorschein gekommen war, sah nicht minder hübsch aus. Ich fand sogar, noch besser, so natürlich und fast rein. „Du brauchst die Schminke gar nicht.“ Und ich trat mir mit voller Wucht in den Allerwertesten, natürlich nur in der Vorstellung. „Herzlichen Glückwunsch. Der richtige Kommentar, zur richtigen Zeit.“ Wer mir das unhörbar sagte, empfing innerlich das giftigste Lächeln, das ich zu Stande bringen konnte. „Ich meinte, Du siehst auch so

blendend aus. Hast eine gewisse natürliche Schönheit.“ Und wieder eine unhörbare Stimme in meinem Kopf: „Toll. Wird ja immer besser. Eine gewisse natürliche Schönheit, du hättest auch sagen können, du bist schön. Aber nein, so eine verquere, gewisse Mark Ausdrucksweise.“

Zu meinem Glück fing Lucy an zu lachen. Der Inhalt ihrer Tasse schwankte sehr bedrohlich zu den Rändern. „So was sagt man einer Frau nicht. Weißt du, wie viel Zeit das vor dem Spiegel kostet, bis es endlich annehmbar ist? Wie viel Feinschliff und Nachziehen der Konturen, bis man es am Ende doch wieder verwirft und neu anfängt? Und das Einzige, was Euch Männern einfällt? Ihr braucht das nicht. ... Männer halt.“ Der gespielte vorwurfsvolle Blick, den ich schon kannte, strafte mich. „Ja. Ich habe es auch mal probiert. Aber es stand mir nicht so. All das rosa, deswegen bin ich nur bei Lippenstift geblieben.“ Sie sah mich verwundert an. „Scherz“, gab ich ihr zu erkennen. Sie lachte etwas gekünstelt. Mein Gott, was für ein Bild musste sie von mir haben, wenn sie es glauben würde, dass ich Schminke benutzte.

Wieder nur Starren auf den Fernseher. Toll, toll. Ich war der geborene Gesprächskünstler. Ich schaffte es echt, eine Leere, greifbar zu machen. Wie hieß das noch? Ich hatte es mal in irgendeiner Zeitung gelesen. Ein Thema anschneiden, bei dem die Frau nur noch reden konnte und man einfach „Ja“ und „Amen“ sagte. Das sollte funktionieren. Aber welches Thema?

Es klingelte, laut, sirrend und unangenehm. Lucy sprang auf, rauschte am Glastisch vorbei und lugte an den weißen Gardinen aus dem Fenster. „Es ist mein Ex“, schickte sie mir gepresst hinüber. „Soll ich runtergehen und ihn vertreiben?“ Ich erhob mich, bereit wieder zu beschützen, wenn nötig. „Nein. Der verschwindet von alleine.“ Es klingelte noch einmal, wie um ihren Worten die Bedeutung zu stehlen. „Es ist echt kein Problem. Ich sage ihm das Passende und er wird Dich nicht mehr nerven.“

Sie sah auf den Boden, bereits geistig wieder nur halb anwesend. „Nein. Ist nicht nötig.“ „Dann kommt er morgen wieder oder übermorgen. Er passt Dich einfach ab, wenn Du alleine bist. So wirst Du den doch nie los.“ Sie sah mich mit traurigen Augen an.

Eine vereinzelt Träne löste sich, zog diesmal keine Schlieren, wurde aber auch nicht weggewischt. „Mit Dir bin ich doch nicht alleine?“ Es war mehr eine Bitte als eine Frage, nach der es klang. Und aus einem Impuls ging ich rüber zu ihr und nahm sie in die Arme. Sie fing an zu weinen, vergrub ihr Gesicht in meinem Pullover, der die Zeichen der Verletzung aufsaugte. Ich strich ihr über das Haar und ich wusste, ich würde dafür sorgen, dass das nie wieder geschah. Lucy würde keiner mehr so verletzen. Und sollte mir Robby begegnen, auf der Straße oder egal wo, ich würde ihn bezahlen lassen, für das hier. Und wie.

Es klingelte nicht mehr und doch hielt ich Lucy weiter in meiner Umarmung. Immer wieder bekam sie Krämpfe, die sich schluchzend entluden. Ich konnte nichts tun um ihr zu helfen, es leichter zu machen, als einfach nur für sie da zu sein. Ich strich ihr weiter über die Haare, sanft und leicht, während die Zeit verging. Minuten, Stunden, spielte es eine Rolle? Nach einiger Zeit brachte ich sie zur Couch und legte eine Decke über sie. Ich wollte mich auf die Andere setzen, aber das wollte sie nicht. Und so lag ihr hübsches Köpfchen gut gepolstert mit einem kleinen Kissen auf meinem Bein. Auffordernd legte sie meinen Arm wieder oben drauf und ich verstand. Ich streichelte sie weiter und merkte schon bald, dass ihr Atem leiser wurde. Ich hatte einen anderen Sender eingestellt, versuchte der Geschichte des Filmes zu folgen. Doch meine Gedanken ließen es nicht zu, parallel verarbeiteten sie das Geschehene.

Ich hatte etwas gesucht, das mich aus dem Loch holte, den finsternen Gedanken um Arah und alles aus diesem Bereich. Und vielleicht hatte es mich gefunden? Direkt unter meinem Arm, in finsternen Träumen einer Trauer entkommend?

Azralot VIII

Ein schicksalhafter Moment, wenn man es so nennen will. Auf einmal ein Weg aus der Welt, in die ich unbewusst mit der Naivität eines Kindes gestolpert war. Die Vorstellungskraft zog mich hinein, aber die Realität holte mich wieder heraus. Ich weiß nicht, was passiert wäre ohne diese Reibe an Zufällen.

Vielleicht wäre so Vieles anders gelaufen?

Wenn mein Weg der des Schicksals war, so konnte es sich nur so zutragen.

Lange Zeit habe ich darüber nachgedacht. Ich hatte etliche Jahrhunderte um meine eigene Vergangenheit zu durchleuchten.

Jetzt tut es mir Leid um Lucy.

Aber ohne sie hätte es sich nicht voll entfalten können. Vielleicht wäre ich nur ein weiteres Werkzeug ohne Willen geworden?

Aber mit ihr, hatte ich die Chance auf etwas Anderes, auf etwas Normales. Und auch wenn sie damals nicht Lucy hieß, ich sie nicht auf der Arbeit kennenlernte und sich auch die Einzelheiten anders zutragen, so hätte es auch so geschehen können, wie Du es schreibst.

Denn im Grunde spielen die genauen Umstände keine Rolle. Der Kern war einfach, dass sie mir passierten.

Und deswegen habe ich Dir freie Hand gelassen, Nismion. Ich wollte sehen, ob Deine Vorstellung Dir etwas zeigt, das zu der Wirklichkeit passt. Ihr mehr gerecht wird, als eine Wahrheit, die Deine Geschichte im Fluss stoppt.

Du beobachtest mich mal wieder. Du willst, dass ich Dir sage, ob es mir gefällt.

Man sagt einem Schriftsteller nicht ob er gut ist.

Denn ist er es, wird er nach der Bestätigung nur schlechter.

Aber ist er es nicht, so wird er auch nicht besser, da der Zweifel an ihm nagt und die Worte verunreinigt.

Tu einfach das, was Du kannst und auch so sehr willst.

Spielt es eine Rolle, was Du oder ich denken, wenn es die Geschichte ist, um die es geht?

Wenn es die Geschichte ist, die erzählt werden will, dann sind wir nur die Medien zur Weitergabe.

Ich dachte, Du hättest das schon begriffen?

Kapitel 6

Kleine Tröpfchen umwehten mein Haupt, nachdem die Spraydose unter Zischen ihr Werk getan hatte. Meine Hand glitt über meine

kurz rasierten Haare. Sie klebten schon etwas, noch ein paar Minuten, dann würde das Haarspray trocken sein und unbewegliche Stoppeln in die Höhe halten. Sehr schön.

Ich war gestern extra beim Friseur gewesen, hatte ein paar Millimeter mehr abrasieren lassen. Es sollte alles perfekt sitzen. Noch ein abschätzender Blick in den Spiegel. Keine Bartstoppeln vergessen? Der Krawattenknoten saß adrett um den blauen Kragen. Es klopfte. „Schatz, bist Du so weit?“ „Ja. Ein paar Sekunden noch, kannst gleich rein.“ Sie hatte den ganzen Vormittag im Bad verbracht und nur nach einer langen Diskussion durfte auch ich mich da reinschieben. Ich war ihr nicht böse, schließlich machte sie es auch für mich.

Ein großer Tag, ein wichtiger Tag. Vielleicht sogar mein wichtigster. Ein großer Schritt in Richtung meines Traumes, der heute gemacht wurde. Ich verließ das Bad, wandte mich zur Küche, nahm meine Tasse und schüttete mir neuen Kaffee ein. „Du kannst.“

„Na endlich.“ Sie rauschte an mir vorbei, schloss die Tür hinter sich. Ich ging ins Wohnzimmer. Langsam und vorsichtig ließ ich mich aufs Sofa fallen. Ich konnte mir keinen Fleck erlauben. Nicht heute. Es blieb mir nur noch ein beigefarbenes Hemd und das wollte ich auf keinen Fall anziehen. Lucy gefiel es zwar besser, aber ich kam mir darin nicht so schick vor. Es rauschten die verschiedensten Musikvideos über die Mattscheibe und ich fühlte mich mit einem Mal an eine Nacht vor zwei Jahren erinnert.

Hier war ich ihr zum ersten Mal nähergekommen, noch zaghaft und unbeholfen. Und viel wichtiger. Hier hatte ich zum ersten Mal unter ihre harte Schale gucken dürfen. Sah mehr, als nur die Maske der hübschen Blondine, die über allem stand. Ich sah eine Seite an Lucy, die ich mehr und mehr zu schätzen wusste, bis ich mich verliebte und sie zu lieben lernte.

Einmal war der Ex noch vorbeigekommen, es gab eine Diskussion, die eskaliert wäre, wenn Lucy mich nicht gebremst hätte. Und so durfte ich auf einigermaßen nette Weise diesem Robby klar machen, dass er bei ihr nichts mehr verloren hatte. Und wie es das Schicksal wollte, sah ich ihn auch nie wieder.

Ich hätte wieder verschwinden können, wieder in mein Loch

abtauchen und sie aus meiner Erinnerung streichen können. Aber ich tat es nicht. Ich blieb. Und mit der Zeit sahen wir uns immer häufiger. Nach einem gemeinsamen Kinoabend war es dann so weit. Ich bekam meinen ersten Kuss von ihr. Und da wusste ich, dass ich den richtigen Weg gewählt hatte. Nach einem halben Jahr zogen wir zusammen. Ich gab mein 22 qm großes Versteck auf und begann ein neues Leben an ihrer Seite. Beim Ausmisten meiner alten Behausung fiel er mir in die Hände. Der Brief an Arah. Ich hatte ihn nicht abgeschickt. Und da erschien es mir einfach nur seltsam und so abwegig, worauf ich mich eingelassen hatte. Alles was ich damals schrieb und auch was ich von ihr bekam, lag jetzt unten im Keller. Wohl verwahrt und vergraben. Eines meiner dunklen Geheimnisse. Ich hatte Lucy nichts davon erzählt, aber sie hatte auch nie nach. Sie wusste, dass meine Vergangenheit nicht gerade angenehm war, überließ es aber mir, was ich ihr erzählen wollte und was nicht. Das rechnete ich ihr hoch an.

„Kannst Du kurz gucken kommen?“ Ich erhob mich und ging ins Bad, wo ich sah, wie sie aufgeregt an ihren Haaren rumwerkelt. Ein kurzes Husten der Haarspraydose aus den verschiedensten Richtungen, dann sah sie mich an. „Und, geht es so? Oder übertrieben?“ Sie wollte eine Meinung von mir? Doch schon an ihrer Miene konnte ich ablesen, dass ein negatives Urteil Welten zerstören würde. Aber ich dachte auch nicht im Entferntesten in diese Richtung.

„Mein Engel. Du siehst bezaubernd aus. So würde Dich jeder Mann sofort heiraten.“ Ihre langen blonden Haare waren hochgesteckt zu einem Dutt, sanfte Schminke, leichtes Make Up, nur Betonungen. Das hatte sie für mich gemacht. Sie wusste, dass ich sie in Natura viel mehr mochte. Und ganz sicher hatte es sie einige Anstrengung gekostet, es nur so leicht zu machen. Sie trug eine schwarze Anzughose und ein weites rosa Oberteil. In der Mitte protzte eine breite Schleife, der Ausschnitt nicht zu vergessen, der den Blick auf ein silbernes Herz an einer feinen Kette freigab. Der Ausschnitt war nicht zu weit, wie ich im ersten Moment gedacht hatte, nur gerade so, dass er sehr verlockend wirkte.

„Gut, dass nur ein Mann die Chance dazu bekommt.“ Sie strahlte

mich an, liebevoll und auch so glücklich. Es erwärmte mir einfach das Herz. Ich war selber glücklich, konnte aber noch nicht so ganz glauben, dass das alles wirklich passierte. Ich hielt mich noch zurück, da ich auf das Aufwachen wartete, das diesen unglaublichen Traum einfach zerplatzen ließ. Ich konnte es nicht ganz zulassen, noch nicht, aber genauso wenig konnte ich es ganz unterdrücken.

„Dieser eine Mann muss ja wirklich glücklich sein. Stellst Du ihn mir mal vor? Weiß er, was wir hier machen?“ Sie lachte und ich trat hinter sie, umarmte und zog sie an mich. Sie drehte sich zu mir um und wir küssten uns. Lange und innig. „Du machst mich zum glücklichsten Menschen auf der Welt.“ Anstatt einer Antwort bekam ich wieder einen Kuss und sie strich mir über den Kopf.

„Ey, meine Haare.“ Ich wich ihrer Hand aus. „Was soll da schon durcheinander kommen? Ist ja hart wie Beton.“ Ihre Hand strich weiter bis in meinen Nacken, ihre Fingerspitzen spielten mit meinen Sinnen, die nur zu gerne darauf reagierten. Wäre ich eine Katze, hätte ich jetzt geschnurrt.

„Ich steh drauf, wenn Du sie so kurz hast.“ Da war ein Unterton in ihrer Stimme, den ihr Blick weiter unterstrich und ihm eine tiefere Bedeutung zukommen ließ. Ich küsste sie, wanderte mit meinen Lippen zu ihrem Hals, liebte sie dort. Ihr Atem beschleunigte sich. „Wir hätten noch etwas Zeit.“ Ich suchte ihre Lippen zu einem neuen Kuss, in dem auch unsere Zungen miteinander spielten. Ihre Hüfte war an die Meine gepresst, durch das dünne Oberteil spürte ich das Pochen des beschleunigten Herzschlages, die Hitze, die das erwachende Feuer hinüberschickte. Sie stieß mich weg.

„Nein. Dafür haben wir keine Zeit. Meine Mutter kommt gleich schon.“ Sie dreht sich von mir weg, den Blick wieder auf den Spiegel gerichtet, die Hände in wilder Fuchtelei erhoben, die an den Haaren spielten. Ich sah, wie sich ihr Brustkorb hob und senkte im beschleunigten Takt und trat erneut ganz nah an sie heran. Ich küsste diesmal ihr Ohrläppchen, hinter den Ohren die Beuge, den Nacken hinunter bis zu den Schultern. Ich zeichnete den Weg weiter, begleitet von sanften Küssen über ihren Rücken auf die andere Seite und wieder hinauf. Sie hielt diesmal still und ein

Stöhnen entwich ihr. Ich kannte ihre gewissen Punkte und setzte sie auch nur selten ein. Ich drehte sie am Arm um, diesmal ließ sie sich von mir führen und küsste sie wieder. Meine Hand glitt unter ihr Oberteil, den Rücken hinauf, nur leicht mit den Fingerspitzen und ich spürte, wie sie ein Schauer durchlief. Ihre Küsse wurden immer fordernder, die Zunge suchte immer drängender die Meine.

Ein ekliges Klingeln erklang, das uns beide aufschrecken ließ. „Mist, meine Mutter ist da. Beeil Dich.... Komm schon.“ Sie verfiel in Hektik, rauschte zur Haustür. Ich hörte das Sirren des Summers und wie sie die Tür öffnete.

Langsam aber widerwillig, verebbte es auch in mir. Missmutig und leicht enttäuscht, da das gerade Erwachende schon wieder abgebrochen wurde, setzte ich ihr nach und zog mir dort meine Schuhe an. Kurz rüber ins Schlafzimmer, nahm ich das Sakko vom Bügel und schlüpfte hinein. Schnell noch die paar Knöpfe geschlossen, ein Blick in den meterhohen Spiegel am Kleiderschrank und schon stand ich wieder neben ihr. Auch sie hatte mittlerweile das Oberteil ihres Kostüms angezogen.

Adrett, schick und fein. Das weiße Kleid wollte sie erst zur kirchlichen Trauung anziehen. Für das Standesamt im kleinen Rahmen, sollte das hier reichen. Sie hauchte mir einen Kuss auf die Wange, begleitet von einem leisen: „Später. Dann haben wir alle Zeit der Welt.“ Und schon stürmte ihre Mutter hinein. Sie fiel Lucy in die Arme, reichte mir die Hand danach und strahlte uns einfach nur an. „Ich bin so aufgeregt“, sagte sie. „Und wir erst“, kam es von Lucy.

Azralot IX

Du sagst, Du brauchst Motivation, fundierte Kritik.

Aber Du weißt doch selber, dass Du Kritik nicht vertragen würdest.

Mit allen Mitteln würdest Du die Geschichte verteidigen.

Tagsüber, nach teilweise 10 Stunden Arbeit, setzt Du dich hin und schreibst unablässig.

Ich habe Dich beobachtet, auch ohne hier zu sein. Denn ich erahne Dein Schicksal, auch wenn ich es Dir nicht zeigen werde. Ich kann es nur so lange von Dir fern halten, bis das Werk vollendet ist.

Die Geschichte ist alle Motivation, die Du brauchst.

Deswegen brauche ich Dir nicht mehr zu sagen, wie wichtig alles ist.

Sie hat Dich gefangen und Du kannst nicht anders, als nur zu schreiben.

Was Du sagst, entspricht nicht immer dem, was Du fühlst.

Aber ich sehe mehr, finde Dich damit ab.

Aufflammende Lichtblitze, die über den Tisch strichen, kurz das Papier erhellten, auf den ich meine Unterschrift setzte. Ich sah, wie sie das Gleiche machte, hörte die Worte der Blondine auf der anderen Seite des Schreibtisches nicht mehr, beugte mich zu Lucy herüber und gab ihr einen Kuss. Sie empfing ihn voll inniger Liebe und gab unserem Moment eine größere Bedeutung. „Meine Frau.“ Das war sie jetzt. Jetzt und in alle Zeit, bis das der Tod uns scheidet. Und so lange würde ich es auch wollen. Nichts würde mich jemals wieder von diesem Weg abbringen.

Die einzelnen Momente flogen weiter in meinem Verstand herum. Ich blickte aus dem Fenster, sah die vorbeieilenden Straßenzüge, Autos und Ampeln, die uns den Weg frei gaben, wie auch versperrten. Aber im Geiste ging ich alles noch einmal durch. Ich wollte einfach jeden Moment festhalten, nochmals erleben.

Nach dem schicksalhaften Ja Wort, waren die Bilder dran. Mein Vater, Hobbyfotograf, schoss eine Menge, ihre Mutter die Übrigen. Wir posierten, stellten uns an jeden möglichen Ort, der mit einem Blitz verewigt wurde. Ganz sicher würden wir alleine dafür schon ein ganzes Fotoalbum benötigen.

Danach machten wir uns auf den Weg zu einem Steakhaus, in dem wir in kleinem Kreis unseren besonderen Tag weiterführen wollten. Auf dem Weg aus dem Standesamt heraus, erwartete uns eine kleine Überraschung. Ein paar Arbeitskollegen hatten sich zusammengetan und passten uns ab. Wir tranken Sekt, plauderten, lachten und so einige Male traf uns noch der elektronische Blitz. Es war eine schöne Idee gewesen und doch empfand ich es persönlich als störend. Überhaupt nervte mich der Trubel sehr. Ich wollte eigentlich nur mit Lucy, meiner Ehe – Frau, alleine sein. Den Tag mit ihr feiern, sie bestaunen und mir immer wieder ins Gedächtnis rufen, dass sie wirklich die Meine war. Nicht nur für Wochen, Monate, Jahre. Auch sie hatte geschworen, für immer.

Natürlich war ich kein Träumer. Ich wusste nur zu genau um die Scheidungsrate meiner Zeit. Aber solche Gedanken verbot ich mir einfach. Wir hatten beide gesagt, für immer, und nur das wollte ich wissen, nichts Anderes.

Mein Vater freute sich riesig dabei zu sein. Nun, nach vielen Jahren

Kontaktabbruch und einer zufälligen Begegnung in der Stadt, war es Lucy, die mich dazu bewegte, ihn einzuladen. Er hatte sich verändert. War mir mehr ein Fremder als ein Verwandter, aber auch nicht mehr der Dämon, den ich in meiner Erinnerung hatte. Vieles war vergiftet worden, damals im Heim. Viele Geschichten, die nie widerlegt wurden. Mein Vater schilderte es anders und ich merkte, dass ich ihm glauben wollte.

Aber es war seltsam. Eine dunkle Vergangenheit zu haben, die tiefsten Löcher zu durchwandern und nach 29 Jahren steht man da, und es gibt einfach keinen Schuldigen mehr. Die Rache ließ einen durchhalten, das Wissen, dass man selber irgendwann am Zug war. Und dann? Ist es keiner mehr, den man hassen kann, gibt es kein Ziel mehr für Rache. Aber dank Lucy dachte ich schon lange nicht mehr in diese Richtung.

Mir war mein Frieden, mein Alltag, das Leben an sich, wichtiger als Erinnerungen, die nicht mehr Gestalt hatten, als böse Träume. Wenn sie uns ergreifen, quälen sie uns und zerren am Innersten, aber erscheint das Tageslicht, so verschwinden sie einfach.

Mein Licht saß da vorne auf dem Beifahrersitz, vertieft in eine Unterhaltung über irgendeinen Schlagerstar. Sie jauchzte kurz auf, sagte, da wolle sie auf jeden Fall hin und ihre Mutter schickte den Kommentar, dass ich sie begleiten müsse. Beide fingen an zu lachen. Ich stand nicht auf Schlager, aber ab und zu musste man auch tun, was einem nicht gefiel. Sie musste sich meine Filme angucken, bei denen sie nach dem ersten Schrei in meinen Armen lag und ich musste sie zwischendurch auf so eine Veranstaltung begleiten. Ich hatte mich an diese kleinen Deals gewöhnt, sie gehörten dazu.

Ihre Mutter stoppte den Wagen. „Ich bleib hier kurz am Seitenstreifen stehen. Ist es schlimm, wenn ich nicht mehr mit hoch komme?“ „Nein, kein Problem. Wir sind auch müde und lieber alleine.“ Ich schickte Lucy stumm meine Dankbarkeit hinüber. Genug Stress für einen Tag. Die kirchliche Hochzeit stand noch bevor und daran wollte ich erst gar nicht denken.

Küsschen auf die Wange, Umarmung und noch einmal Glückwünsche und dann sahen wir sie auch schon um die nächste Häuserecke verschwinden.

Wie auch damals, an diesem seltsamen Tag, folgte ich ihr die Treppen hinauf in die Wohnung, wo wir uns kurz trennten. Ich ließ den Wasserkocher an, bereitet mir eine Tasse vor, während sie im Schlafzimmer verschwand.

Ein paar Minuten später nippte ich an meinem Tee und blickte mir den Geschenketisch an. Ein Straus Rosen, geschmückt mit gerollten Geldscheinen, die an Geschenkpapier herunterbaumelten. Das Präsent der Arbeitskollegen. Sie wussten nicht, was sie uns schenken sollten, meinten aber eine wachsende Familie sei teuer genug. Es war definitiv besser als irgendein Plunder, der sowieso nur im Regal verstaubte. Die Torte, darauf die Namen Lucy und Mark verbunden mit zwei goldenen Eheringen und einem kleinem Brautpaar aus Marzipan. Es war wirklich von Vorteil, dass ihre Schwester in einer Konditorei arbeitete.

Ich strich mit meinem Zeigefinger über den Ring, betrachtete ihn. Ich hatte noch nie einen Ring getragen und würde mich erst daran gewöhnen müssen. Wenigstens hatten wir uns für Weißgold entschieden, nicht so sehr auffallend, wie die rein goldenen Variante. Ihr Ring trug einen kleinen Stein, meiner war purer Glanz ohne Verzierung. Nur die Gravierung auf der Innenfläche mit dem Datum unserer Hochzeit und den zwei Namen. Dabei stand dort nicht Lucy oder Mark. Sondern in Ihrem Engelchen und bei mir Teufelchen. Uns gefiel es so besser und für mich hatte es eine eigene Bedeutung. Mein Engel war sie definitiv. Sie hatte mich errettet, mir meinen Frieden und mein Seelenheil wiedergegeben. Wer weiß, was ich ohne sie geworden wäre? Mit meinem Engel sah ich meinen Himmel in Reichweite. In ihr und wenn ich bei ihr war, auch in mir selber.

Ich stellte die Tasse zurück in die Küche, ging ins Schlafzimmer und blieb im Türrahmen stehen. Ich betrachtete sie, wie sie dort lag, mittlerweile war sie in einen rosa Pyjama geschlüpft, und auch ich trug längst nicht mehr den Anzug. Sie öffnete die Augen, blickte mich nur an und lächelte.

„Komm zu mir“. Sie streckte mir dabei den Arm entgegen. Ich zögerte nicht, überwand die kurze Entfernung und ließ mich von ihr ins Bett führen. Ich legte mich hinter sie, den Kopf in ihren Nacken

und umarmte sie. Sie schlug die Decke über mich und kuschelte sich tiefer in ihre Kissen. „Schatz, bist Du böse, wenn wir heute nicht mehr.....?“ Kam es leise an mein Ohr. Ich brauchte einen Moment, bis ich verstand, was sie meinte. „Ach Quatsch. Ich bin ehrlich gesagt auch zu müde dafür.“ Ein gehauchter Kuss an ihren Nacken. „Ich will nur, dass Du alles hast, was Du Dir wünschst, nicht dass Du unzufrieden bist.“ „Nein. Mit Dir kann ich gar nicht unzufrieden sein. Du bist alles was ich brauche und will.“

Sie drehte kurz den Kopf und ich gab ihr einen Kuss auf die wunderschönen Lippen. Sie mummelte sich wieder ein. „Danke.“ „Wofür?“, fragte ich. „Den Kuss.“ Nach ein paar Sekunden fuhr sie fort: „Dafür das es Dich gibt und wir uns begegnet sind.“ Die letzten Worte wurden undeutlich und gingen in ein ruhiges Atmen über.

Ich lag noch einige Zeit wach, lauschte dem Atmen, dem Pochen ihres Herzens, das mir am Hals entgegenschlug. Ich spürte ihre Wärme, roch ihren eigenen Duft, der nicht chemisch hergestellt war und mir doch viel besser gefiel. Es berührte etwas in mir und verband meine Sinne mit ihrem Körper. Was würde ich jemals mehr wollen? Ich hatte doch schon alles. Der letzte Gedankengang, bevor auch mein Geist in weite Welten verschwand.

Azralot X

Ich sehe wie Du schreibst, überfliege die Schrift, an die ich mich gewöhnen musste, seit Du nicht mehr mit dem Computer abtippst.

Du weißt, dass ich Deine Gefühle spüren kann und versuchst sie zu kontrollieren. Deine eigene Art des Pokerfaces, um es mit der Zeit auszudrücken. Kein Mienenspiel, keine Regung, einfach ausdruckslos.

Aber keine Angst, ich höre nicht in Dich. Dieser Moment gehört Dir.

Ich werde ihn nicht durch mein Einmischen zerstören, gleich verschwinden, ohne ein Wort.

Ich verstehe, warum Du das so gut schildern kannst. Und es mag sein, dass ich langsam erahne, was für eine verquere Liebesgeschichte das ist, der Du nachhängst.

Sicher, auch in Deinem Leben gab es nie eine Lucy. Und im Grunde ist es meine Geschichte, die Du erzählst. Aber ich bemerke, wie Du einen Traum erschaffst, den Du als Erinnerung besitzt.

Das ist ein Vorteil, den kreative Geister haben. Sie können eine Illusion erschaffen, sie auf Papier bannen, die besser ist als die Realität.

Ich weiß, dass Du überlegen wirst es wieder zu ändern, nachdem Du meine Zeilen dazu gelesen hast. Aber ich bitte Dich, es genauso zu lassen. Es ist echter, wenn auch zu einem Teil eine Erfindung.

Du weißt es selber noch nicht. Aber wenn Du Dir gleich Deine Zeilen durchließt, die Du so abwesend herunter geschrieben hast, wirst Du merken, dass Du Erinnerungen beschwörst. Und ganz sicher werden sie wieder auftauchen. Die Erinnerungen, die Bilder, die Dich im ersten Moment glücklich machen, aber was danach passiert, das musst Du alleine verarbeiten.

Es steht noch viel Arbeit an. Für uns beide. Und ich brauche Dich ganz.

Also tauch ab, wenn Du es jetzt brauchst.

Nur schließ endlich ab, was Du in der Zukunft so nie mehr erleben wirst. Was war, das war und wird niemals mehr so sein.

Lass Dir das von mir gesagt sein:

Mich plagen viele Bilder, Erinnerungen und Sorgen, oft nicht mal meine eigenen.

Ich hatte Jahrtausende, um sie zu sammeln.

Und würde ich mich an nur einer Sache so festhalten wie Du an dieser Vergangenheit, wäre ich schon längst verrückt geworden. In die Sonne gegangen oder als Dämon ohne Verstand auf ewig in den Schatten wandelnd.

Kapitel 7

Die Straßenzüge flogen vorbei, vermischt mit den Lichtern zu undeutlichen Schlieren. Ein Blick auf die Tacho Nadel. 160, steigend, rasant steigend. Die Sirenen wurden lauter und dann sah ich sie auch schon im Rückspiegel.

Die nächste Kurve, mit 200 haarscharf an einer Familienkutsche vorbei. Ich hörte es schaben, Metall aufschreiend kratzen. Na toll. Nachher wieder in die Werkstatt.

Mein Unikat, mein Eclipse, tiefer gelegt und weiß gestrichen, mit rotem Tribal an den Seiten, würde noch so Einiges einstecken müssen. Hauptsache es wurde nicht zu teuer.

Ich sah sie schon auf die Entfernung. Die Sirenen blinkten aufgestellt an einer schwarzen Linie. Nagelbänder, schoss es mir als Blitz in die Gedanken. Ich blickte mich um, suchte nach einem Ausweg. Dann entdeckte ich meine Chance.

Eine freie Stelle in der Leitplanke, die in den Gegenverkehr führte. Ich hielt die Geschwindigkeit ohne mehr Gas zu geben, ließ zu, dass der Wagen von selbst verlangsamt, riss die Handbremse durch und das Lenkrad zur Seite. Der Wagen bockte, wurde durchgeschüttelt aber schließlich rutschte ich doch seitlich und vollführte eine Drehung. Als sich meine Nase um 180 Grad gedreht hatte, gab ich nur so weit Gas, dass der Schub reichte, um wieder vorwärts zu kommen. Langsam glitt ich durch die zufällige Schleuse zwischen den Leitplanken, sah rechts schon einen LKW heransausen. Aber gab ich jetzt zu viel Gas, würde sich der Wagen verkannten und ich einfach zerquetscht werden. Aufgeregte Lichter, Sirenen, die immer lauter wurden und quietschende Reifen, die versuchten mein Manöver nachzumachen. Dankbar erkannte ich im Rückspiegel, dass es ihnen nicht gelang.

Die donnernde LKW-Masse raste weiter heran und dann war ich auch endlich durch. Das Lenkrad rumgerissen und das Gaspedal durch gedrückt bis zum Blech. Ich hörte meine Reifen auf der Straße durchdrehen, sah das Ungetüm immer näher kommen und dann, ein Satz nach vorne. Die Reifen packten und ich entkam der Todesfalle.

Die Tachonadel stieg wieder, ich betätigte den Knopf am Lenkrad

und wurde von der Extra Power, die meinen Liebling jetzt durchströmte, durchgeschüttelt. 200, 220,240,250. Gut, dass es um diese Zeit hier nicht so befahren war. Es war knapp gewesen, zu knapp fast.

Ich drückte die Start Taste und nahm einen Schluck Kaffee zu mir. Das Adrenalin fegte durch meine Adern, presste und pumpte in erhöhtem Takt. Der Mitsubishi drehte sich über den Bildschirm und ich sah die Kratzer der Verfolgungsjagd.

Ein Blick auf Handy. Mist, ich musste los. 11:20 war es schon. Höchste Eisenbahn. Schnell noch in den Unterschlupf gesprungen, abgespeichert und der Mehrfachsteckdose den Strom geklaut. Die Lichter erloschen und ich rauschte hinüber in die Küche, den Rest des Kaffees in die Spüle gekippt, als ich einen Schlüssel in der Wohnungstür hörte. „Bist Du noch da?“ Die Stimme meines Engels. „Ja. Aber ich muss gleich los.“ „Schalt mal kurz den Fernseher ein. Meine Schwester sagt, die bringen gerade was in den Nachrichten.“ Ich ging rüber, sah im Vorbeigehen, wie sie ihren Mantel auf die Garderobe hängte und nebenbei in ihr Handy sprach. „Das glaubt doch kein Mensch. ... Und die bringen das echt gerade?“

Steckdosenleiste an, Fernseher auf Standby und dann flammte der Bildschirm unter Sternen auf. „Welcher Sender?“ Rief ich ihr zu. „Ist egal. Es wurde gerade in den Nachrichten gebracht, vielleicht bekommen wir noch was mit.“ Sie stand schon aufgeregt im Türrahmen. Worum es wohl ging? Lucy war nicht so leicht in Wallung zu bringen. War ein Schlagerstar gestorben, verhaftet worden?

Gleich würden wir es sehen. 11:25 Uhr. Eigentlich zu spät für Nachrichten. Ich zappte durch, blieb in einem Sender hängen, der mit roten Lettern und aufgeregter Stimme, die Aufmerksamkeit auf sich zog. Und als eine eisige Hand in mich griff, mein Herz zu zermalmen versuchte, da wusste ich, dass es das war.

In der rechten Ecke standen die Buchstaben: „Es gibt Vampire.“ Unten über dem Bildschirmrand lief der Ticker. „Vampir gefunden. Rätsel der Unsterblichkeit gelüftet.“ Eine junge Dame verlas die Meldung:

„Dr. Seigh gibt an, dass er einen leibhaftigen Vampir sozusagen im

Keller sitzen habe. Durch Zufall habe man den Körper entdeckt und ihn erst für eine sehr gut erhaltene Mumie gehalten. Aber dem Dr. wurde sehr schnell klar, dass die Leiche unnatürlich gut erhalten war. Und so wagte er ein Experiment.

Erst mit dem Blut von Mäusen und später mit freiwilligen Blutspenden. Und nun habe er einen wahrhaftigen Vampir in seinem Labor sitzen.

Dr. Seigh ist eine anerkannte Größe im Kollegenkreis und hat sich durch fundierte Kenntnisse hervorgetan. Um die Aussage eines seiner Kollegen zu wiederholen: „Für einen Mediengag ist er der Falsche.“

Heute Abend ist eine Pressekonferenz geplant, zu der der Dr. mehr Informationen preis geben wird. Das Labor des Doktors, so wie der Aufenthaltsort des vermeintlichen Vampirs, wird von oberster Regierungsstelle unter Verschluss gehalten. Bundeskanzler Bamer kommentierte nur kurz: „Wir wissen um die Brisanz dieser Entdeckung. Und es werden sich nicht nur gut gesinnte Bewegungen erheben, sobald die Öffentlichkeit davon erfährt.“

Es ging weiter zu den Schlagzeilen des Tages. Hochzeit in Belgien, Autounfälle und Erdbeben im Ausland.

„Das glaubt doch kein Mensch“, sagte Lucy. Ich blickte sie an, suchte nach einer Antwort, durfte aber erkennen, dass das nicht an mich gerichtet war. Sie sprach immer noch in ihr Handy. Ein Blick auf die Uhr. 11:40 Uhr. Jetzt aber. Ich ging zu ihr, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und wollte durch den Türrahmen verschwinden. „Ey.“ „Warte mal kurz“, sagte sie in das Handy und legte es auf dem Wohnzimmertisch ab. Sie öffnete die Arme zur auffordernden Umarmung. „So lange sind wir noch nicht verheiratet, das ich Dich ohne richtigen Kuss gehen lasse.“ Ich wandte mich ihr wieder zu, sank in die Umarmung und küsste sie richtig. Sie lächelte mich an. „Jetzt darfst Du gehen. Wenn auch nur widerwillig.“ „Sehr nett von Ihnen, Mademoiselle.“ Ich lachte. „Wo ich doch lieber bei meiner Prinzessin bleiben würde.“ Ich ergriff sie mit den Armen an der Hüfte und ließ uns einmal eine Drehung vollführen.

Jetzt lachte auch sie. „Du verrückter Kerl.“

„Kannst Du mir die Pressekonferenz nachher aufnehmen? Ich bin da ja noch auf der Arbeit und es interessiert mich schon, wie die das erklären wollen. Ich will wissen, was aus dieser Angelegenheit wird.“ Sie nickte. „Kein Problem. Das werde ich schon hinkriegen. Viel Spaß auf der Arbeit und nicht ärgern lassen.“ Sie hauchte mir noch einen Kuss zu und ein leises „Ich liebe Dich.“ Schon im Flur gab ich ihr zu Antwort: „Ich Dich mehr.“ Und auffordernd unter erneutem Lachen kam es zurück: „Das geht gar nicht. Immer zweimal mehr wie Du.“

Ich schmunzelte innerlich. Das hatten wir von einem Werbespot übernommen. Oder eher, sie hatte damit angefangen. Schuhe an, die Jacke und noch kurz in den Rucksack geguckt, ob auch alles drin war. Arbeitspullover, Tresorschlüssel und der geheiligte Schlüsselbund. Danach betrat ich den Hausflur, schloss die Tür hinter mir und machte mich auf den Weg die Treppen hinunter.

Als ich den Bürgersteig betrat, überlegte ich, ob ich die Bahn nehmen sollte. Da ich ohnehin meinen Zeitplan immer so gelegt hatte, dass ich eine halbe Stunde früher auf der Arbeit war, sollte ich es auch zu Fuß schaffen. Ich verspürte absolut keine Lust mich in eine Bahn zu quetschen, wollte lieber alleine meine Gedanken treiben lassen.

Gedanken, die an etwas anknüpften, dass ich vor etlichen Jahren abgeschlossen hatte. „Es gibt Vampire.“ Dass das Fernsehen so etwas verkünden würde, war ja an für sich nichts Abwegiges. Aber, dass es in den Nachrichten kam? Von einem Sender, der einen guten Ruf hatte? Und das alles mit belegbaren Beweisen? Man sogar einen echten Vampir besaß? Es konnte sich ja immer noch als einen Mediengag herausstellen, als ein Fehler der Wissenschaft. Aber dafür war es jetzt schon zu groß raus posaunt. Und im Grunde hieß das ja noch lange nicht, dass das, wo ich damals eintauchte, auch real war. Es könnte trotzdem eine Gestörte gewesen sein, die meinen Leichtglauben benutzte. Dieser Gedanke beruhigte mich.

Denn nur, wenn es real gewesen wäre, bestände eine Gefahr. Vielleicht noch nicht mal für mein Leben. Und ich machte mir auch weniger Sorgen über dunkle Abwege, auf die ich wieder gelangen konnte. Ich hatte meine Lucy, die mir schon daraus helfen würde.

Was mir aber Sorgen bereitet, war das Glück und der Frieden, den ich gefunden hatte. Wenn die ... wie hieß sie noch? ... Ja...Arah ... Wenn sie wirklich ein Vampir war und sie in die Öffentlichkeit traten, was dann? Ich sah kurze Szenarios, in denen sie mich in der Menschenmenge entdeckte und nicht darin ließ. Sie zu einer Größe in meinem Leben wurde, die bestimmte und forderte und vor allem Lucy heraus drängte. Wäre Arah ein Vampir, würde sie mir mein kleines Leben lassen oder versuchen es zu zerstören?

Und das war es, was mir Kopfzerbrechen bereitete. Die Möglichkeit, dass es mein selbstgewähltes Leben zerstören könnte. Mein Glück und meinen Frieden in Staub auflösen würde. Und das würde ich mit allen Mitteln verhindern, koste es, was es wolle. Unsterblichkeit, Dunkelheit und alles Wissen darin, waren mir schon längst nicht mehr so viel wert, wie das Leben mit Lucy.

<<>>

22:00 Uhr – Auf irgendeiner Autobahn in einem unauffälligen schwarzen Mercedes

Sie glaubten ihm natürlich nicht. Sie hielten es für einen Medien Gag. Sollten Sie ruhig. Er kannte die Spötter, die Zweifler nur zu genau. Sie hatten seinen Abstieg vorausgesagt. Nicht in Schlagzeilen, nicht mal mehr in kleinen Artikeln war sein Name noch aufgetaucht. Er war nicht mehr interessant genug gewesen. Und jetzt?

Jetzt auf einmal kannte ihn wieder jeder. Jeder wollte eine Scheibe ab von dem bevorstehenden Ruhm. Dr. Seigh, überall hörte er jetzt seinen Namen. Sein Telefon quoll über an unentwegten Anrufen. Längst hatte er es abgeschaltet.

Als er um Geld für die Ausgrabung bat, wies man ihn lachend ab. Er sei zu alt dafür, seine beste Zeit vorbei. Er solle den Jüngeren Platz machen. Nun, er finanzierte sich selber. Belieh sein Haus, alles was er besaß. Seine Frau verließ ihn, hetzte ihm die Anwälte auf den Hals. Sie meinte, wenn er schon untergehen wolle, dann aber nicht mit ihrer Hälfte.

Es hätte wahrscheinlich sein Aus bedeutet, seinen vollkommenen Ruin. Denn Cleopatras Armband fand er nicht, wie vorausgesagt. Dafür aber eine vertrocknete Leiche, die zu gut erhalten, sich als

wahre Goldgrube erwies.

Selbst seine Frau rief wieder an, meinte es war doch so nicht gemeint, redete von Versöhnung. Er spielt mit, bräuchte nur noch etwas Zeit für sich, wie er sagte.

Der Schlüssel zur Unsterblichkeit, zu riesiger Macht im Dienste der Wissenschaft. Er lachte. An erster Stelle kam er. Er würde ihnen beweisen, wozu er fähig war. Und der dumme Vampir, der sich einsperren ließ, würde ihm dabei helfen.

Sicher, auf ewig in der Nacht zu leben, nicht mehr das Tageslicht sehen zu dürfen, könnte sich als große Schwäche erweisen. Aber er hatte Zeit. Alle Zeit der Welt. Jetzt finanzierte man ihm die Forschung, die Regierung schmiss ihm das Geld nach. Er würde das Geheimnis aufdecken.

Und wenn es so weit war, dann würden alte Rechnungen bezahlt werden.

Sein böses krächzendes Lachen füllte den schwarzen Mercedes, wehte durch die Lüftungsanlage nach draußen. Der Wind trug es weiter, wirbelte und tönte, bis es nicht mehr zu hören war.

<<>>

Es klingelte einige Sekunden, klingelte weiter und hörte dann auf. Die Kassiererin vorne hatte es mal wieder zu gut gemeint. Sie sollten schon klingeln, wenn keiner mehr im Laden war und ich endlich zu machen konnte, aber nicht so übertrieben. Ich drückte die kleine Taste, die die Automatik ausstellte und machte mich auf den Weg nach vorne. Im Nebengang sah ich die Kassiererin nach hinten marschieren, mit ihrer Kassenschublade und den Gedanken wahrscheinlich schon im Feierabend.

Studentin, Schülerinnen, daraus bestanden die meisten 10 Stunden Kräfte, die die letzten beiden Stunden eines Tages hier saßen. Die Schicht von 20 – 22 Uhr füllten sie. Meist war der Ansturm dann schon vorbei. Unsere langgedienten Kräfte dankten es stumm, kamen sie doch früher nach Hause. Und nebenbei bemerkt war es auch noch lohnenswert für die Firma. Ganz sicher sparten sie so Einiges am Stundenlohn und den Zuschlägen, die so entfielen.

Die Eingangstür abgeschlossen, zum Hintereingang geschlendert, dort ebenfalls die Automatik ausgestellt und die Zwischentür

zugesperrt. Es ging zurück ins Büro, wo die junge Dame bereits in Privatklamotten fragte, ob sie senden könne. „Sekunde“, sagte ich, gab mein Passwort ein, rein ins Geldzählprogramm und Bedienernummer eingetippt. Ein knappes „Du kannst“ und sie schickte die Daten der Geldwaage herüber. Eine minimale Differenz von 68 Cent. Verschmerzbar und zu wenig für eine Zurechtweisung. Ich druckte es aus, sie unterschrieb und war schon aus der Tür, als sie fragte, ob sie gehen dürfe. Ich ließ sie raus und wandte mich der restlichen Arbeit zu. Safebag erstellen, den Tagesabschluss ziehen und danach noch die Verluste der jeweiligen Warengruppen ausrechnen. Nervig, aber es musste getan werden. Über den Monitor sah ich unsere Packer der Fremdfirma die Ware einräumen. Sie blieben über Nacht hier. Das erleichterte uns so einiges und auch sie wurden bei der Arbeit nicht mit Kundenfragen behelligt.

Einzelhandel. Dass ich hier mal landen würde, hätte ich nie gedacht. Mein Stundenlohn von damals hatte sich verdoppelt, hinzu kamen noch Prämien und weitere Vergütungen. Unterm Schnitt kam ich echt gut weg. Auch meine Stellung hatte sich verbessert. Stellvertretender Filialleiter, durfte ich mich jetzt schimpfen.

Im Grunde der Dumme für alles. Wenn Not am Mann war, durfte ich tanzen oder Schichten schieben, deren Stunden man nicht aufschrieb, da sonst der Betriebsrat querschoss. Die andere Seite war, dass ich für alles verantwortlich gemacht wurde, was schief lief. So oder so, landete es bei mir. Sei es vom Bezirksleiter aus oder meiner Chefin. Gute Dinge, hervorragende Leistungen fanden praktischerweise ein Ende bevor sie mich erreichten.

Anfangs störte es mich noch, etliche Diskussionen und Gespräche. Das Übel halt, wenn die Chefin eine Frau war. Kein kurzes Gespräch, kein hier und da, sondern ein Weg über Rom in die Eifel. Aber auch daran gewöhnte ich mich mit der Zeit. Von der ungelernten Hilfskraft in der Gastronomie zu einer Stellung im Einzelhandel, die sich sehen lassen konnte. Ein kleines bisschen war ich schon stolz auf mich.

In meiner vermeintlichen Pause hatte ich mit Lucy telefoniert. Sie hatte mir die Sendung aufgenommen, sie sich auch angesehen. Sie

meinte, es wäre nur Gerede, aber es sei noch ein richtiges Interview mit diesem Vampir geplant. Na das konnte ja wirklich interessant werden. Ich trug die benötigten Zahlen ein, zog mich um und verließ den Laden. Die Alarmanlage brauchte ich nicht scharf zu stellen, das würden unsere Packer nachher machen. Ich ging über den Parkplatz, überlegte, ob ich die Bahn nehmen sollte. Ein Blick auf mein Handy zeigte mir schon, dass das Nonsense war. Elf Uhr war es bereits. Da fuhren die Bahnen nur alle halbe Stunde und man konnte von Glück sprechen, wenn man ohne Wartezeit in diesen Rhythmus reinkam. Ich stöpselte mir die Kopfhörer ins Ohr und bereitete mich auf den Fußweg vor. Er war nicht lang. Bei meinem Tempo höchstens 20 Minuten, wenn ich die Ampeln nicht beachtete, sogar noch schneller.

Meine Gedanken flogen hin und her. Im Kopf ging ich noch einmal den Arbeitstag durch. Hatte ich etwas vergessen? Irgendetwas übersehen? Eigentlich nicht. Ein stinknormaler Dienstag. Die Wareneingänge über die Bühne bringen, die gelieferte Ware mit dem Lieferschein abgleichen und ansonsten den Laden am Laufen halten. MHD – Kontrolle, das Brot vorgelegt für den ersten Schub am Morgen. Ja, es dürfte nichts geben, was eine Rüge nach sich ziehen konnte. Ich war gespannt auf diese vermeintliche Pressekonferenz, wenn auch Lucy mir schon gesagt hatte, dass es nicht lohnend war. Aber wer weiß es denn schon? Und ehrlich gesagt wäre es doch eine Erleichterung für mich, wenn es sich als Mist herausstellen würde.

Einmal noch um die Ecke und ich schloss auch schon die Haustür auf. Ich machte das Licht im Hausflur an, eilte mal wieder die Treppen hinauf, bemüht darum, nicht zu viel Lärm zu machen. Leise steckte ich den Schlüssel in die Wohnungstür, schloss auch dort auf und hob die Tür ein bisschen an beim Öffnen. Ich schaffte es, das verräterische Knacken ließ sich nicht hören. Die Jacke landete auf der Garderobe, raus aus den Schuhen und auf Strümpfen betrat ich das Schlafzimmer.

Lucy schlief schon, wie ich mir gedacht hatte. Sie musste bereits wieder um fünf aufstehen. Auch sie hatte den Sprung aus dem Bahnhof geschafft. Sie arbeitete in einer der größeren Bäckereiketten. Besser bezahlt und menschlichere Zeiten. Das

Schicksal hatte es gut mit uns gemeint. Wir hatten uns gemeinsam schon so einiges auf die Seite legen können, waren für Notfälle gerüstet.

Ihr Atem ging gleichmäßig, der Gesichtsausdruck so friedlich.

Ich bückte mich herunter und hauchte ihr ganz sanft einen Kuss auf die Wange. Sie atmete kurz tief ein, im Halbschlaf kamen die Worte: „Schatz, bist du schon da? Im Wohnzimmer auf dem Tisch. Komm schnell zu mir.“ Ich überlegte, ob ich antworten sollte, erkannte aber, dass sie bereits wieder abseits in ihren Träumen war. Und während sie dort schlief, ich sie betrachtete und den Frieden spüren konnte, der sie umgab und auch mich beruhigte, entstand ein Bild in meiner Vorstellung. Ich sah sie auf unserer Couch sitzen, unseren Sohn in den Armen. Ich ging zu ihnen und umarmte sie beide. Einen Kuss für Lucy und einer für meinen Sohnmann. Und ich spürte die Vollkommenheit, wie der Kreis der Familie sich geschlossen hatte. Und irgendwie störte mich das Bild so gar nicht. Es war wie eine Vorsehung auf einen Weg, den ich mir wünschte. Irgendwann mussten wir darüber reden. Das Thema Kinder hatten wir bis jetzt noch nicht angeschnitten. Aber vielleicht war es an der Zeit?

Ich ließ sie weiter in ihren Träumen und wandte mich über den Flur ins Wohnzimmer. Auf dem Couchtisch lag ein Zettel, eine DVD, ein abgedeckter Teller und ein Löffel. *„Schatz, Du musst Dir das vielleicht noch in der Mikrowelle warm machen. Beim Interview fehlt der Anfang, der DVD Recorder spinnte da etwas. Aber es war nur eine Anleitung darüber, was der Dr. bis jetzt so alles gemacht hat. Alles andere ist drauf, ich habe sogar Werbung raushalten können.“*

Ich liebe Dich.“

Im Geist antwortete ich „ich Dich mehr“ und wie von Geisterhand geflüstert kam mir auch ihre Antwort in den Sinn. „Immer zweimal mehr wie Du.“ Man konnte diese Frau nur lieben.

Ich bat sie immer, mir nichts zu kochen, sie hatte schließlich selber genug zu tun. Mir würde ein Fertiggericht aus der Dose reichen, Hauptsache es machte satt. Aber sie sagte, dass sich ihr Mann sich ganz sicher nicht aus der Dose ernähren würde, was wäre sie dann für eine Ehe Frau. Es gab so einige Diskussionen, ich wollte einfach

nicht, dass sie sich zu viel Extra Arbeit auflud, aber sie war da knallhart und ließ sich nicht überzeugen. Natürlich gab es keinen Streit, denn ich konnte ihr darüber doch nicht böse sein.

Ich hob den Deckel vom Teller und sah Spaghetti Bolognese. Sicher aus der Tüte, aber sie hatte Hackfleisch und Paprika dafür gebraten. Wieder zu viel Arbeit, die in ein paar Minuten verspeist sein würde. Ich schaltete die Steckdosenleiste an und ging kurz rüber, schob den Teller in die Mikrowelle. Ein paar Minuten sollten reichen. Am Kühlschrank hing ein gelbes Post-it. „*Nachtsch im Kühlschrank*“ Ich öffnete ihn und sah die Schüssel voll von Mousse. Vanille, so wie ich sie liebte. Ich konnte mich am liebsten in sie reinsetzen, so sehr genoss ich den Geschmack davon. Und als die Mikrowelle durch lautes Sirren ihre Betriebsamkeit ankündigte, nahm ich die Schüssel, einen Löffel aus der Schublade und machte mich über sie her. Ein Traum, ein Paradies, das mir da locker leicht den Gaumen hinunterglitt. Lucy war wirklich ein Engel. Unbezahllbar und so liebevoll. Aber ich wollte nicht, dass sie zu einer Hausfrau mutierte. Sie machte einfach zu viel für mich. Enttäuscht erreichte mein Löffel den Boden der kleinen Glasschüssel. Ich kratzte den winzigsten Rest noch raus und nahm ihn auf, wie ein Verdurstender einen Tropfen Wasser. Die Mikrowelle piepste ein paar Mal. Die leere Schüssel wanderte ins Spülbecken und der Teller Bolognese in meine Hände. Abwechselnd ließ ich die Last sich auf den Fingern verteilen, um mich nicht zu verbrennen und stellte sie auf den Couchtisch. Die DVD eingelegt, das kleine Play zur Funktion gebracht, harrte ich der Dinge, die da kommen mögen.

Dr. Seigh trug einen weißen Kittel und eine dicke Brille, dazu die kurzgeschnittenen grauen Haare, sah er genauso aus, wie man es von einem Dr. erwartete. Abwechselnd stellten die Journalisten ihre Fragen, die sie durch Handzeichen anzeigten. Die Sprecherin des Senders rief sie auf, schien die Regie zu führen.

„*Herr Dr. Seigh, es ist ja schon eine pompöse Behauptung, mit der Sie sich an die Öffentlichkeit wenden. Es erinnert einfach zu sehr an Aufmerksamkeitssuche*“, sagte eine junge Journalistin, die ungefragt das Wort ergriff.

„*Frau Linoth, nur Fragen, wenn Sie dazu aufgefordert werden, sonst verweise*

ich sie des Raumes.“ Der böse Blick der Sendersprecherin. Frau Linoth hob beschwichtigend die Hände.

„Eine Frage, die Ihnen sicherlich Allen auf den Herzen brannte.“ Dr. Seigh räusperte sich. „Sicher kennen einige unter Ihnen meine anderen Veröffentlichungen. Und es sollte Ihnen klar sein, dass ich nicht kaufbar bin. Egal für was für eine Aktion und sei es für einen simplen Medien Gag. Ich würde mich niemals an die Öffentlichkeit wenden, wenn ich nicht unumstößliche Beweise hätte.“

„Sie sagen also, dass Sie einen Vampir haben. Einen Lebenden. Warum lässt er sich von ihnen gefangen halten? Was will er?“

„Wie Sie sich sicher denken können, haben wir entsprechende Vorkehrungen getroffen. Und sind sie zum Teil da um ihn festzuhalten, so beschützen sie ihn auch. Denn die Tatsache, dass er mit uns zusammenarbeitet, erschafft ihm unzählige Feinde in den eigenen Reihen.“

„Heißt das, es gibt noch mehr? Noch mehr wie ihn?“

„Ganz sicher gibt es das. Eine Subbevölkerung, wenn Sie so wollen, die schon Jahrhunderte existiert.“

„Werwölfe, Wandelwespen? Gibt es das auch?“

„Eine interessante Frage. Die werde ich ihm nachher stellen.“

„Können wir ihn sehen? Mit ihm sprechen?“

„Sie bekommen Ihre Chance dazu. In ein paar Tagen ist die nächste Presskonferenz anberaumt. Und dann wird er auch Ihre Fragen beantworten.“

„Was haben Sie mit ihm vor?“

„Wir werden sein Blut untersuchen. Herausfinden, was an diesen verbreiteten Mythen dran ist. Und wer weiß denn schon, was wir noch alles finden? Ein Mittel um Krankheiten zu heilen? Der Schlüssel zur Unsterblichkeit?

Wir sind Wissenschaftler und als solche suchen wir nach dem Nutzen für die Menschheit. Seien Sie da unbesorgt.“

Dr. Seigh gab einem Mann in der hinteren Ecke ein Zeichen. Dieser sprach in das Mikrofon an seinem Ohr und Bewegung setzte ein. Eine Tür wurde geöffnet und der Dr. gab noch ein paar letzte Worte zum Besten.

„Was wir finden, weiß ich noch nicht. Aber diese Kreatur besitzt genauso Blut und einen Organismus wie wir. Ganz sicher besser entwickelt, aber zu einem gewissen Grad doch menschlich. Kein Dämon, vielleicht nur eine Mutation. Seien Sie einfach gespannt, was wir noch finden werden.“

Er wandte sich ab, wilde Rufe gingen durch den Raum. Die Journalisten erhoben sich von den Stühlen, unbefriedigt und mit einer Menge mehr Fragen. Die Sprecherin übernahm die Regie, kündigte das nächste Interview mit dem Vampir noch einmal an, dann beendete sie diese Sendung.

Ich nahm der Steckdose den Strom und brachte den Teller in die Küche. In zwei Tagen also, das musste Lucy mir auch aufnehmen. Ich wartete darauf, dass sich in mir etwas regte. Vorahnungen, diese Dunkelheit. Aber nichts geschah.

Es im Fernsehen zu sehen, nahm dem Ganzen den mythischen Charakter. Es kam einfach mehr wie eine Serie rüber, schien weniger real. Ich fühlte mich irgendwie an „Moonlight“ erinnert. Es roch zu sehr nach reiner Unterhaltung, war zu unglaublich. Ich merkte befriedigt, dass ich Abstand zum Thema gewonnen hatte.

Was damals mit mir los war? Wer weiß das schon.

Ich war verloren, ohne Halt, ohne Ziel und ich hatte mich zu sehr nach etwas gesehnt, das mich daraus befreite. Jetzt dagegen besaß ich alles, was ich wollte. Ich beeilte mich in das Bett zu kommen und wenigstens ein paar Stunden die Nähe meiner Frau genießen zu können. Aber wie das alles weiterging, was daraus werden würde, das interessierte mich ja schon.

<<>>

01: 30 Uhr - Untergeschoss eines geheimen Regierungsgebäudes
in einer kleinen Stadt

Meine Bewacher denken, dass ich schlafe. Viel scheinen sie ja nicht über uns zu wissen, wenn sie das wirklich glauben.

Vampire schlafen nachts nicht, Ihr Idioten. Tagsüber nur zwangsweise und doch ist es dann nicht mit Schlaf zu vergleichen.

Sie führten mich herum wie eine Trophäe. Überglücklich um den Fund, den sie gemacht hatten.

Gefunden hatten Sie mich, das stimmte.

Aber ich hätte sie auf der Stelle vernichten und mich an ihrem Blut laben können, wenn ich es nur gewollt hätte. Doch ich konnte die Gedanken dieses Dr. auffangen. Was für ein Durchbruch ich sein könnte und den Weg zur Öffentlichkeit, den er mir ermöglichte.

Damals kam ich nicht schnell genug aus dem Gebäude, das als Gefängnis für sie gedacht war. Sie war entkommen, so hoffte ich. Man hatte keine weitere Leiche gefunden. Und da ich noch lebte, musste sie es auch geschafft haben können. Ich musste sie wiederfinden.

Wie oft hatten wir versucht uns in die menschlichen Reihen einzufinden, zu infiltrieren, um sie nach unserem Willen tanzen zu lassen. Es war am Ende immer daran gescheitert, dass wir am Tag zu schwach waren.

Aber zu dieser Zeit?

Die Menschen vergötterten die Vampire, erschufen ein Bild der gequälten Seele, die ewig lebte. Gequält konnte man mich ganz sicher nennen. Aber nur, weil meine Nahrung um mich herumtanzte und ich mich so sehr beherrschen musste. Noch durften sie nicht wissen, wozu ich fähig war, was ich wirklich konnte.

Nur deswegen machte ich diese kleinen Experimente mit. Nur deswegen zeigte ich Ihnen einen Bruchteil meiner Macht, bei der sie schon aus Ehrfurcht erstarren. Sie suchten nach Erklärungen, Theorien, wie es möglich war.

Mir war es recht. So lange sie damit beschäftigt waren, hatte ich Zeit weiterzusuchen. Ich hatte die Anderen schon verständig. Sie wussten, was ich vorhatte und dass sie sich bedeckt halten mussten, bis es so weit sein würde.

So ließ ich es zu, dass sie mich einsperrten, hinter meterdickem Metall der neuesten Legierung. Es wäre doch nur wie Pappe für mich, wenn ich es wollte. Aber das mussten sie noch nicht wissen. Sollten sie mich beschützen, im Glauben, dass meine Art mich dafür töten würde, dass ich den Menschen die Wahrheit zeigte.

Stellen wir einfach die Bauern in Position bis die Königin wieder erscheint, um ihren Platz zurückzufordern.

Aber dann wird es zu spät sein, für Euch. Ihr werdet es nicht rechtzeitig erfahren und doch weiterhin so überglücklich über mein Auftauchen sein.

Euros, Einschaltquoten, Erfolg und Ruhm. Mein lieber Dr., was

*bedeutet es, wenn es die Menschheit nur noch als Gejagte gibt?
Zum richtigen Zeitpunkt würde ich ihn genau das fragen und
dann seine unbedeutende Existenz auslöschen.
Bis dahin, einfach im Keller sitzen und warten.*

<<>>

Die Arbeitstage vergingen fließend. Und ich merkte, dass meine Gedanken doch ab und zu, zu dem bevorstehenden Interview schwebten. Ein Vampir im Fernsehen, ein seltsamer Gedanke.

Auch meine Kollegen sprachen schon darüber. Es bildeten sich die üblichen Lager. Die, die an Vampire glaubten und die, die es rigeros ablehnten. Im Grunde war es unwichtig, was wir glaubten. Die Wahrheit würden wir alle erfahren. Früher oder später.

Dr. Seigh konnte sich jetzt nicht mehr aus der Affäre ziehen. Er musste uns zeigen, was er hatte, was wirklich dran war. Und das war es auch, was in jeder Zeitung auf der Titelseite gefordert wurde. Mal mit Ironie, mal mit Sarkasmus oder auch mit Glaubensthesen. Mitunter verglich man ihn sogar mit Faust, der seinen Pakt mit dem Teufel gemacht hatte. Für mich war er einfach nur ein Mensch, der durch Zufall an etwas gekommen war, dass er zu nutzen wusste.

Die Mikrowelle piepste mal wieder und ich nahm mein Abendessen, oder eher Nachtmahl, heraus. Diesmal war es ein Eintopf. Kartoffeln, Rindfleisch und allerlei Gemüse. Den Schokoladenpudding hatte ich schon vorher verputzt. Lucy schlief natürlich und hatte mir das Interview wie versprochen aufgenommen. Und so ging es zurück an den Fernseher und das obligatorische Ritual begann. Stromzufuhr an, in Stellung gehen und den Startknopf drücken.

Ich sah sofort eine bekannte Szenerie. Der Dr. an einem Rednerpult, die Sprecherin des Senders vom letzten Mal und auch viele bekannte Journalisten, denen ich sogar schon Namen zuordnen konnte.

Würde dieses abendliche Programm verschwinden, so würde ich mich wieder mit alten DVDs begnügen müssen oder aber einem Nachtprogramm, dass nur aus Wiederholungen bestand. Es war alles ein Stück weit irrational, außerhalb der Grenzen des Normalen. Eigentlich wusste ich, dass das, was ich da im Fernsehen abspielte meinen rationalen Verstand vor unlösbare Probleme setzte. Aber

andererseits, gerade weil es aus dem Fernseher kam, war es wieder auch nur Unterhaltung. Ein Abendprogramm, das eine Realität erzählte, die zwar wahr war aber so unendlich weit entfernt. Es war doch Ironie, dass es eine Anzeige durch meine Phantasie schaffte mich an etwas glauben zu lassen, was mich in einem weit größeren Medium nicht mal berührte. Aber ich schob den Gedanken schnell bei Seite. Damit würde ich mich ein anderes Mal beschäftigen, denn es ging jetzt los.

Dr. Seigh erhob das Wort. *„Meine Damen und Herren, Ihr Zuschauer da draußen, willkommen. Ich weiß, dass Sie alle den Vampir sehen und die Worte aus seinem Mund hören wollen. Ganz sicher denken Sie, dass er Ihnen zeigen wird, was wahr ist und was nicht. Ich habe es mir lange durch den Kopf gehen lassen und die verschiedensten Meinungen eingeholt. Wie kann ich Ihnen glaubhaft machen, dass alles der Wahrheit entspricht, was ich hier so frei weg behauptete?“* Es war mucksmäuschenstill im Raum, einzig das Sirren einer Lampe war im Hintergrund zu hören. *„Würde ich Ihnen den Vampir hier vorführen, so bewiese das gar nichts. Deswegen habe ich leider eine Enttäuschung für sie parat. Der Vampir wird heute nicht sprechen, sondern erst Morgen.“*

Ein Geraune zog sich durch den Raum, Papiere raschelten, Stühle rutschten über den Boden. *„Warten Sie. Ich werde Ihnen natürlich eine Entschädigung anbieten. Ein kleines Experiment, das Ihnen zu denken geben wird.“*

Es wurde wieder ruhig. Eine Dame in einem weißen Kittel schob einen Wagen in den Raum. Sie stellte ihn genau vor dem Rednerpult ab und zog das Laken weg, das ihn bedeckte. Zum Vorschein kam ein kleiner Käfig. Bei genauerem Hinsehen, erkannte man eine weiße und eine schwarze Maus, die im Streu hin und her wuselten. Sie gruben ihre Schnauzen ein, versuchten der plötzlichen Helligkeit zu entkommen.

„Clara, meine Assistentin, wird eine kleine Liste herumreichen. Darin tragen Sie bitte Ihren Namen ein, das Medium, für das Sie hier sind und am Ende noch eine Unterschrift. Sie bezeugen damit, dass Sie amwesend waren und für die Richtigkeit bürgen können. ... Clara, wenn ich bitten darf.“

Die junge Brünette nahm ein Klemmbrett vom unteren Fach des Wagens und reichte es der ersten Journalistin. Sie schrieb kurz, dann

reichte sie es weiter. Ich sah unter dem Wagen ein kleines Fach mit allerlei Besteck liegen. Arztbesteck. Nadeln, Spritzen und Zangen. Was hatte der Doktor vor?

„So lange Ihre Kollegen noch schreiben, würde ich darum bitten, dass Sie einzeln nach vorne kommen. Clara wird die Mäuse herausnehmen und Ihnen zeigen. Ich bitte Sie darum zu untersuchen, ob alles seine Richtigkeit hat. Sie müssen bezeugen können, dass es sich wirklich nur um Mäuse handelt, die nicht außergewöhnlich sind. Untersuchen Sie auch den Käfig und die Lampe, die über ihm befestigt ist.“

Das Stühle rutschen fing an. Noch zaghaft gingen die Mutigsten zuerst, berührten die Mäuse, fütterten sie mit den Körnern, die die Assistentin bereitgestellt hatte. Andere griffen mit ihren Händen in den Käfig, durchwühlten das Streu und machten das Licht an und aus. Leicht verwundert, aber doch zufrieden, gingen sie wieder an ihre Plätze zurück und der nächste Schub setzte ein. Es erinnerte mich an den Biologie Unterricht damals in der Schule. Der letzte Stuhl wurde gerückt, leises Gemurmel zog sich noch durch den Raum. Als der Dr. wieder das Wort erhob wurde es schlagartig still. Er durchblätterte das Klemmbrett und reichte es dann zurück an Carla. Sie hatte die Mäuse bereits wieder im Käfig platziert und trug weiße Plastikhandschuhe.

„Wie ich gesehen habe, hat das ja wunderbar geklappt. Gibt es noch Fragen? Irgendetwas das unklar ist? Hat irgendwer Zweifel an der Echtheit der Mäuse?“

Er ließ seinen Blick durch den Raums streifen.

„Wozu das Ganze? Ich denke es geht um Vampire?“ Unsere voreilige Journalistin aus der ersten Sendung meldete sich zu Wort. Diesmal wurde sie nicht zurechtgewiesen. *„Eine berechtigte Frage. Aber noch bitte ich um Geduld. Sie werden es gleich wissen. Irgendeine Frage, die sich um die Mäuse oder den Käfig dreht?“* Dr. Seigh wartete einen Moment bevor er fortfuhr. *„Gut. Dieses Experiment ist eine erste Spur worauf Sie sich hier wirklich eingelassen haben. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich habe es vorher schon mehrfach durchgeführt und für uns Beobachter ist es vollkommen ungefährlich. Aber auf einen Punkt muss ich Ihr Augenmerk noch lenken, bevor es losgeht. Keiner von Ihnen hat sich die Gitterstäbe des Käfigs genauer angesehen. Sie sehen aus wie normal, das ist so beabsichtigt. Aber sie sind es*

nicht. Frau Linoth“, er zeigte auf unsere voreilige Journalistin. *„Kommen Sie doch mal nach vorne. Sie sind voller Elan und Tatendrang. Genau Sie brauche ich kurz. Carla wird Ihnen einen Hammer geben, mit dem Sie so fest Sie können auf die Stäbe schlagen.“*

Die Journalistin ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie nahm den Hammer, holte Schwung, zögerte kurz und ließ ihn dann gegen den Käfig scheppern. Es war nicht zu übersehen, dass sie nicht mal ansatzweise ihre Kraft voll benutzte. *„Frau Linoth. Ich denke doch, dass Sie mehr drauf haben. Sonst enttäuschen Sie mich ehrlich. Der Käfig ist festgeschraubt und den Mäusen passiert nichts außer einem kleinen Schreck. Also, bitte ... richtig.“* Die Worte des Doktors waren noch nicht ganz verhallt, da schepperte schon der Hammer mit voller Wucht gegen den Käfig. Carla rettete den Wagen davor, dass er umfiel. Die Mäuse sprangen in die hinterste Ecke und diesmal verschwanden nicht nur die Nasenspitzen im Streu. Frau Linoth ließ den Hammer sinken, den Carla ihn abnahm und ging ganz nah an den Käfig heran, betrachtete die Gitterstäbe. *„Was ist das? Stahl?“* Wandte sie sich an den Doktor. *„Eine Titanlegierung. Um einiges stärker und belastbarer. Sie haben das gut gemacht, wenn ich Sie nun bitten dürfte wieder Platz zu nehmen?“* Durch die untere Bildecke verschwand sie auf ihrem Platz. *„Gut.“* Der Doktor nahm seine Brille ab, hauchte sie an und putzte sie mit einer Ecke des Kittels. Er setzte sie wieder auf und schaute in den Saal. *„Zu den Rahmenbedingungen. Carla wird der schwarzen Maus gleich eine konzentrierte Dosis Blut spritzen. Blut unseres Vampirs. Warten Sie einfach ab, was passiert.“*

Da das Interview zu später Stunde erscheint, brauchen wir keine Szenen zu schneiden und auch unsere Zuschauer vor dem Bildschirm zu Hause können weiter live mit dabei sein.“

Kurz wurde eingebildet, dass empfindliche, emotional anfällige Zuschauer bitte für ein paar Minuten den Kanal wechseln sollten. Das Gleiche gelte für Kinder, denen man diesen Anblick ersparen sollte.

Carla setzte die Spritze an, ließ einen dunklen Tropfen an der Spitze herunterlaufen und setzte dann den Schuss treffsicher durch die Gitterstäbe.

Ein paar Sekunden geschah nichts. Dann rannte die schwarze Maus

wie wild durch die Gegend, sprang in die Luft, die Augen quollen aus den Höhlen und färbten sich rot. Ein Quietschen, schmerzvoll, dann war es ruhig. „Das dauert jetzt ein paar Minuten. Ich kann Ihnen aber versichern, dass die Maus tot ist. Sie rauszunehmen, um es Ihnen zu beweisen, wäre ein Risiko, dass wir nicht eingehen können. Deswegen müssen Sie kurz warten.“

Auch ich merkte, dass ich wie gebannt auf den Bildschirm starrte. Der Käfig in vollem Zoom auf der ganzen Breite, sah man nur die weiße Maus, die die Andere beschnupperte und um sie herum wuselte. Doch die schwarze Maus blieb reglos liegen. Wir warteten und warteten und warteten.

Gerade als ich merkte, dass sich das Desinteresse einschleichen wollte, indem meine Gedanken abschweiften, ging es los. Erst nur ganz unscheinbar. Der Schwanz zuckte urplötzlich wie wild hin und her. Dann durchfuhr den ganzen kleinen Körper ein Zittern. Und nach einigen Sekunden, öffnete es die Augen. Blutrote Knöpfe, die jetzt aus den Höhlen strahlten. Ein Blick, der sich kurz dem Drumherum des Käfigs widmete. Und es sah so aus, als verstehe die Maus. Sie schien nicht mehr nur ein kleines Kuscheltier zu sein, dass dem Gefängnis ergeben, ein Außerhalb nicht kannte. Diese Maus schien zu wissen, dass da mehr war, viel mehr. Und dieses mehr beobachtete sie sehr genau.

Die Maus drehte sich zu der anderen Maus, dem weißen Exemplar. Diese saß in der Ecke, reglos, kauern. Es vergingen einige Sekunden. Dann sprang die schwarze Maus mit unglaublicher Geschwindigkeit los. Ich sah die Bewegung überhaupt nicht. Erst war sie noch hier und nicht einmal eine Sekunde später lag sie schon auf der weißen Maus. Sie grub ihre Zähne tief in den Nacken des wehrlosen Opfers. Blut spritzte durch die Gegend, das Reißen von Fleisch drang als befremdliches Geräusch an mein Ohr. Und dann sah man, wie sich der Kopf der schwarzen Maus hob und senkte. Ich sah die Zunge, wie sie in das falsche Loch in der anderen Maus eindrang, leckte und wieder verschwand. Es ging alles unglaublich schnell und doch stand die Zeit. „Es waren nur Mäuse“, sagte mir mein Verstand. Und doch, dieser Beweis von Brutalität und Grausamkeit, gerade weil es Mäuse waren, schockierte mich. Einer

Maus würde man so etwas niemals zutrauen. Mäuse waren keine Raubtiere, keine fleischfressenden Monster.

Die schwarze Maus stoppte ihre Bewegungen, schnellte herum und blickte aus dem Käfig. Sie hob ihre Schnauze, schnupperte und ließ ihre Zähne sehen. Ich erwartete fast, dort Vampirhauer zu sehen. Aber es waren die normalen Zähne einer Maus, in einem Maul an dessen Fell schon getrocknetes Blut klebte. Jetzt schnellte sie abermals vor. Direkt auf die Gitterstäbe zu. Sie prallte dagegen und wurde wieder zurückgeworfen von ihrer eigenen Wucht. Abermals nahm sie Anlauf, prallte dagegen und fiel wieder zurück. Sie fuhr mit dieser Aktion immer weiter fort. Es erinnerte an einen Vogel, der immer wieder gegen eine Glasscheibe flog. Bemitleidenswert und doch gönnte ich ihr die Schmerzen. Eine gerechte Strafe für solch gesehene Grausamkeit.

Eben doch nur eine Maus, wenn auch eine sehr brutale. Kein Verstehen, keine höhere Intelligenz, die mir mehr Unbehagen bereitet hätte. Die Journalisten beugten sich auf ihren Sitzen nach vorne. Und angestrengt versuchte auch ich zu entdecken, was da noch interessantes zu sehen sein könnte, als eine dumme Maus. „Titanlegierung“, sagte mir eine Stimme in meiner Erinnerung. Eine Legierung, die nachgab. Die Gitterstäbe bogen sich immer weiter nach außen. Der ganze Käfig formte sich neu. Schon kam die Maus mit den Schnurrhaaren und der Spitze der Schnauze hindurch.

„Mein Gott, wenn die da raus kommt“, entfuhr es mir. Die Stimme des Doktors erklang, laut, im Befehlston. „*Clara. Die Lampe.*“

Die Assistentin eilte herbei, plötzlich in Hetze, suchte einen Schalter und schmiss dabei das Blech mit dem Besteck vom Wagen. Jetzt kamen auch schon die Augen durch die Stäbe. Kam der Kopf ganz durch, wäre sie raus. Die Assistentin kramte weiter, bis ihr einfiel, dem Kabel zu folgen, das am Boden entlanglief bis hoch zur Lampe. Sie fand und drückte. Ein helles Licht flammte auf und erhellte den ganzen Raum. Die Maus glühte auf, immer heller, warf Rauch und zündelte sogar leicht. Ein paar Sekunden, sie wurde heller und heller, dann ein Zischen und sie löste sich auf. Clara nahm einen Metallstab, stocherte in den Käfig, traf die Masse, die übrig geblieben war und nun in schwarzes Pulver zerfiel. Die Assistentin

legte den Stab zurück auf den Wagen, schaltete das Licht wieder aus und machte sich daran, das Heruntergefallene vom Boden einzusammeln. Keiner sagte etwas. Auch in mir trubelten die Gedanken durcheinander und ließen sich nicht fassen. Würde ich noch Rauchen, wäre das der passende Moment gewesen. So, meldete dich nur mein Verlangen.

„Ich kann mir denken, dass Sie Fragen haben.“ Die Stimme des Doktors strömte als Ruhestörer in den Raum. *„Aber ich denke, Sie brauchen jetzt erst einmal etwas Zeit. Worum es in diesem Experiment ging, ist genau das, was Sie jetzt verwirrt. Jetzt erst, sind Sie wirklich bereit für ein Interview mit dem wahren Vampir. Und ich denke, Sie werden zuhören. So mancher Zweifler wird jetzt glauben.“*

Ich verlasse Sie. Nutzen Sie die Erfahrung, die Sie hiervon mitnehmen. Morgen sehen Sie den Vampir. Aber erst gegen zwölf Uhr nachts. Schlafen Sie gut.“

Und dann wurde er wieder vom Anzugträger mit viel zu breiten Schultern hinaus begleitet. Der Raum blieb erst mal noch still. Dann auf einmal erhoben sich alle gleichzeitig, viel zu spät und riefen Fragen, rissen die Notizblöcke aus den Taschen. Aber der Doktor war fort. Die Sendung wurde beendet und nur noch die Meldung über das Erscheinen morgen eingeblendet. Ich schaltete wieder alles aus.

Es war seltsam. Ein Vampir im Fernseher, darüber hätte ich lachen können. Aber das da gerade, war unglaublich und erschreckend. Es bewies auf seine eigene Weise, dass es etwas gab, das mehr war, als der Verstand erklären konnte. Und es war böse, grausam, brutal und ungeheuer mächtig. Unbewusst merkte ich, wie mein Verstand Parallelen zog.

Der Teller landete in der Spüle, das Wasser lief darüber und spülte den Dreck weg und ließ mich doch wie in Trance daneben stehen. Wenn Arah so etwas war? Wie hatte ich mich jemals auf so was einlassen können? Oder anders ausgedrückt. Wenn es auf Mäuse so wirkte, wie waren dann echte Vampire? So viel stärker und noch böser? Die blutroten Knöpfe, die mal sanfte Mäuseaugen gewesen waren, wanderten durch die verschiedensten Frauengesichter. Sie öffnete den Mund, die spitzen Zähne prangten an den Ecken und ihr böses Lachen konnte dennoch nicht der Verführung

entgegenwirken, die sie ausstrahlte. Mein Gott. Was für Gedanken. Ich stellte das Wasser aus, ging rüber ins Schlafzimmer und legte mich zu Lucy. Ganz nah, bis ich nur noch ihren Duft aufnahm. Und langsam beruhigte es sich. Ich spürte Frieden aufkeimen, meine Gelassenheit zurückkehren.

„Es war nur Fernsehen. Gut aufgemacht, aber sonst nicht mehr“, sagte ich mir. Und so nah bei meiner Liebe konnte ich keinen anderen Gedanken zulassen und versank in die Traumwelt.

<<>>

23:30 Uhr – In einer Seitenstraße auf dem Weg in ein Labor
Diese Fahrt noch, dann hatte er es geschafft. Endlich Urlaub. Zwei Wochen in Italien. Er freute sich darauf. Wer würde das nicht?

Die Temperaturen waren auch hier zu Lande in angenehmere Höhen geschneilt. Nicht zu sehr, sonst könnte er nicht das kurzärmlige Hemd tragen. Er schwitzte einfach zu schnell und dicke Schweißbränder sah nun wirklich keiner gerne. Etliche Ärzte hatte er aufgesucht, so einige Untersuchungen über sich ergehen lassen. Eine Überfunktion irgendwelcher Drüsen. Der Arzt hatte es natürlich besser ausgedrückt, ihm bis ins kleinste Detail beschrieben, was da schief lief. Aber ihn hatte nur interessiert, ob sie ihm helfen konnten. Das konnten sie nicht, also war alles Andere auch schnuppe.

In Italien würde er mit freiem Oberkörper herumlaufen, Dort störte es keinen. Und wenn doch? Pech gehabt. In seinem eigenen Weinberg durfte er tun und lassen, was er wollte. Joshua war schon dort und kümmerte sich um die Reben. Ehrlich gesagt, war Joshua immer dort. Es sah die wirtschaftliche Seite, den Nutzen, den sie aus dem Wein ziehen konnten. Als Joshua und er das Weingut erbten, war er sofort Feuer und Flamme gewesen. Er machte Pläne, sah sie bereits als wohlwollende Gutsbesitzer. Sein Halbbruder, den er erst durch den Tod seines Onkels kennenlernte, hatte eben so seine Marotten.

Aber der Wein, den er machte, der war wirklich nicht schlecht. Sie besaßen das Gut jetzt knapp 4 Jahre. Und natürlich hatte es sie nicht reich gemacht. Joshua verkaufte schon so Einiges. Aber

der Gewinn reichte gerade zum Erhalt der Produktivität und für das Leben seines Bruders. Und so hatten sie ein still schweigendes Abkommen getroffen. Joshua behielt das Geld, kümmerte sich dafür um das Weingut.

Es war jedes Mal ein Erlebnis, darunter zu fahren. Eine andere Welt zu betreten. Dort zählte keine Eile, keine Hast. Gemütlichkeit und Ruhe wurden groß geschrieben. Sicher, brauchte man einen Handwerker, so gab es nichts nervigeres, als Stunden auf das Erscheinen zu warten. Aber sonst, der perfekte Urlaub. Er arbeitete im Weinstock, presste die Trauben mit seinen blanken Füßen und das alles in der prallen Sonne. In einer Umwelt, die nicht von Abgasen getränkt war. Abends dann ein Schluck Wein und ein paar gute Gespräche vor dem Kamin. Nachts frischte die Luft sehr auf, die Temperaturen fielen in angenehme Tiefen. Das Haus hatte sein Onkel in jungen Jahren selber gebaut. Er hatte damals Bilder zu Familienfeiern mitgebracht, wo man das Wachstum sehr genau beobachten konnte. Sein Onkel hatte ihn schon damals oft in die Toscana eingeladen. Nie hatte er angenommen. Hätte er vorher gewusst, wie es dort unten ist, so wäre er schon da jedes Jahr heruntergefahren.

Aber es kommt, wie es muss. Die Kunst war es, es genauso zu nehmen. Er trat auf die Bremse. Ein kurzes Schlittern, dann stoppte der kleine VW Bus. Fast hätte er in seiner Träumerei die Ampel übersehen. Wäre was passiert, hätte er den Urlaub verschieben dürfen. Das durfte nicht sein. Diese eine Nacht noch, morgen Mittag ging sein Flug. Eine Tour wie jede andere, nur locker herunterreißen.

Ganz sicher war es kein Traumjob, aber er wurde durch die Nachtschicht übertariflich bezahlt. Er fuhr einfach angeforderte Utensilien zu den entsprechenden Labors, so wie sie es in Auftrag gaben. Das war die Beschreibung, wie er sie den Bekannten und der Familie gab. In der rauen Wirklichkeit hieß das, dass er Organe transportierte. Oder meistens Blutkonserven, für irgendwelche Experimente. Er brauchte anfangs seine Zeit, um sich daran zu gewöhnen, was er da auf der Ladefläche in den

Kühlboxen transportierte. Teile von toten Menschen, die zweckentfremdet wurden. Aber im Grunde war es nur ein Paket, das von einem Ort zum Nächsten gebracht wurde. Er war nur ein Fahrer, dieses Bluttransportes. Diesmal waren es einige Boxen mehr. Ungewöhnlich viele. Aber er bekam eine Extra – Prämie dafür und so störte es ihn nicht.

Auf die Entfernung sah er etwas auf der Straße, noch nur eine Ahnung, doch sein Fuß reagierte im Reflex. Der Wagen kam wieder unter Quietschen zum Stehen. Gut, dass die Kisten festgezurt waren, sonst hätte er sie jetzt im Rücken hängen. Bis auf einen Meter war er an das Objekt heran gerutscht. Völlig falsch platziert schien es da.

Rote wilde Locken, ein weißes Nichts über einem viel zu weißen Körper. Seine Wahrnehmung spielte ihm bestimmt einen Streich. Er wurde einfach müde, das war die Erklärung. Die Frau stand dort und blickte ihn durch die Windschutzscheibe einfach nur an. Er erforschte ihr Gesicht. Eben, bevor sie ganz im Scheinwerferlicht stand, meinte er gesehen zu haben, dass ihre Augen gelehrt hätten. Aber jetzt sah alles normal aus. Er winkte mit dem rechten Arm, bedeutete ihr zur Seite zu gehen. Keine Reaktion. Sie stand einfach nur da.

Er kurbelte das Seitenfenster herunter. „Was zur Hölle sollte das? ... Wenn Sie doch bitte so freundlich wären, von der Straße zu verschwinden? Ich habe es eilig.“ Er schrie es aus dem Fenster, versuchte den erwachenden Unmut zu unterdrücken. Verspätungen sah man nicht gerne. Er hatte einen Zeitplan, den er einhalten musste. „Ihr habt es immer eilig.“ Eine dunkle, seltsam verhallende Stimme, die etwas in ihm berührte. Er merkte, wie sich seine Nackenhaare hochstellten und auf einmal fröstelte. Das gefiel ihm ganz und gar nicht. Er legte den Gang ein, würde er sie halt von der Straße scheuchen.

„Die Hölle? Kenne ich zu gut, denn ich bin ein Teil von ihr.“ Urplötzlich stand sie neben dem Fenster. Viel zu schnell und viel zu nah, war die Stimmer dort erschienen. Er hatte gar keine Bewegung gesehen. Und eine Sekunde später spielte es auch

keine Rolle mehr.

Die Tür wurde aus der Halterung und er selber aus dem Innern des Wagens gerissen. Er landete auf dem Bürgersteig, sein Kopf schlug hart auf. Sterne blinzelten hoch, verwirrten seinen Verstand. Schmerzen stachen von allen Seiten seines Körpers aus. Er versuchte sich aufzurichten, die Sinne sich klären zu lassen um ein Bild zu bekommen.

Ein heißer Atem, der ihm über die Kehle flog. Ein Duft, der ihn betörte. Und eine Stimme, die wie Gesang erklang. „Sei dankbar. Ich könnte viel grausamer sein.“ Zwei kurze Einstiche am Hals, ein Saugen, vor dem sein Verstand ihn warnen wollte. Kurz bäumte er sich auf, versuchte sich zu wehren. Doch schon sank er hinab in einen Strudel der Ektase, einer Verführung, die ihn lähmte. Langsam verklungen Gedanken, Bilder und jegliche Empfindung und eine vollkommene Schwärze hieß ihn willkommen.

Nicht einmal ein paar Sekunden später rauschte der VW an seinem toten Körper vorbei.

Kapitel 8

Ich stand in der kleinen Kantine und nahm einen Schluck Kaffee zu mir. Er war noch heiß, doch der viel zu bittere Geschmack zeigte allzu deutlich, dass er längst nicht mehr frisch war. Ein Blick auf das breite Ziffernblatt an der Wand. Es ging auf die 14 zu. Also hatte die braune Brühe schon längst das Alter von 8 Stunden erreicht. Ein Blick am silbernen Rollo vorbei durch die Eisenstäbe am Fenster, die Einkaufswagen standen noch in Reih und Glied. Zwei Größen an Einkaufswagen besaßen wir, die alleine schon durch die unterschiedliche Höhe zu unterscheiden waren. Und natürlich passten nur die gleichen Einkaufswagen ineinander. Die großen in die großen und die kleinen in eben die kleinen. Eine simple Aufgabe, die keinerlei Intelligenz erforderte. Aber unsere Kunden schafften es trotzdem. Mit drei Mal Anlauf, purer Gewalt, wurden die Wagen so sehr ineinander gepresst, dass die seltsamsten Aufbauten entstanden. Jedes Mal, wenn ich das Ergebnis so eines Aktes betrachten durfte, ermahnte ich mich zur Ruhe, aber ab und zu entschlüpfte mir doch ein Schimpfwort. Es sagte wirklich viel über unsere Kunden aus. Vor allem, da die verschiedensten Wege ausprobiert wurden. Man fand die Einkaufswagen seitlich aneinander, dann drei in einer Reihe und der nächste wieder seitlich. Im Endeffekt dann ein Kreis an eben jenen Wagen, die einfach nur in Reihe stehen sollten.

Es war einfach zu menschlich. Anstatt die einfachste Art auszuprobieren, wurden die extremsten Variationen praktiziert, auf die ich nie im Leben selber gekommen wäre. Ein verzweifelter Verstand vor einer unlösbaren Aufgabe, die zu einfach zu lösen war. Und das Aufregen brachte gar nichts. Denn das gleiche Spiel wiederholte sich Tag für Tag. Sei es in der Frischetheke die durchwühlten Kartons, wo sich der Pudding zwei Regale weiter befand, als er hingehörte, weil nur eine Sorte nicht mehr da war, nach der jeder gierte. Im Obst und Gemüsebereich, wo man immer die unterste Kiste herauszog, gar nicht erst oben nachguckte. Unten musste das Frischeste sein. Ob darüber alles auf den Boden fiel, wenn kümmerte es. Bei den Getränkepaletten, der Brottheke oder im Fleischbereich, überall das gleiche Spiel. So wurde ein Arbeitstag

zu 60% alleine dazu, immer und immer wieder hinterher zu räumen. Eine halbe Stunde später, im günstigsten Fall, sah es dann wieder genauso aus.

Ich versuchte oft, es einfach zu ignorieren, daran vorbeizulaufen, wenn mal wieder Kartons völlig deplatziert im Laden herumflogen. Und doch konnte ich es einfach nicht. Eine Sisyphus Arbeit, aber ich wurde ja dafür bezahlt. Obwohl, im Grunde nicht dafür. An so einem Morgen, wo ich mal wieder den Laden führte, wäre meine Arbeit im Büro zu finden, am Computer in Zahlen und Abverkäufen. Aber ich konnte es noch nicht mal auf die Entfernung ignorieren, da ich wusste, was sich im Laden abspielte. Gestern Spätschicht gearbeitet, heute wieder früh angetanzt. Da brauchte es nicht viel, um mich aufzuregen. Kleinigkeiten, die doch immer gleich waren, wurden dann zum Dorn im Auge.

Laut sirrend ertönte die Klingel durch das Lager. Einmal nur, das hieß sie brauchten mich mal wieder. Obwohl es da nur um den Schlüssel ging den meine Wenigkeit besaß. Ich stellte die Tasse auf die Ablage und beendete die paar Minuten Pause, die ich mir gegönnt hatte. Rein ins Lager, die Schnur gezogen, woraufhin sich das Rollo öffnete, welches den nicht Kundenbereich vom Laden abschirmte. Direkt strömten sie zu mir, wie die Bienen zum Honig. Erst noch verloren, ohne Ziel und mit leeren Augen, die sich bei meinem Anblick mit Leben füllten.

„Entschuldigen Sie, wo haben Sie das Salz?“ Ein alter Mann. „Im ersten Gang direkt über der Tiefkühltruhe.“ Meine kurze Antwort. Ließ man sich nicht zu sehr darauf ein, hielt die Antwort knapp, so ging es am Schnellsten. Ein Wort zu viel und der Kunde schnappte es auf und zog die Fäden zu einer breiten Unterhaltung. Dafür hatte ich definitiv keine Zeit, geschweige denn interessierten mich die daraus gewonnenen Informationen. „Wo haben Sie Thunfisch? In Dosen?“ Eine junge Mutter, die das Kind im Schlepptau mit sich zog. „Der letzte Gang über den Tiefkühltruhen. Direkt gegenüber von der Frische.“ Mein Kommentar. „Da war ich schon, habe es aber nicht gefunden.“ Ich blickte sie an, verharrte einen Augenblick, kämpfte gegen die Antwort an, die sich herauschälen wollte. Dem vermeintlichen Fisch in Dosen gehörte die ganze Breite der Theke.

Hätte sie wirklich geguckt, so hätte sie es gar nicht übersehen können. „Kommen Sie mit.“ Ich marschierte zum Regal und zeigte es ihr. Ich brachte sogar ein Lächeln zu Stande. Sie bedankte sich, haute ihrer Tochter auf die Finger, die sich etwas aus dem Regal holte. Ich wandte mich einem anderen Gang zu, auf dem Weg zur Kasse.

Eine Hand ergriff meinen Arm und hielt mich zurück. Ich fuhr herum und öffnete den Griff des Kunden. Das gehörte zu den zwei schlimmsten Dingen, die ich absolut nicht leiden konnte. Sie konnten ja so nervig sein, wie sie wollten. Aber das Berühren, der grobe Einschnitt in den privaten Bereich, das ging zu weit. Ich sagte nichts, ließ aber meine Augen sprechen. Er schien es auch so zu verstehen. „Wo haben Sie denn Öl?“ Ein junger Mann, sicher von der Frau geschickt und überfordert mit der kleinen Liste an Gegenständen, die er nur grob zuordnen konnte. Ich überlegte kurz. „Öl“, sagte er und guckte mich beschwörend an. Und das war der schlimmste Fehler. Viele machten das. Stellten eine Frage um ein Produkt und wiederholten das dann alleine. Als wenn ich, der Gefragte, das nicht schon beim ersten Mal verstanden hätte. Als wenn ich zu dumm wäre, den simplen Kern dieser Frage herauszufiltern. Es war die Einstellung dahinter, die mich reizte. Nämlich, dass wir ja nicht besonders helle sein könnten, wenn wir in so einem Bereich arbeiteten. Und so stellte ich die Gegenfrage um ihn ein bisschen zu ärgern und mir wenigstens am Rande Genugtuung zu verschaffen.

„Wir haben die verschiedensten Sorten Öl. Sonnenblumenöl, Maiskeimöl, Rapsöl,...“ Während ich aufzählte, sah ich, wie er zusehends verwirrter wurde, er fieberhaft überlegte, aber anhand der Fülle an neuen Informationen überfordert war. Ich lächelte. „Ich geh mal davon aus, dass Sie normales Öl brauchen?“ „Ja. Genau. Normales Öl.“ Er blickte mich dankbar an. „Im nächsten Gang, direkt neben der Obst und Gemüsetheke.“ Er wandte sich ab und ich ging endlich zur Kasse. Ein Kunde hatte zu wenig Geld und so musste etwas storniert werden. Die Kassierer hatten natürlich nicht volle Freigabe, wie wild an den Summen herumzuspielen und so brauchten sie meinen Schlüssel. Die Kassiererin gab mir die

Plätzchen, die das knappe Limit der Kundin gesprengt hatte und ich verschwand mal wieder. Im Vorbeigehen überflog ich die Schlagzeilen der örtlichen Tagesblätter. Das Schmutzblatt mit den höchsten Verkaufszahlen nannte es die Killer Maus, aber die Meisten gingen gar nicht darauf ein. Zurück im Lager holte ich mir meine Tasse wieder und wandte mich ins Büro. Ich erstellte Safebag und zählte den Tresor. Kurz noch in den Mail Eingang gesprungen, wo der Bezirksleiter mal wieder eine Liste mit Ultimatum bereithielt. Ich überflog sie. Sollte es die Chefin machen. Morgen war sie wieder da und wir hatten noch ein paar Tage zur Erledigung.

Sie schneiten schon langsam herein, schickten ihr „Hallo“ ins Büro und tauschten ihre Informationen aus, während sie sich umzogen. Die Spätschicht. Auch meine Ablöse war eingetroffen. Endlich. Wurde auch langsam Zeit. Ich setzte ihn kurz in Kenntnis, was wichtig war, worum er sich kümmern sollte und füllte noch die Stundenerfassungsliste aus. Dann, nach schnellem Umziehen und dem nötigen Small Talk, war ich endlich in Privat Klamotten wieder auf dem Weg aus dem Laden.

Ich beeilte mich nach Hause zu kommen, schmiss dort die Jacke auf den Ständer, Schuhe aus, Rucksack in die Ecke und dann ab ins Bett. Es war zwar erst um die 14 Uhr, aber ich war total fertig. Frühschicht war noch nie etwas für mich gewesen. Es zog mich einfach runter und den ganzen Vormittag wurde ich nicht richtig wach. Es dauerte auch nur Sekunden, bis ich einschlief.

<<<>>

14:30 Uhr – Ein abgelegenes Lagerhaus an einem kleinen Hafen
Ein verdammt aufregender Job. Er blickte auf die Monitore. Natürlich passierte nichts. Niemand kam hierher. Niemand interessierte sich für einen Ort, der so abgelegen war.

Er sah die Steintruhen, die immer wieder in den Blickwinkel der Kamera kamen. Er wusste, was darin war. Es fröstelte ihn leicht. Heute Abend würden sie wieder daraus kommen. Vor dem Auftrag hatte er noch nicht mal an so etwas geglaubt. Jetzt, obwohl er es mit eigenen Augen gesehen hatte, verbot er es sich. Das durfte es nicht geben. Das konnte es nicht geben.

Er verließ das Büro, ging kurz vor die Tür und machte sich eine

Zigarette an. Sie wurden sehr, sehr gut bezahlt. So viel würde er sonst nirgendwo bekommen. Vor allem nicht für so eine leichte Aufgabe. Einfach die Monitore im Blick haben und ab und zu eine Runde drehen. Und wenn was auftauchte, nicht zögern. Dafür hatte er das schwere Gewicht der P8 an der Hüfte.

Und was spielte es schon für eine Rolle, wofür er arbeitete. Wesen, die ihm sein Verstand als unmöglich beschrieb oder Schmuggler, deren Kisten mit gestohlener Ware er bewachte. Und die würden nicht so viel bezahlen, das war klar.

Die Glut knisterte laut, der Rauch zog sich in seine Lungen und er ließ ihn wieder hinaus. Er schnippte die Kippe weg, sah wie sie über den Steg ins Wasser flog und verschwand. Zurück am Monitor, sah er natürlich immer noch nichts. Jetzt schliefen sie noch. In drei Stunden würde er abgelöst werden und Tom erscheinen. Das war so abgemacht. Er hatte darum gebeten. Er wollte nicht mehr da sein, wenn sie erwachten.

Vor allem die Rothaarige. Er sah jedes Mal, wie sie ihn abschätzend angeblickt hatten, nachdem sie sich erhoben. Wie ein Opfer, ein Stück Fleisch, das darauf wartete, verspeist zu werden. Und er fühlte sich dann auch so.

Einmal hatte ihn Arah in den Fängen. Sie hatte ihn gelockt, mit den Augen in den Bann gezogen. Er wollte es nicht, wehrte sich mit aller Willenskraft. Und doch sah er sich selber wie einen Fremden auf sie zugehen und den Hals entblößen. Er spürte ihren verlangenden Atem, den Druck zweier kleiner scharfer Punkte und wurde zur Seite gerissen. Tom hatte ihn gerettet.

Danach gab es eine Diskussion. Tom wurde mehrfach gegen die Wand geschmissen, sein Arm war gebrochen, wie auch sein rechtes Bein. Von den sonstigen Blessuren mal abgesehen. Aber sie verstanden, dass sie uns in Ruhe lassen mussten, wenn wir für sie arbeiten sollten. Und jetzt verschwand er, so wie auch Tom, sobald sie aufwachten. Er machte sich nichts vor. Wenn sie wollten, könnten sie sie überall aufspüren. Aber zu Hause, bei seiner Frau und seiner Tochter, hielt er das alles hier nur noch für einen Albtraum. Ein paar Wochen noch, dann würde er mit

Tom reden. Sie mussten den Auftrag loswerden. Sie hatten genug daran verdient, um zu verschwinden und das hier alles vergessen zu können.

Für heute waren es noch 2 ½ Stunden, die er rumkriegen musste. Er war vorbereitet. Er holte das Buch aus dem Rucksack. Er hatte schon viel davon gehört, auch den Film damals gesehen. Aber bis er hier landete, hielt er das alles für pure Erfindung.

Vielleicht war es gar nicht so schlecht, ein bisschen darüber zu wissen? „Interview mit einem Vampir“, prangte in großen Buchstaben auf dem Einband, von einer amerikanischen Schriftstellerin. Er schlug die erste Seite auf und tauchte ein.

<<>>

Ich schreckte hoch, ein Blick auf Handy. 16 Uhr. Ich räkelte mich, schickte ein lautes Gähnen hinaus und erhob mich. Es ging ins Bad, wo ich mich kurz inspizierte.

Die Haare waren etwas plattgedrückt und ich sah noch leicht durch den Wind aus. Aber das konnte man schnell richten. Den Brausekopf von der Halterung genommen und das kalte Wasser über den Kopf spülen gelassen. Der Schock traf mich trotz Erwartung und ich schnaufte kurz auf. Dann das wärmere Wasser und das Duschgel dazu, bis meine Haare mir das Gefühl vermitteln, wieder sauber zu sein. Zum Abschluss noch etwas Wasser in das Gesicht gespült und mit dem Handtuch die Durchblutung angeregt. Jetzt noch was Haarwachs, die Haare geformt und mit Haarspray fixiert. Zum Abschluss noch die Bodylotion. Vanilla von Bettina Barclay. Seit ich sie das erste Mal benutzt hatte, schwor ich da drauf. Sie roch zauberhaft nach Vanille und auf seltsame Weise, war sie genau das Richtige für meine Haut. Ich hatte in meinen fast 30 Jahren schon viel ausprobiert. In jungen Jahren, die Reinigungsemulsionen, die härteren Cremes, die aber nur zu Rötungen und noch mehr verunreinigter Haut führten. Später kamen dann noch mehr Cremes dazu, die aber alle das gleiche negative Resultat ergaben. Eine Zeit lang, gab ich es dann einfach auf. Und irgendwann durch Zufall, stolperte meine Nase über diese Creme. Ich, als Vanillefetischist, verliebte mich sofort. Und meine Haut reagierte entsprechend. Egal, wie müde ich aussah, wie matt

die Züge meines Gesichtes erschienen, nach dieser Lotion wirkte es immer wie frisch und ausgeruht. Aber das war auch alles, was mich aus dem Kosmetikbereich interessierte. Der Rest war einfach nur Frauensache. Ich kannte die schrägen Blicke, wenn ich es mal jemandem anders gegenüber erwähnte. Wie wichtig und befreiend eine einzelne Creme für mich war. Natürlich wurde nichts gesagt, aber der Blick von der Seite, die Überlegungen, die weiterfolgten, die spürte ich nur zu genau. Man konnte es auf neumodische Art als Metro Sexuell bezeichnen, aber das wäre für mich nicht akzeptabel. Ich war ein reiner purer und wilder Mann. Oft genug verletzte ich mich auf der Arbeit, mal bedeutend, mal nur Kratzer und ich schluckte es. Widerstände schob ich mit meiner rauen Kraft einfach aus dem Weg. Ich war hart, kalt wenn es sein musste und willensstark. Ein maskulines testosteron geladenes Individuum. Meine kleine Creme Obsession gehörte in die Schublade meiner kleinen Geheimnisse und meine Eitelkeit ebenso. Und dass ich eine halbe Stunde im Bad brauchte, ging genauso niemanden etwas an. Noch was Parfum drauf, dann schnell in die Küche und etwas Kaffee in der Mikrowelle warmgemacht. Ich wartete die kurze Zeit, bis es piepste. Die Tasse raus und einen Schluck die Kehle herunter, den ich nur widerwillig herunterwürgte. Ekelhaft. Er war heiß, aber trotzdem zu bitter. Aber er wirkte. Ich merkte, wie ich langsam so richtig wach wurde. Ich flitzte ins Schlafzimmer zurück, hob die Decke vom Boden auf und schmiss sie auf das Bett. Das Kissen ausgeschüttelt, die Decke dann doch geordnet und den schwarzen Überwurf darüber gelegt. Im Vorbeigehen schnappte ich mir mein Handy. 16:30 Uhr hatten wir schon. Ich musste so langsam los. Lucy hatte um 17 Uhr Feierabend und ich wollte sie abholen. Wir hatten beide den Abend frei, was schon selten genug vorkam. Sie arbeitet in ihrer festen Schicht, während ich hin und her wechselte. Und da ich auch Samstag arbeitete, blieb uns nur noch der Sonntag. Wir versuchten so oft wie möglich die freien Tage zusammenzulegen. Aber das funktionierte im Endeffekt nur alle zwei Wochen so richtig. Wir wohnten zusammen und doch hatten wir so viel Zeit gemeinsam, wie getrennt lebende. Ein Umstand, der mich zwar oft ärgerte, aber sich nicht ändern ließ.

Heute blieben uns ein paar Stunden mehr. Ich sollte dankbar sein und mich nicht über schlechte Zeiten ärgern. Jetzt schüttete ich das bittere Getränk doch in die Spüle und ging hinüber zur Garderobe. Rein in die Jacke und die passenden Schuhe. Dann die Wohnungstür hinter mir abgeschlossen und die Treppen hinunter geeilt. Ich wusste, dass sie sich freuen würde. Dafür geschah es zu selten, dass ich sie abholte.



16:55 Uhr - Auf einem Parkplatz vor einem unscheinbaren Gebäude

Sie schloss den Wagen ab und beförderte den Schlüssel in die Handtasche. Sie wühlte darin und holte dann den kleinen Spiegel heraus. Ein kurzer Blick hinein, schnell den Lippenstift noch mal nachgezogen, ein angedeutet Kuss und sie war zufrieden.

Sie zog den Mantel enger. Es war schon etwas kühl, vor allem mit der leichten Bekleidung darunter. Das weite Dekolte, die dünne Seide, die nichts verhüllte und alles sehen ließ. Sie hatte den BH weggelassen, so wie den Slip. Es war ungewohnt und fühlte sich seltsam an.

Aber heute sollte es passieren, sie hatte es sich geschworen. Die ganzen Jahre, die sie schon mit dem Doktor zusammenarbeitete hatte sie es versucht. Aber zwecklos. Es schien so, als würde er sie gar nicht richtig wahrnehmen. Sicher. Clara, hier und Clara, dort. Aber als Frau sah er sie nicht. Und die war sie ganz sicher. Sie hatte sich schon vor zwei Jahren in ihn verliebt. Als seine Frau ihn dann verließ, sah sie ihre Chance kommen. Sie flirtete, versuchte ihn anzumachen. Er ging darauf ein und es kam wenigstens einmal zu einem Kuss.

Aber der Fund kam dazwischen. Danach war er nicht mehr der Selbe. Nichts anderes interessierte ihn dann noch. Er war nächtelang im Labor und auch auf ihre Anspielungen ging er nicht mehr ein. Er war immer zu abwesend, mit den Gedanken woanders.

Und jetzt meldete sich seine Frau wieder. Jetzt, wo er berühmt

war. Wo war sie gewesen, als der Doktor verzweifelt nach einer Lösung suchte? Als er so weit war, alles aufzugeben, es einfach hinzuschmeißen?

Sie selber, Clara, hatte ihm beigestanden, die Hoffnungslosigkeit miterlebt. Und sehr oft hatte sie ihn weiter angetrieben, ja nicht aufzugeben. Jetzt kamen sie alle wieder an.

Aber der Doktor gehörte ihr. Auch wenn er es selber noch nicht wahrhaben wollte. Heute würde sie ihm mit Argumenten begegnen, denen er nichts entgegensetzen konnte. Er war brilliant, ein kleines Genie. Aber eben auch nur ein Mann. Und genau das würde sie benutzen.

Sie führte die Magnetkarte in den Schlitz. Es piepste kurz, die Karte kam wieder heraus und das grüne Licht zeigte ihr, dass die Tür offen war. Voller Hoffnung auf eine Zukunft, für die sie alles opfern würde, betrat sie das Gebäude. Sie hatte lange genug gewartet.



Ich verließ die Bahn, eilte mit schnellem Schritt zur Bäckerei. Es war bereits 17:05 Uhr und ich hoffte, dass sie den Laden noch nicht verlassen hatte. Sie hätte früher gehen dürfen, wäre schneller rausgekommen und ich könnte sie verpassen. Vielleicht hätte ich ihr eine SMS schreiben sollen? Aber dann wäre die Überraschung futsch. Jetzt war es ohnehin schon zu spät dafür.

Ich eilte um die nächste Ecke und erkannte sie durch die Glasscheibe. Sie war noch da. Glück gehabt. Ich wartete ein Stück weit entfernt. Sie unterhielt sich noch mit einer Kollegin, sie lachten gerade beide. Und obwohl ich es hier nicht hören konnte, wusste ich doch nur zu deutlich, wie es sich anhörte. Sie verließ den Laden kurz darauf.

Meine Lucy. Meine Frau. Was auch immer kommen würde, was auch geschah, mit ihr an meiner Seite würde ich alles schaffen. Eigentlich gab sie alleine meinem Leben einen Sinn.

Ich passte mich ihrem Tempo an, glitt an ihre rechte Seite. Als sie an der Ampel stehen blieb, hauchte ich ihr ins Ohr: „Hallo Schönheit, so alleine unterwegs?“

Sie fuhr herum, der Blick abwesend, dann erkannte sie mich und ein

Lächeln zog sich über ihre Züge. Sie fiel mir in die Arme, sprang mich regelrecht an und wir küssten uns sehr innig. Der Mann neben mir, Anzug, Aktenkoffer, räusperte sich laut. Ein Blick an ihr vorbei, er blickte uns strafend an. „Nicht wichtig“, sagte mein innerer Gesprächspartner. Als die Leidenschaft sich in die innersten Winkel zurückzog und nur noch unser Atem die Erregung anzeigte, sagte sie: „Ich wollte Dich gerade anrufen. Fragen, ob wir noch was machen. Aber dann habe ich es doch gelassen, dachte Du bist bestimmt müde und schläfst schon.“ „Ich habe schon was geschlafen. Ich dachte mir, ich überrasche Dich einfach.“ Noch ein Kuss, mit Zunge und diesmal fiel es auch ihr sichtlich schwerer sich zu lösen. „Was willst Du machen?“ Fragte ich sie. „Ich müsste eigentlich noch ein paar Dinge besorgen.“ „Was für Dinge?“ Hakte ich nach, obwohl ich wusste, bei welchem Thema sie nur zu gerne auswich. „Ein paar Klamotten. Ich brauch eine neue Bluse und noch ein paar Hosen. Die sehen ja nicht mehr annehmbar aus.“ Sie wich meinem Blick aus. Natürlich hatte sie den Kleiderschrank voll. Und es ging sogar so weit, dass ich nur ein Drittel des viertürigen Kleiderschranks benutzte, da sie so viel Platz brauchte. Sie stand darauf, Kleidung in ewigen Einkaufsbummeln zu suchen und ich konnte es absolut nicht leiden. Eine von Lucys Macken, von denen sie sehr wenig besaß.

„Mein Engel will shoppen. Also gehen wir shoppen.“ Sagte ich. Ihre Miene erhellte sich und ich bekam einen Kuss zur Belohnung. Sie führte mich durch die Menschenmenge, geradewegs zu einem Laden. Pausenlos erzählte sie mir, was sie wo gesehen habe, was gut zu dem passte, was sie besaß und wozu sie es anziehen wollte. Ich nickte immerzu brav, schickte die passenden Kommentare dazu raus, die sie weitererzählen ließen. Es ging in einen Laden, den nächsten und den wieder nächsten. Wir durchwühlten Regale, schoben Bügel auf Kleiderständern durch die Gegend und ab und zu machten wir uns auch über die Anderen lustig.

Die viel zu dicke Frau, die sich mit Mühe in ein enges Kostüm gezwängt hatte und es dem Mann präsentierte, der mit wilden hilflosen Blicken einen Ausweg suchte, aber ungefunden, eine gespielter Begeisterung hören ließ. Die 40 jährige, die sich in Teeny

Klamotten schob und vor der Garderobe darauf achtete, ob sie auch jemand wahrnahm. Die Hosen rissen fast, sie bekam offensichtlich keine Luft und das nur, um etwas prall und knackig erscheinen zu lassen, das längst nicht mal mehr schlaff war.

Auch Lucy machte ihre Anproben und des Öfteren spielte ich mit dem Gedanken einfach mit in die Ankleide zu schlüpfen. Einfach mit der Leidenschaft die Grenzen des Normalen zu sprengen. Aber ich ließ es. Die Gardinen davor waren zu leicht zur Seite zu schieben und ich sah im Geiste, wie wir daraus fielen, halb bekleidet und mit hochrotem Kopf. Ganz sicher eine einmalige Situation, doch der Tag wäre dann gelaufen. Und so beließ ich es bei meinen Kommentaren, wenn sie die Garderobe verließ. Wir hatten ein Abkommen. Ich sagte ohne Umschweife, was ich wirklich davon hielt und sie nahm es nicht persönlich. Und seltsamerweise funktionierte es auch. Was hatte ich auch davon, wenn sie etwas kaufte, was im besten Fall schrecklich aussah und ich ihr nur aus Feigheit nicht die Wahrheit sagte? Manchmal rechnete ich fast damit, dass sie die Ehrlichkeit nicht vertrug, sah, wie sie erst schnippisch wurde, es aber dann doch in den Griff bekam. Natürlich sagte ich auch nicht, „Du hast einen dicken Arsch“, sondern „Die Hose ist hinten verdammt seltsam geschnitten, gibt nicht das so wieder, was da so sexy erscheint.“ Der Ton machte die Musik, wie es so schön hieß. Mehr wie ein Botschafter kam ich mir vor. Ich hatte die Freigabe ehrlich zu sein, doch ich wägte trotzdem die Alternativen ab.

Es kam noch ein Schuhgeschäft, eines für Handtaschen und sogar Kosmetik. Am Schluss gab ich ihr noch den Besuch in einem Nagelstudio aus. Nicht auch noch heute, der Termin war erst nächste Woche. Für heute wurde es langsam genug. Nicht mal ansatzweise genug Lucy, aber genug an Klamotten, Geschäften und dem Trubel drum herum. Ich wollte jetzt auch Zeit mit Lucy alleine. Sie bemerkte es instinktiv und der Vorschlag nach Hause zu fahren, kam von ihr. Dankbar nahm ich an.

<<◇>>

19:30 Uhr – Untergeschoss eines Regierungsgebäudes irgendwo
in einer kleinen Stadt

Er sah auf den Monitor. Nichts Auffälliges passierte. Abgesehen von den wilden Küssen des Doktors und seiner Assistentin. Sie zogen sich in eine Ecke zurück, wo er nur noch am Rande mitbekam, was dort lief. Aber als er gesehen hatte, was sie unter dem Mantel trug, war ihm schnell klar geworden, worauf es hinauslief.

Er hätte das dem Doktor gar nicht zugetraut. Bis vor kurzem war er nur ein Neutrum gewesen, das rein über den Verstand zu funktionieren schien. Aber jetzt wusste er es besser. Und irgendwo ganz tief in sich, beneidete er den Doktor sogar. Clara war wirklich eine heiße Schmitze. Er hatte es sich selber schon ein paar Mal vorgestellt. Die Chance war vertan, das war offensichtlich.

Es knackte in seinem Ohr. „Alpha 2 an Basis: Statusbericht.“ Er ließ seinen Blick über die anderen Ausschnitte auf den Monitoren wandern. Der Vampir war auch noch in seinem Gefängnis. Er sprach in das Mikrophon am Tisch. „Hier alles klar. Lage unverändert.“ „Alpha 2 out.“ Jetzt würden sie sich wieder für eine halbe Stunde nicht melden. Dann wieder die gleiche Frage und die gleiche Antwort. Und dafür war er aus dem Irak abkommandiert worden. Lächerlich. Für solche leichten Aufgaben, brauchte man nicht seine Ausbildung und Kampferfahrung.

Er spürte einen Atem in seinem Nacken. Unmöglich. Hier war niemand außer ihm. Um in diesen kleinen Raum zu kommen, musste man durch eine kleine Tür und die hatte er die ganze Zeit im Blick. Er drehte sich trotzdem um. Und was dort stand, konnte einfach nicht sein.

Eine Frau mit langen lockigen Haaren und sehr weißer Haut. Ein weißes hauchdünnes Kleid und nicht einem einzigen Makel. Grüne Augen und ein roter Mund, der zu einem verführerischen Lächeln verzogen war. Ganz sicher träumte er. Sehr gut sogar. Er sollte es benutzen, bevor er aufwachte. „Hallo Schönheit. Lust einen richtigen Soldaten kennenzulernen?“ Sie war über ihm, bevor er es richtig bemerken konnte. „Bist Du es nicht Leid zu

warten und zu hoffen? Wenn doch alles zum Greifen nah ist?“ Schnurrte ihre Stimme in sein Ohr. Sie küsste ihn am Hals und fuhr mit der Zunge weiter hinunter. Er vibrierte vor Lust. Diese Berührung war mehr, als er jemals erlebt hatte. Er bemerkte, wie sie ihm den Ohrstecker herausnahm und den Gurt der Waffe löste. Doch es störte ihn nicht. Er stöhnte kurz auf, als ihre Hand die Glut zwischen seinen Beinen berührte.

Er flog gegen die Wand, hörte seinen eigenen Schädel knacken. Ruckartig übernahm ihn die Dunkelheit und Worte hallten immer wieder nach. Sie waren das Letzte, was er jemals hören sollte.

„Mensch, Du bist so erbärmlich.“

<<>>

Sie hatte sich nicht davon abbringen lassen und etwas gekocht. Ich war nur unter einer Bedingung einverstanden gewesen, wenn der Abwasch alleine meine Aufgabe sei. Und so stand ich vor dem Spülbecken, zwang die Teller, Tassen und Besteck in die reinigende Prozedur. Lucy saß vor dem Fernseher und guckte eine dieser Soaps. Sie stand darauf und fieberte regelrecht mit. Des Öfteren erzählte sie mir, wie Leo sich nach seiner Katrin verzehrte, aber einfach nicht den Mund aufbekam. Katrin, die das Gleiche empfand, sich aber noch weniger traute, da sie dachte, das Ignorieren durch Leo sei ein schlechtes Zeichen. Der Bonzen in der Serie, dem eine Sportfirma gehörte und der sich Intrigen und Machenschaften mit seiner Frau hingab. Am Ende ließen sie sich scheiden, doch der Kampf um die Firma hörte natürlich nicht auf. Die Eiskunstläuferin, die nicht mehr laufen wollte und sich doch nichts sehnlicher wünschte. Ich warf da gerade irgendwelche Serien durcheinander. Aber wenn man sich nicht so sehr darauf einließ wie Lucy, war es schwer den Überblick zu behalten. Ab und zu guckte ich es mit, für Lucy. Sie waren eigentlich nicht schlecht gemacht und tauchte man wirklich ein, so wurde es sogar spannend. Aber ich musste mir nicht ein überspitztes Bild des Alltags ansehen, ich hatte mein eigenes Leben. Ich ließ das Spülwasser ab und hängte das Handtuch an die Heizung unter dem Fensterbrett.

„Sie küssen sich.“ Hörte ich Lucy aufgeregte Stimme aus dem Wohnzimmer. Ich musste innerlich ein wenig lachen. Vielleicht

nahm sie es auch etwas zu ernst? Nun ja, der Mensch braucht seine Hobbys, genauso wie seine Träume und Ziele, die ihn antreiben und manchmal auch gefangen nahmen. Dazwischen war die Unterhaltung, die uns auf der Bahn hielt und uns immer weiter machen ließ. Den Verstand gerade genug beschäftigte, dass wir ein bisschen Illusion bekamen, die uns im Nebenzug auch noch Emotionen gab. Im Endeffekt nur positiver Natur. Aber wollte ich mich beschweren, urteilen? Ganz sicher nicht. Ich sah doch auch nur die Fantasy Filme, leichten Horror und allzu oft war es einfach nicht möglich, was da über den Bildschirm sirrte. Und ab und zu ein bisschen zu träumen, war wirklich nicht schlecht.

Ich ging langsam auf die 30 zu. Ich merkte, dass ich anfang, doch ab und zu, zurückzublicken, Resümee zu ziehen und zu überlegen, wohin ich eigentlich wollte. Ich hatte einen gut bezahlten Job. Leider würde der mich ganz sicher nicht reich machen und auch wenn er mir oft stank, so konnte ich mir doch nichts anderes vorstellen. Was sollte ich auch machen? Wieder die Schulbank drücken? Studieren? Nur in der Hoffnung, dass ich danach einen besseren Job fand? Wenn ich damit fertig wäre, dann wäre ich doch schon am Ende der dreißig angekommen. Vor allem, weil ich erst mal das Abi nachmachen müsste.

Die Schule 13.1 zu verlassen, war wirklich das Dümme, was ich jemals getan hatte. Aus Trotz und um meinen eigenen Weg zu gehen, hatte ich direkt nach meinem Auszug aus dem Heim, die Schule geschmissen. Aber es war ja gut gegangen. Ich hatte weitere Karrierechancen, wenn ich mir keine gravierenden Fehler erlaubte. Und vor allem hatte ich Lucy. Ohne sie, würde mir doch alles irgendwie langweilig und belanglos erscheinen. Ein Frieden, der im Grunde nervte. Doch mit ihr, war es wie der Weg in ein Paradies. Vielleicht sollte ich einfach mal anfangen, damit zufrieden zu sein, was ich hatte? Nicht nach den Sternen greifen?

Von einem Dr. Titel hatte ich immer schon geträumt. Aber im Grunde hätte ich ihn nur haben wollen, um allen in meiner Vergangenheit zu beweisen, was ich drauf hatte. Aber war das wirklich noch wichtig? Diese Vergangenheit konnte neben meiner Zukunft nicht bestehen. Sie verblasste und immer seltener dachte

ich daran. War es an der Zeit, sie ganz zu vergessen?

„Schatz. Hast Du gehört? Leo und Katrin haben sich endlich geküsst.“ Lucys Stimme, etwas lauter diesmal. Ja, es war an der Zeit es zu beenden. Die Vergangenheit hatte mal macht über mich. Aber am Ende war sie nur eines: Vergangen. "Das hat ja lange genug gedauert. Ich komme jetzt gleich, bin hier fertig.“ Schickte ich ihr meine Antwort. „Ich vermisse Dich schon ganz arg.“ Ich musste leise lachen. Nicht über sie, sondern mit dem Gefühl, dem Umstand, den ich spürte: Glück.

Das letzte Gluckern des nimmer satten Abflusses erklang und ich ließ nur noch sauberes Wasser die Spüle reinigen. Dann machte ich mich auf den Weg ins Wohnzimmer und sank neben meine Frau auf die Couch. Sie trug mittlerweile wieder einen Jogging Anzug, hatte die Schminke entfernt und war noch mehr vom Kern her die Lucy, die ich so liebte. Wir küssten uns, lange, mit Zunge. „Warum hast Du eigentlich immer die Augen auf?“ Fragte sie mich. Ich blickte sie verständnislos an. „Beim Küssen.“ Ergänzte sie. „Keine Ahnung. Wahrscheinlich habe ich nur gerne alles im Blick?“ Fragte ich selber. Ein Umstand, auf den ich noch nie geachtet hatte. „Versuch es einmal. Mach einfach die Augen zu dabei.“ Sie küsste mich wieder und ich schloss die Augen. Erst irgendwie widerwillig, doch ich bekam es hin. Und auf einmal spürte ich viel mehr. Ich hörte im Nebengeräusch das Plärren des Fernsehers, doch war es nicht wichtig. Ich spürte die sanfte Berührung ihrer Lippen, wie ein Kribbeln von der Zungenspitze ausging als sie die Ihre liebte, wie es sich fortsetzte über meinen Nacken in den Körper. Ich glitt wie in eine Traumwelt, die einzig und alleine für diesen Moment erschaffen worden war. Ich hörte ihren schneller werdenden Atem, spürte, wie auch mein Puls sich beschleunigte und dann hörte es auf. Ich öffnete die Augen und tauchte wieder auf.

Das Plärren des Fernsehers drang wieder an mein Ohr, das Licht der Stehlampe stach mir in die Augen und doch war es anders. Der Moment mit Lucy war so viel tiefer und inniger gewesen, war so viel mehr nach innen gedrungen, wie ich es bis dato gar nicht gekannt hatte. „Besser, nicht?“ „Ja, traumhaft“, gab ich ihr zur Antwort, noch immer nicht ganz zurück in der Wirklichkeit. Sie ließ sich auf

meine Beine sinken, das Kissen darunter und die Füße über die Armlehne. Ich zog die Decke über sie. „Streichle mich, so wie am Anfang.“ Und das tat ich nur zu gerne.

Wir verfolgten das Abendprogramm des örtlichen Senders. Doch so ganz war ich nicht anwesend. In mir klang es immer noch nach. Seit über zwei Jahren waren wir mittlerweile zusammen und doch hatte bis jetzt nicht ein einzelner Kuss solch tiefe Empfindungen ausgelöst.

Vielleicht hätte sie es mir früher zeigen sollen? Aber war ich vorher schon dazu bereit gewesen? Es hatte viel mit Vertrauen zu tun, sich zu öffnen und gehen zu lassen. Den Empfindungen alleine die Kontrolle zu überlassen. Und hätte ich das, sagen wir vor einem Jahr, gekonnt?

„Wahrscheinlich nicht“, gab mir die innere Stimme zur Antwort. Und wie immer, traf sie ohne Umschweife den Kern.

<<>>

Untergeschoss eines geheimen Regierungsgebäudes in einer
kleinen Stadt

Die Rothaarige fuhr mit ihren Fingern den Konturen in Claras Gesicht entlang. Sie folgte dem Hals bis zu ihren Brüsten, verharrte dort einen Augenblick, dann hauchte sie ihr einen Kuss auf die Wange drehte sich zum Doktor um. Er stand in der Ecke, mit freiem Oberkörper, schwitzend und mit erhöhtem Puls. Vor ein paar Minuten noch, war das ein Zeichen seiner Lust gewesen. Doch mittlerweile war es Angst. Todesangst. Seine Augen wanderten zur Türe, sie hatte sie einfach aus den Angeln gerissen. Die Wachmänner davor, lagen in ihrem eigenen Blut.

„Doktor, Doktor, Doktor. Glauben Sie, sie weiß, wie viel sie Ihnen bedeutet?“ Sie umrundete den Doktor bei diesen Worten. Clara stieß hervor: „Er liebt mich.“ Die Rothaarige lachte. Es hörte sich falsch an, verdrehte das Innere und ließ nur noch mehr Angst erwachen. „Ganz sicher tut er das. Du dummes naives Ding. Er liebt Dich genauso sehr, wie ich Dich.“ Die Rothaarige flog durch den Raum, packte Clara am Hals und hob sie hoch. Eine Handbewegung, es knackte und ein kurzes Stöhnen entwich der sterbenden Frau. Sie warf sie in den Eingang, wo sie unter

Schlittern in das Blut der Wachmänner rutschte.

Der Doktor fing an zu wimmern, hyperventilierte, die Augen unnatürlich weit aufgerissen. „Warum machen Sie das? Haben Sie kein Herz?“ „Was für eine Frage. Fragte die Seele den Teufel, ob er nicht so nett sein könne und sie verschonen.“ Ein blechernes Lachen, böse und tief, das als einziges Geräusch den Raum füllte. „Warum ich es mache? Weil ich es genieße.“ Sie stand in sekundenbruchteilen hinter dem Doktor, flüsterte ihm ins Ohr: „Und wenn Du Dich nicht verkrampfst, könnte es Dir auch gefallen.“ Der Doktor versuchte sich umzudrehen, in der Bewegung auszuweichen. Doch sie schlug ihre Zähne bereits in seinen Hals. Der Doktor stöhnte, nicht vor Angst, eher in erahnender Ekstase. Nach kurzer Zeit brachen seine Augen und der Körper erschlaffte. Als sie von ihm abließ, fiel die leblose Hülle auf den Boden.

Ein Schatten huschte aus dem Raum, folgte dem nächsten Gang. Fast nicht wahrnehmbar. Doch sobald er Türen berührte, flogen diese aus den Angeln und rissen meterdickes Mauerwerk heraus. Vor der nächsten Tür machte er Halt. Er materialisierte sich, nahm Form an. Die Formen einer Frau. Die wilden Locken umspielten das Gesicht, die grünen Augen, die Miene nicht von Hass verzerrt, eher ausdruckslos. Es war eine Notwendigkeit, die getan werden musste.

Sie ließ ihn wissen, dass sie hier war und auf ihn wartete. Er folgte dem Ruf, er hatte keine Wahl. Die Stahltüren wurden nach außen gebogen, das Schloss brach und er stand vor ihr. Er verbeugte sich, tief.

„Arathne, meine Königin.“

„Zu dieser Zeit heiße ich anders. Nenn mich Arah. In Erinnerung an eine Vergangenheit, die zwar greifbar aber nicht mehr als Schatten ist.“ Sie setzte sich auf den Tisch, fegte den Computer und die Unterlagen herunter. Er betrachtete, wie der Monitor auf den Boden aufschlug und das Glas splitterte. Er roch das Blut, die Leichen und die Ausdünstung von Todesangst, die noch in der Luft hing.

Irgendetwas lief hier falsch. Er hatte nicht bemerkt, dass sie hierherkam. Er wusste nicht vorher, was sie vorhatte. Und das nur, weil sie es nicht wollte. Das beunruhigte ihn. „Du hast Dich fangen lassen. Du bist geblieben und wolltest ihnen Zugang zu unserer Macht geben.“ Kein Vorwurf, den er heraushörte. Aber er war sich bewusst, dass sein Leben auf dem Spiel stand.

„Ich bin Euer Diener. Ich sah die Chance, endlich den Frieden herzustellen. So, wie Ihr es damals wolltet. Die Menschen vergöttern uns, sie würden uns lieben. Anders als zu anderen Zeiten, könnten wir die Einsamkeit, die Dunkelheit verlassen und unter ihnen leben.“

„Wir verlassen die Dunkelheit nie. Und doch werden wir mit ihnen leben. Du warst lange fort, Mathyr. Zu lange, wie mir scheint. Die Einsamkeit hat Dich zerfressen. Du bist schwach geworden.“

„Nein. ... Ihr wolltet doch auch den Frieden. Ihr habt es gesagt, es unendliche Male versucht. Wir sind gescheitert, so oft. Doch jetzt ist es zum Greifen nah.“ Sie würde ihn töten, das wurde ihm immer klarer.

„Es kann keinen Frieden zwischen Raubtier und Beute geben. Sie haben uns gejagt, verbrannt, gepfählt und in die hintersten Winkel vertrieben, bis fast keiner mehr übrig war.“ Ihre Augen leuchteten in übernatürlichem Rot, die Eckzähne wuchsen. „Und jetzt sind wir wieder da. Wir haben gewartet, still und heimlich. Auf diesen Augenblick. Sie werden fallen. Die Menschheit wird vernichtet, wir brauchen sie nicht mehr. Die Welt, diese Zeit, die Zukunft, gehört uns. Sie gehört mir. Und ich dulde keine andere Überlegung. Es tut mir Leid um unsere gemeinsame Vergangenheit. Aber was getan werden muss, ist nur das logische Ende einer Gleichung.“

Mathyr wehrte sich nicht einmal, als sie ihm das Genick brach. Sein Körper löste sich auf, leise knisternd wehte er in die Lüftungsanlage. Sie erwachten langsam. Noch schwach und mit verwirrtem Geist. Sie schickte den Neugeborenen die Bilder eines Stockwerkes tiefer. Dort waren die übrigen Laborangestellten. Sie

sollten sich nähren, dann hier alles in Schutt und Asche legen und sich auf den Weg zum Lagerhaus machen.

Eine halbe Stunde später sah sie vom gegenüberliegenden Haus aus zu, wie die Löschzüge anrollten, Sirenen und blinkende Lichter die Nacht durchbrachen. Man würde keine Spuren mehr finden. Es lief gut, sehr gut sogar. Die Spielfiguren standen und das Spiel konnte beginnen. Es war an der Zeit, den Bauer zu positionieren. Es gab noch eine Gruppe, die ihr im Weg stand und das schon seit Jahrhunderten. Aber auch das würde bald Geschichte sein.

Man hatte ihr gut in die Hände gespielt und sie sah, was sie tun musste, um das Spiel zu beginnen. Als erstes musste seine Frau sterben. Sie würde ganz einfach den Clan von innen heraus zerstören. Aber es blieben noch ein paar Tage. In zehn Tagen war Vollmond, das hieß, in drei Tagen musste die Bühne bereit sein. 7 Tage würden reichen um ihn eintauchen zu lassen. Im Grunde auch 6 Tage, denn er sollte ja nicht zum Tier werden. Es war an der Zeit, die Gegenspieler zu reizen. Sie sollten reagieren, in dem Glauben gegen sie zu arbeiten. Wenn sie erkannten, dass sie nicht mehr als Marionetten waren, würde es zu spät sein. Ein böses, tiefes Lachen, das in den Wind hinaustrieb.

Kapitel 9

Braune Schlieren zogen sich über die Oberfläche. Leicht tänzelte fast unsichtbarer Dampf auf der Flüssigkeit und umrundete das Plätzchen, dass die Masse durchquerte. In der Mitte macht es kurz Halt, berührte die sahnige Spirale und wanderte dann in den erwartungsvollen Mund. Einige Zeit wurde es in der Backetasche aufbewahrt, das kleinste bisschen Aroma herausgesaugt und letztendlich mit einem Schluck warmen Kakao hinuntergespült. Nach dieser fast andächtigen Prozedur blickte ich auf.

Er schaute mich die ganze Zeit an, musterte mich so sehr, dass es mir schon fast unangenehm wurde. „Gut siehst Du aus“, sagte er jetzt. „Das liegt wohl in der Familie“, mein Kommentar. Doch zur Antwort bekam ich kein Lachen, sondern weiterhin dieses unentwegte Lächeln. Im Grunde war mich nicht klar, was mich daran so sehr störte. Vielleicht war es einfach nur ungewohnt?

Man sah ihm langsam sein Alter an. Die Brille, deren Gläser dicker geworden waren. Die Haare, die an den Ansätzen schon weiß wurden und der Gehstock, den er mittlerweile benutzte, ließen es einfach nicht übersehen. Wie alt war er eigentlich? Tja, das würde peinlich werden, so etwas zu fragen. Man fragte seinen Vater nicht, wie alt er war, das wusste man normalerweise. Irgendwas um die 50, 60 ? Ich kannte ihn wirklich nicht gut.

„Wie läuft es auf der Arbeit?“ Fragte er mich. „Immer dasselbe. Nichts Neues, nur Altbekanntes. Für den Stress aber unterbezahlt. Was machst Du eigentlich? Arbeitest Du?“ Fragte ich. „Nein. Ich bin befreit worden. Nach meinem Schlaganfall und dem Herzinfarkt danach, war ich nicht mehr fähig eine normal Arbeit auszuüben.“ Gott, was war ich für ein Sohn. Ich hatte ihn nie besucht, war nie im Krankenhaus gewesen oder hatte mich auch nur in geringster Weise für ihn interessiert. Im Grunde kannte ich ihn absolut nicht. Oder noch schlimmer, wusste ich zwar, dass er mein Vater war, hatte aber keine Bindung zu ihm. Sei es auf emotionaler Basis oder auf Grund von gemeinsamen Erlebnissen. Ich war ohne ihn aufgewachsen, hatte mich daran gewöhnt ohne Mutter und Vater zu leben.

Und Jahrzehnte später saß ich ihm gegenüber und versuchte was zu entdecken, zu erwecken, was es noch nie gab. Er schien da irgendwie

keine Probleme zu haben. Doch ich fühlte mich wie ein Schauspieler ohne Rolle, der gezwungen war zu improvisieren. Das bei der Hochzeit, war eine Sache. Aber so, privat und gewissermaßen alleine? Ich wollte eigentlich nur weg und konnte es nicht. Ich hatte es Lucy versprochen. Oder andersherum hatte sie dieses Treffen ausgemacht, als er sich wie aus heiterem Himmel gemeldet hatte. Sie meinte, es würde mir gut tun, uns beiden. Und im Endeffekt musste ich mich ergeben und saß jetzt hier in dieser wirklich grandiosen Situation.

Mein Vater holte eine Zeitung aus der Tasche. „Hast Du das gelesen? Von dem Brand?“ Fragte er mich, die Seiten durchblättern. „Von welchem Brand?“ Ich erhoffte mir ein Gesprächsthema, das uns den Austausch erleichtern würde und ergriff dankbar den Strohalm, den er mir zuwarf. „Hier.“ Er schob mir ein paar Seiten herüber. Ein Bild von einer verkohlten Ruine. Man konnte noch erkennen, dass es mal ein mehrstöckiges Gebäude gewesen war. Feuerwehrautos standen davor. Mehrere Männer in grell orange leuchtenden Overalls stocherten mit Eisenstäben in der Asche. Der Artikel beschrieb, dass gestern Nacht ein Regierungsgebäude abgebrannt sei. Die Polizei gehe von Brandstiftung aus, vermutete sogar Sprengstoff, der im Keller platziert gewesen sei. Aus sicherer Quelle wusste die Journalistin zu berichten, dass dort im Keller des Gebäudes das Labor von Dr. Seigh gewesen sei. „Das Interview.“ Fiel es mir plötzlich wieder ein. Ich hatte es ganz vergessen.

Es gäbe keine Überlebenden und keine Zeugen. Überreste konnten nach dem verheerenden Feuer auch nicht mehr gefunden werden. Die Journalistin vermutete, dass auch nie welche auftauchen würden. Am Schluss sei nur noch eine Frage zu stellen: Wenn der Doktor wirklich einen Vampir gefangen hatte, so lebte dieser noch oder sei er ebenso Asche? Für den gestrigen Tag sei ein Interview geplant gewesen, das natürlich nicht stattfand. Was der Doktor auch entdeckt habe, es sei mit ihm in die Asche gegangen und sehr wahrscheinlich ist es einfach vernichtet worden. Es kam noch ein Interview mit Frau Seigh, die untröstlich über den Tod ihres Gatten sei. „Wir hatten viele Probleme und auch eine schwere Zeit

durchzustehen. Doch gerade jetzt, wo er endlich seinen Durchbruch erreichte und auch wir uns wieder versöhnten, passiert so etwas.“ Gab sie der Journalistin als Statement. Es wurden noch geschichtliche Daten hinzugezogen, die Entstehung des Gebäudes und was sich im Laufe der Jahrzehnte dort alles befunden habe. Ein kurzer Hinweis auf den Nachruf des Doktors auf Seite zehn, dann endete der Artikel.

„Was hältst Du davon?“ Fragte ich meinen Vater. „Ich denke, dass da jemand nicht wollte, dass Geheimnisse ausgeplaudert werden.“ Er war sowieso der Verschwörungstheoretiker. Ich sah in meinem Geiste aufblitzen, wie er versucht hatte mich und Lucy davon zu überzeugen, dass wir abgehört würden. Und das alleine auf der Grundlage unserer Telefonrechnung. Die ganzen Zeiten, die mit 0 Sekunden und Minuten geführt seien, wären ein Zeichen dafür. Ich versuchte ihm zu erklären, dass es die kostenlosen Anrufe waren, die man nicht ganz gezählt hatte. Doch er blieb dabei. Und so blickten Lucy und ich uns nur vergnügt an, hüteten uns aber, ihm weiter zu widersprechen. Sollte er glauben, was ihn glücklich machte. Das war damals nach dem ersten Treffen, vor der Hochzeit. So lernte ich meinen Vater kennen und begriff sehr schnell, dass ich an ihm keine normalen Maßstäbe anlegen konnte.

„Aber wenn das wirklich so wäre, hätten sie es dann so auffällig gemacht?“ Gab ich ihm meine Gedanken weiter. „Ist es das denn? Es gibt keine Spuren, keine Zeugen. Nichts, das noch übrig ist und weiter an die Medien kommt“, gab er mir zur Antwort. „Ich weiß nicht. Und wer soll es gewesen sein? Es stand doch dieses Interview an. Also, ... Vampire?“ Ich merkte, wie sehr ich mich gegen diesen Gedanken wehrte. Irgendetwas in mir, wollte mich daran erinnern, das ich mal was wusste, mal an was glaubte. Doch ich verdrängte es. Hier im Tageslicht, in diesem Café, wo ich meinem Vater gegenüber saß, ging es ohne Probleme. Er zog die Seiten wieder hinüber zu sich, faltete sie zusammen und ließ sie in seine braune Ledertasche gleiten. Leicht abwesend schien er dabei, doch dann wendete er sich mir wieder voll zu. „Es war nachts, nicht wahr?“ „Glaubst Du an Vampire?“

„Nicht direkt“, sagte er. „Aber ich denke, dass es da draußen mehr

gibt, als wir uns vorstellen können. Denk doch, all die Filme, Bücher und Geschichten. Kann das wirklich alles nur Einbildung sein? Oder ist es nicht mehr eine Ahnung? Vielleicht sogar Vorahnung?“

„Aber warum sollten sie dann das Interview sabotieren? Es wäre doch die Chance gewesen, alles zu zeigen, was es wirklich gibt.“

„Aber für wen wäre es von Nutzen? Für uns oder sie? Wenn wir alles über sie wüssten, könnten sie sich nicht mehr verstecken, nicht wahr?“

Ich nickte. In gewisser Weise hatte er doch Recht. „Würdest Du ewig leben wollen?“ Fragte ich ihn. „Nein. Ganz sicher nicht. Ich habe genug erlebt für ein Leben. Das unendlich so weitermachen? Nein, Danke.“ Ich nahm einen Schluck von meinem Kakao, der langsam schon abgekühlt war. „Hast Du eigentlich noch was von meiner Mutter gehört?“ Unterbrach ich die beginnenden Schweigeminuten. „Nein. Seit damals nicht mehr. Sie ist weit weggezogen und hat, mein ich, sogar wieder neu geheiratet. Würdest Du sie finden wollen?“ „Ich weiß nicht. Aber es wäre vielleicht interessant.“

„Versuch es doch über das Einwohnermeldeamt“, schlug er mir vor. „Das habe ich schon damals im Kinderheim.“ Doch man fand nichts. Ich hatte auch nur einen Namen. Noch nicht mal einen Geburtsort, Wohnort oder das Geburtsdatum. Einige Zeit hoffte ich, doch dann war am Ende die Absage im Briefkasten und ich gab diese Bestrebungen wieder auf. Und Jahrzehnte später fand mich mein Vater über Facebook. An Zufälle glaubte ich nicht. Ebenso wenig an Schicksal, wer weiß, was es genau war?

„Hast Du sie geliebt?“ Stellte ich einfach die Frage. Warum, wusste ich selber nicht genau. „Sie war eure Mutter. Meine Frau.“ Er blickte mich überrascht an. „Aber war sie so etwas, wie die Eine für Dich? Man trifft sie und weiß, man ist am Ziel. Man will nie mehr etwas Anderes. Und wäre sie weg, so wäre alles nur noch bedeutungslos.“ Das Bild von Lucy tauchte in meinem Verstand auf, wie sie sich in meine Arme sinken ließ und mir einen Kuss zu hauchte. „Du kannst Dich an nichts mehr erinnern, oder?“ Er riss mich aus den beginnenden Träumen, diesmal sah er traurig aus.

Er verschwand und ich sah förmlich, wie er sich in sein Innerstes

grub um in der Vergangenheit zu wühlen. „Wir waren jung damals. Fast unschuldig, wenn man so will. Ich hätte alles für sie gegeben, und sehr oft musste ich genau das. Wir trennten uns mehrere Male im Laufe der Jahre, ein paar Mal lag sogar die Scheidung beim Anwalt. Und doch fanden wir uns immer wieder.“ Er schwieg einen Moment. „Weißt Du, dass Du einige Zeit bei Deiner Oma wohntest?“ „Echt? Nein, nicht wirklich.“ Antwortete ich kurz.

„Ich war auf der Arbeit, die Post war es damals. Hochgehalten und mit den besten Karrierechancen. Es kam ein Anruf von der Polizei. Bei mir zu Hause würde es brennen. Sofort ließ mich mein Chef gehen und ich machte mich so schnell es ging auf den Weg zur Wohnung. Feuerwehr war da, Polizei. Ihr nicht mehr.“ Ihr. Er meinte meine Schwester und mich. Eine Halbschwester hatte ich auch noch. Aber sie waren alle irgendwie verschwunden, nicht mehr auffindbar. Auch das hatte ich vergeblich oft versucht.

„Sozialarbeiter hatten Euch mitgenommen, in ein Auffangheim gesteckt. Du warst damals erst drei Jahre alt, vielleicht weißt Du es deswegen nicht mehr. Deine Mutter kam in eine Klink, für sehr lange Zeit. Und später auf der Wache erfuhr ich dann die Wahrheit. Sie hatte die Wohnung angezündet. Mit euch da drinnen. Sie war betrunken. Aber war das eine Entschuldigung?“ Er schwieg wieder einen Moment. Ich suchte in mir, suchte nach Fetzen, Bildern. Aber ich fand nichts. Keine Erinnerungen.

„Ich setzte mich mit allem in Verbindung, mit dem ich es konnte. Schrieb jedes Amt an. Und irgendwann hörte man mich an. Ich bekam Euch wieder. Zuerst zogt ihr zu eurer Oma. Und ich besorgte eine neue Wohnung, richtete alles neu ein und wir zogen dahin. Monate später, stand sie wieder vor der Tür. Ich nahm sie auf und ein paar Jahre ging es gut. Dann verschwand sie wieder. Diesmal mit euch. Sie ließ die Einrichtung abholen und ging zu ihrer Mutter. Wieder ein Kampf mit den Behörden, mit ihrem Anwalt und am Schluss kam sie dann doch zurück. Sie hatte wieder abgefangen zu trinken und ich hatte nichts bemerkt.“

Er nahm einen Schluck des Tees, der vor ihm stand. Ganz sicher, war der mittlerweile kalt. „Und einer Tages kam ich nach Hause und ihr wart wieder weg. Sie hatte getrunken, euch ausgesperrt und die

Nachbarin rief die Polizei. Das Jugendamt kam und sie nahmen euch einfach mit. Ich versuchte natürlich euch wiederzubekommen, aber es hörte mich keiner mehr an. Deine Gruppenleitung sperrte mich aus und ich dachte ich würde Dich nie wiedersehen.“

Ein paar Punkte hatte er weggelassen. Zum Beispiel hatte er selber auch getrunken und viel zu oft hatte ich im Kindeheim auf seinen Besuch gewartet. Aber er kam einfach nicht, kam zu spät oder betrunken. Ich fragte mich, ob er das extra wegließ oder es einfach zu viel für ihn wäre, sich auch daran zu erinnern. „Warum hast Du sie wieder aufgenommen? Eine Frau, die versucht hat, Deine Kinder zu töten? Warum?“ Fragte ich ihn. „Sie war meine Frau. Für sie hätte ich alles getan. Es war alles etwas komplizierter damals. Nicht so einfach, wie heute.“

Irgendwie gefiel mir seine Antwort nicht. Es war doch eher nur eine Ausrede. Und auf einmal sah ich ihn mit anderen Augen. Ganz sicher tat ihm leid, was damals alles passiert war. Aber schob er nicht alles auf seine Frau? Auf meine Mutter? Wie würde sie die Geschichte erzählen? Das war keine Wahrheit, die er mir erzählte, sondern nur die Umstände so, wie er sie leichter ertrug. Ich kannte andere Versionen, von meiner Gruppenleitung damals. Unbarmherziger, klarer und sie machten aus ihm auch einen Täter, weniger ein Opfer, wie er es jetzt versuchte. Er hatte meine Mutter auch geschlagen, ebenso wie seine Kinder. Egal ob Alkohol oder nicht. Warum sprach er das nicht an?

Aber das waren Dinge, von denen ich nichts wissen wollte. Ich wollte weg hier. Weg von ihm. Weg von einem dunklen Loch, das ich hinter mir gelassen hatte. Ich zog mein Handy aus der Tasche, blickte auf die Anzeige. „Oh, verdammt. Ich muss los, bin schon spät dran.“ „Schon?“ Fragte er mit leicht traurigem Blick, der mich im Moment aber absolut nicht berühren konnte. „Ja, leider.“ Ich packte alles zusammen, zog meine Jacke an und musste noch eine kurze Umarmung in Kauf nehmen. „Das müssen wir wiederholen“, sagte er zu mir. „Ja, auf jeden Fall.“ Sagte ich laut und innerlich: „Aber nicht in nächster Zeit.“

Ich verließ das Café, wanderte Straßen, Ampeln und Wege entlang. Ich hatte noch eine Stunde Zeit, bis ich mich mit Lucy traf. Und

vorher musste ich diese Gedanken, Erinnerungen, die in mir übereinanderschlugen, loswerden.

Lügen, Lügen und Lügen. Jeder erzählte es anders, nur um mich auf seine Seite zu ziehen. Die Gruppenleitung wollte mich gegen meine Eltern aufbringen. Mein Vater wieder gegen sie und meine Mutter. Konnte nicht einfach irgendwer ehrlich sein? Ohne zu versuchen, mich zu manipulieren? Das war wohl zu viel verlangt.

Mein Herz pochte, der Schweiß lief mir den Rücken hinunter, als ich mit hämmernden Schritten, die innere Anspannung heraus powerte. Nach einiger Zeit wurde es leichter, erträglicher und ich wechselte in normales Tempo. Ich brauchte meinen Lichtblick, meine Hoffnung, mein Glück. Lucy.

<<>>

17:00 Uhr – Ein abgelegenes Lagerhaus an einem kleinen Hafen
Tom würde ihn heute nicht ablösen. Er würde ihn nie wiedersehen. Bilder tauchten in seinem Verstand auf. Momente, die nichts mehr als Erinnerungen waren.

Wie sie sich das erste Mal trafen. Damals im Einsatz in Afghanistan. Er dachte, es wäre aus. Angeschossen, wie wild blutend, lag er in einem Graben und wartete auf seinen Tod. Er verabschiedete sich von seiner Frau und dem Ungeborenen, dass sie in sich trug. Er gab sich der Hoffnung hin, dass seine Botschaft sie erreichen würde. Die Schüsse peitschten um ihn herum in die Erde, katapultierten Dreck und Steine in die Höhe. Langsam tauchte die Dunkelheit auf und er wusste, dass er sie nie wieder verlassen würde.

Und dann war er über ihm. Er verband ihn, sprach mit ihm über die seltsamsten Dinge. Die Dunkelheit wollte ihn haben, doch Tom holte seinen Verstand immer wieder zurück. Er brachte ihn sogar zum Lachen. Über die Ironie des ganzen wurde er sich erst Jahre später klar. Und ehe er sich versah, wachte er in einem Lazarett wieder auf. Tom wusste, dass er ihm das Leben gerettet hatte. Und doch sprach er nie darüber. Einmal versuchte er es. Doch Tom winkte ab, sagte nur: „Ein Spiel des Schicksals. Hätte ich im Dreck gelegen, verreckend aus allen Öffnungen blutend, so hättest Du mich gerettet, Alex. Das weiß ich.“ Und so sprachen

sie nie wieder darüber. Bald darauf verließen sie die Armee und machten sich selbstständig. Der normale Security Bereich war etwas überlaufen, doch Tom schaffte es immer wieder, Aufträge an Land zu ziehen. Teilweise mit fragwürdiger Moral, aber dafür mit besserer Bezahlung.

Und jetzt?

Jetzt war Tom tot.

Die Polizei sagte, es wäre ein Unfall gewesen. Er habe die Kontrolle über seinen Wagen verloren und sei in einen Brückenpfeiler geprallt. Sie vermuteten sogar Alkohol am Steuer. Aber Tom trank nie. Und als sie ihn nach seiner Freundin fragten, wurde Alex hellhörig. Seit dem Tod seiner Frau vor zwei Jahren, hatte Tom nie mehr was mit einer Frau angefangen. Krebs war es gewesen. Ein langsamer und schmerzhafter Tod, der auch an Tom seine Spuren hinterließ. Aber eine neue Freundin? Das hätte er ihm erzählt.

Der Polizist fragte weiter, hakte nach. Und dem jungen Rekrut an seiner Seite rutschte es raus: „Und wieso haben wir dann einige rote Haarsträhnen im Wagen gefunden? Vielleicht trieben sie es ja gerade und das war der Grund für den Unfall?“ Ein böser Blick seines Vorgesetzten, der ihn ins Auto schickte.

Alex machte sich aus dem Staub und die nötigen Besorgungen. Tom, wie auch er, kannten nur eine Rothaarige. Und für ihn war klar, was Tom getötet hatte. Wenn sie so weit gingen und sie Spuren verwischten, dann wäre er der Nächste, so wie seine Frau und seine Tochter. Das würde er nicht zulassen. Er war mit dem Buch noch nicht durch, aber er hatte schon begriffen, dass Feuer sie töten würde. Und so verfrachtete es seine Frau in das Haus in der Eifel und machte sich auch den Weg.

Jetzt saß er hier in seinem roten Pickup, die leeren Benzinkanister auf der Ladefläche und blickte auf den Zünder. Die Sprengladungen waren an den Pfeilern des Gebäudes angebracht, die Halle in Benzin getränkt. Auch ihre Steinkisten, würden sie davor nicht schützen. Er klappte die Verriegelung hoch, drückte den Knopf an der Seite, der die Stromzufuhr freigab

und betätigte den Schalter.

Der Boden vibrierte, die Scheiben zersplitterten und Feuerzungen sprangen daraus hervor. Er legte den Gang ein und wendete den Wagen. Noch einige hundert Meter entfernt, sah er die Flammen züngeln, dicke Rauchschwaden in den Himmel aufsteigen. Das würden sie nicht überleben. Egal, wie mächtig sie waren. Hätte er nur früher reagiert, so lebte Tom noch. Er spürte Trauer aufsteigen, unterdrückte sie aber. Er griff in das Seitenfach der Tür und der silberne Flachmann lag in seiner Hand. Ein tiefer Schluck und er fühlte sich gleich besser. Es wurde Zeit, nach Hause zu kommen.

<<>>

Ich kam zu Hause doch etwas später an, als ich geplant hatte. Lucy schickte mir eine SMS, dass sie früher gehen dürfe und schon raus sei. Sie fragte, ob es mir etwas ausmachen würde, wenn wir nichts mehr unternahmen. Natürlich tat es das nicht. Ehrlich gesagt, war mir das sogar lieber gewesen.

Meine kleine Wanderschaft hatte mich weit von den mir bekannten Wegen gebracht. Und so fand ich mich im entferntesten Stadtteil wieder, den ich nur durch viel Fragerei wieder verlassen konnte. In der Bahn ließ ich das Erlebte nochmal durch meinen Geist treiben. Nach der bereits vergangenen Zeit, konnte ich mich nur über meine eigene so emotionale Reaktion wundern. So etwas hatte ich schon wirklich sehr lange nicht mehr gehabt. Wahrscheinlich war es das Thema gewesen? Es gab Punkte, die man einfach besser abschloss, vor allem wenn sie mich so aus meinem normalen Verhalten rissen. Es tat mir mittlerweile schon leid, dass ich meinen Vater so abserviert hatte. Immerhin dürfte er nichts bemerkt haben.

Ich schrieb ihm noch eine SMS, dass es mir leid täte, dass es nur so kurz gewesen war. Aber es habe mich gefreut, ihn wiederzusehen. Kurze Zeit später kam auch seine Antwort. Er freue sich jedes Mal mich zu sehen. Und sollte ich es wiederholen wollen, so solle ich mich nur melden. Kurze Antwort von mir: „Das werde ich. Versprochen.“

Ich überlegte, ob ich Lucy davon erzählen sollte. Würde ich es tun, so würde sie nachhaken. Nicht aus Neugier, viel mehr aus Sorge.

Und sehr wahrscheinlich würde ich dann mit ihr über alles reden. Aber das widerstrebte mir. Ich wollte nicht, dass sie damit in Verbindung kam, es wäre als würde ich sie beschmutzen. Eigentlich seltsam, aber ich wollte, dass sie so unschuldig wie möglich blieb. Sie musste solche Dinge nicht erfahren, nicht wissen, was es wirklich alles gab. Sicher war ihr Leben auch nicht mit dem goldenen Löffel gestartet worden. Aber ihr von meiner Vergangenheit zu erzählen, kam mir zu sehr nach Mitleidssuche vor. Und bis jetzt war es doch auch so gegangen.

Ich wurde nach vorne gedrückt, schaffte es aber im Reflex, mich an der Stange festzuhalten, bevor ich auf dem Boden landen konnte. Die Bahn kam mit einem Ruck zum Stehen und ließ ihr überlautes Glockenspiel erklingen. Ich sah jemanden aus dem Laden gegenüber eilen, in sein Auto springen und es von den Schienen fahren. Minuten später ging die Fahrt weiter. Natürlich setzte jetzt das Getuschel ein. Fahrgäste, die sich bis eben noch abschätzend ansahen, diskutierten und schimpften jetzt über diesen rücksichtslosen Wildparker. Dieses kleine Erlebnis gerade, der Stopper im Fluss der Normalität, eigentlich vollkommen unbedeutend, wurde jetzt zum riesigen Thema. Und selbst als wir schon mehrere Haltestellen weiter waren, hielt sich die hartnäckige Vierergruppe an Fremden daran fest. Es wurden Ähnlichkeiten gesucht, Erlebnisse übertrumpft und man fand nicht schnell genug die Worte um dies als Erster der Runde kund zu tun. Zehn Minuten später löste sich die Runde auf und jeder ging seiner Wege. Wahrscheinlich sahen sie sich nie wieder.

Ich machte mir nichts vor. Natürlich gefiel auch mir die Ablenkung. Denn ich war in meinen Gedanken beim zweiten Punkt der Liste angekommen, warum ich Lucy nicht davon erzählen wollte. Warum ich so gar nichts von meiner Vergangenheit ausgrub. Und eigentlich war es der Hauptgrund. Es war die Sorge, was dann passieren würde. Die einfache Angst, dass Lucy mich dann mit anderen Augen sähe. Entdeckte, dass hinter dieser Schale vielleicht noch mehr war, als das triumphierende Ego. Dass ich nicht so stark und unangreifbar war, wie ich mich gerne gab. Vielleicht noch nicht mal ansatzweise. Im Gegenteil, auch eine schwache Seite besaß, die viel

zu weich war, als ich es selber gerne gewollt hätte. Und irgendeiner meiner Dämonen flüsterte mir zu, dass sie mich dann nicht mehr lieben würde. Ich ja nur Durchschnitt sei, eigentlich ein Niemand, der von Glück reden konnte, dass er sie besaß. Ich versuchte mich die letzten Haltestellen davon zu überzeugen, dass dem nicht so sei. Dass sie mich natürlich auch mit Schwächen liebte. Sie hatte mich ja schließlich geheiratet.

Langsam kam mir die Erkenntnis, dass da nur versucht wurde, mich wieder herunterzuziehen. Ich selber mich für nichtig erklärte, um etwas leiden zu können. 23 Jahre war alles her und noch immer beherrschte es mich so? Das Treffen mit meinem Vater hatte anscheinend so einige alte Wunden aufgerissen. Solche, die ich an mir selber gar nicht mehr kannte. Oder hatte ich sie nur zu gerne vergessen?

Die Bahn hielt und ich schob mich durch die Fahrgäste nach draußen. Ein paar Minuten später stand ich vor der Wohnungstür und schloss auf. Ich hörte das Trampeln von Socken auf dem Laminat und sah sie um die Ecke sprinten. Sie stoppte nicht und sprang mir in die Arme. Ein tiefer Kuss, den sie nur unterbrach, um mich daraufhin zu weisen, dass ich mal wieder die Augen aufgelassen hatte. In den nächsten Sekunden ließ ich mich fallen, in diese Berührung der Nähe und Liebe. Und alle dunklen Gedanken, bösen Stimmen, waren wie weggeblasen. Sie ließ mich frei, damit ich die Wohnung ganz betreten und meine Jacke auf den Ständer schmeißen konnte.

„Und, wie war es?“ Lucy betrachtete mich ein bisschen zu genau, wie ich fand. „Nicht der Hammer. Lass uns ein anderes Mal darüber reden, dann erzähle ich es Dir.“ Ich wich ihrem Blick aus, versuchte das nicht zu offensichtlich zu machen.

„Wenn Du es so willst, dann will ich es auch.“ Sie machte sich schon wieder auf den Weg ins Wohnzimmer.

Kurze Zeit später folgte auch ich. So gehörte wenigstens der Abend an meinem freien Tag uns gemeinsam. Wo der Rest doch schon so in die Hose gegangen war.

<<>>

18:00 Uhr – Einfahrt eines Einfamilienhauses in der Eifel

Er bog in die Einfahrt und stoppte den Wagen. Einmal gab der Motor noch ein Gluckern von sich, dann schwieg auch er. Er wurde langsam alt. Der Pickup hatte ihn durch die vielen Jahre begleitet und es würde ganz sicher schwer werden, sich eines Tages von ihm trennen zu müssen. Aber lange würde er es nicht mehr machen.

Alex schloss die Fahrertür sanft, strich über den blauen Lack, der langsam auch schon spröde wurde. Vereinzelt blätterte er ab, gab unter Rissen das Blech frei, das nur zu gerne rostete. Vielleicht würden eine Lackierung und eine Generalüberholung ihm noch ein paar Jahre extra geben?

Er ging die letzten Meter bis zum Haus und kramte die Schlüssel aus der Tasche. Das Licht neben der Haustür erhellte schon den Treppenaufstieg, der durch das kleine Beet führte. Vor etlichen Jahren hatte er ihn selber verlegt. Die Nachbarin, Frau Roster, kümmerte sich um die Pflanzen. Eine ältere Dame, die hier ihren Lebensabend verbrachte. Im Gegenzug brachte er ihr ab und zu etwas aus der Stadt mit. Aus der Großstadt, wie sie es nannte. Hier man so sehr abgeschnitten und ohne Auto einfach hilflos. Frau Roster hatte eine Enkelin, die einmal im Monat vorbeischaute, eine Krankenschwester, die ihr extra jeden Tag zur Verfügung stand und ganz sicher half ihr auch der Bringdienst des örtlichen Lebensmittelmarktes. Ein ruhiger Ort, an dem man ungestört seinem Dasein fristen konnte. Niemand fragte nach irgendwas. Verbrechen gab es hier sowieso nicht, die Polizeiwagen waren ganz sicher schon abgeschafft worden. Deswegen hatte er das Haus gekauft. Anfangs sollte es noch so etwas wie eine Zuflucht werden. Doch als er dann heiratete und auch die kleine Sophie geboren wurde, da wurde das hier zum Urlaubshäuschen. Mit Garten und Terrasse einfach perfekt zum Entspannen.

Er wollte den Schlüssel in das Schloss stecken, als die Tür aufschwang. Er sah sofort die Splitter am Türrahmen und wusste im gleichen Moment, dass hier jemand auf nicht erwünschte Weise eingedrungen war. Er verfiel in die geduckte Haltung. Wer auch immer hier war, hatte ihn vielleicht noch nicht bemerkt. Das

war ein Vorteil, den er nutzen sollte. Die Sonne war gerade erst untergegangen, schon vor längerem hinter einer dicken Wolkendecke verschwunden. Das war perfekt. Er würde keine Schatten werfen, den Eindringling einfach überwältigen, bevor der überhaupt wusste, was über ihn gekommen war.

Aber was, wenn es mehr waren? „Er hatte ja seine P8.“ Er ließ die Hand den Rücken hinuntergleiten, griff in das Holster. „Leer! ...“ Ein eisiger Schrecken, der kurz seine Magengegend verkrampfte. Dann fiel es ihm wieder ein. Die lag im Auto, im Handschuhfach. Wie hatte er sie nur da liegen lassen können? Erste Regel: Immer vorbereitet sein, egal was kommt. Das hatte ihm schon oft das Leben gerettet, vor allem bei so einigen Aufträgen, die nicht so ganz legal gewesen waren.

Er lauschte kurz, drückte seine Atmung auf ein Minimum. Nichts zu hören, überhaupt nichts. Hier draußen wehte ein leichter Wind durch die Blätter, wiegte die Rosen vor dem Haus. Aber von drinnen kam nichts. Das hieß, dass niemand etwas sagen konnte, weil sie geknebelt waren oder sogar schlimmeres. Er merkte dass Panik sich seinen Weg hinauf schälte. „Seine Frau, Sophie...“

Bilder ihrer Leichname tauchten in seinem Verstand auf und sein Herz schlug wie wild. Er schloss einen Moment die Augen. Was auch immer passiert war, wenn er etwas retten wollte, so musste er ruhig bleiben. Ein verzweifelter Verstand, Sorgen, würden ihn verlangsamten und im entscheidenden Moment zögern lassen. Ein Zögern, das den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeutete. Es funktionierte. Die bewusste Atemkontrolle gab ihm seine antrainierte Ruhe wieder. Aber er war nicht ruhig. Eher angespannt, bereit in Sekunden das harte Training abzurufen, das jahrelange Ausbildung mit sich gebracht hatte.

Er öffnete die Augen wieder und huschte in der Hocke zum Auto, ließ dabei das Haus nicht aus dem Blick. Käme jetzt jemand heraus, so würde er sich gegen bewaffnete Gegner nicht wehren können, aber er konnte hinter das Auto gelangen, vielleicht sogar, bevor sie ihn sahen. Er öffnete die Wagentür, griff in das Fach und holte sich seine Waffe. Kurz den kleinen Hebel am Griff

betätigt, das Magazin glitt hinaus. Ein Blick hinein. 8 Schuss. Das musste reichen. Seine Gegner würden auch bewaffnet sein. Attentäter waren nie mehr als zu viert unterwegs. Nicht bei privaten Zielen. Das wusste er aus eigener Erfahrung. Zwei Schuss pro Gegner. Also durfte er es nicht auf einen Kopfschuss ankommen lassen. Dabei war die Fehlerquote zu hoch. Nicht, dass er nicht jedes Ziel zu 100 % traf, aber ein Abtauchen, Absinken, war bei so geringer Fläche zu einfach. Er musste auf die Brust zielen, traf am besten die Lunge. Das behinderte, lähmte im ersten Augenblick und würde später auch töten. Er schob das Magazin wieder hinein, entsicherte die Waffe und lud einmal durch.

Es ging zurück zum Haus und wieder an die Haustür. Nichts hatte sich verändert. Alex glitt langsam hinein, die Nerven aufs Äußerste gespannt. Der Laminat unter seinen Füßen knarrte nicht, obwohl er fest damit rechnete. Licht schien aus dem Wohnzimmer, direkt am Ende des Flurs auf der rechten Seite. Er sollte sich von rechts nähern, aber die linke Seite im Blick haben. Es könnte eine Falle sein, die ihn ablenken sollte, während die Gefahr bereits hinter ihm warten würde. Sehr langsam näherte er sich der Tür, Schritt für Schritt an der Wand entlang. Er sah die Jacke seiner Frau, die Stiefel von Sophie auf dem Boden. Also waren sie noch hier. Er erreicht den Türrahmen, versuchte angestrengt, den Raum auf der linken Seite zu durchsuchen. Aber es war zu dunkel. Wenn dort jemand wartete, so würde er in genau dem Moment reagieren, in dem Alex sich abwandte. Er sollte bereit sein. Ganz langsam wandte er sich in Richtung Wohnzimmer, machte den ersten Schritt hinein und hörte ein ganz leichtes Rascheln hinter sich.

Er drehte sich auf dem Boden, stieß sich ab und suchte sein Ziel. Er erkannte und drückte ab. Nicht eine Sekunde hatte es gedauert und die Gestalt, die er nur erahnt hatte, war verschwunden. Hatte er sie getroffen? Keine Zeit zu überlegen, der Angreifer durfte nicht die Chance bekommen zu reagieren. Er sprang auf, überwand die paar Meter bis in den angrenzenden Raum und

fand ... nichts. Keine Leiche, kein verwundeter Körper.

„Hast Du wirklich gedacht, dass es so einfach wäre?“ Er fuhr herum und sah, womit er hätte rechnen müssen. Wer sonst würde bei ihm einbrechen. Wer sonst wusste überhaupt von diesem Haus?

„Sie hat jeden Deiner Schritte vorausgesagt. Sie wusste es, bevor Du es überhaupt überlegtest“, sagte Tom.

Tom, der tot sein sollte. Tom, der einen Unfall gehabt hatte. Alex kam es nicht einmal in den Sinn, seine Waffe auf ihn zu richten. Sein Verstand versuchte das Unglaubliche einzuordnen, zu verstehen. Eine Sekunde, und Tom war neben ihm. Er biss ihn in den Hals und Alex merkte, wie es aus ihm herausgesaugt wurde.

„Vampir“, wurde ihm langsam klar. Doch es war zu spät. Er hatte eine Sekunde nicht reagiert. Bevor seine Augen brachen, sah er verschwommen einen weiteren Schatten auftauchen. Er versuchte ihn zu erkennen, aber seine Wahrnehmung wollte nicht mehr richtig funktionieren.

„Du hättest bei uns sein können. Ewig leben mit Deiner Frau und Deiner Tochter. Stattdessen wird nur Asche an Dich und Deine Familie erinnern.“

Alex verstand den Sinn der Worte schon nicht mehr. Er spürte nur, wie er immer schwächer wurde und dann sein Herz strauchelte. Er wollte schreien, kämpfen, sich wehren. Doch er war nicht mehr.

„Du weißt, was Du zu tun hast? Wollen wir doch mal sehen, ob wir das Schauspiel nicht vorziehen können. Es ist wichtig, dass der Mann nicht stirbt. Nicht sofort. Verletze ihn tödlich, aber lass ihm noch ein paar Stunden. Dein menschliches Wissen sollte Dir da hilfreich sein. Die Frau gehört Dir. Amüsiere Dich, wenn Du willst. Aber lass sie sterben. Sie darf auf keinen Fall überleben.“

Tom nickte. Er entblökte die Zähne, die schon wieder wuchsen. Es war nicht wichtig, warum er es tun sollte. Er konnte dieser Stimme nicht widerstehen und er wollte es auch nicht. Am Ende bekam er wieder seine Belohnung. Ihr Blut, das wie reines Feuer war, die Verheißung auf das Paradies. So machtvoll, so göttlich,

wie sie selber. Er zögerte nicht einmal, als er der Leiche den Schlüssel abnahm, war in Sekunden nur aus dem Haus und im Pickup.

Sein menschliches Leben, was bedeutete es im Austausch für die Ewigkeit? Tom? So hieß er einmal. Aber das war er nicht mehr. Er war das Schwert, der Vollstrecker einer Königin. Und er würde sie nicht enttäuschen. Er wendete den Wagen und verließ die Einfahrt. Sie schickte ihm die Bilder, wo er hin musste.

<<>>

„Schatz, vertraust Du mir?“ Sie lag wie immer in eine Decke gehüllt, seitlich den Kopf auf einem Kissen platziert und ich streichelte sie. Wir sahen einen der neueren Blockbuster des Pay TV. Es ging darum, dass man in Träume reisen konnte. In fremde Träume, um so Geheimnisse stehlen zu können. Im Endeffekt lief dann alles auf die eine Frage hinaus, was denn wirklich real war. Wenn man sich im Verstand alles vorstellen konnte, so wirklich und authentisch wie die Realität, woher wusste man was die Wirklichkeit war? Und konnte man das überhaupt klar unterscheiden? Mir gefiel dieses Thema. Es war wie eine Schlangengrube für die verschiedensten Thesen. So wie in Matrix. Wäre das ganze Leben nur ein Traum, wollte man aufwachen? Ich gab mich im Hintergrund diesen Gedanken hin, während wir dem Film folgten. Und aus heiterem Himmel stellte sie mir diese Frage und es war mir nicht klar, warum.

„Ja. Ich denke schon. Warum?“ Sie lachte und richtete sich auf. Sie nahm meine Hand, die sie eben noch gestreichelt hatte, hielt sie und drückte einen Kuss darauf. Dann blickte sie mich einfach nur an. *„Es kann sein, dass ich vollkommen falsch liege. Aber ich denke, dass Du mir vertrauen willst. Vom Verstand her es auch tust, aber vom Gefühl her noch nicht zu 100 %.“*

Ich wollte darauf was sagen. Ihr versichern, dass ich ihr mein Leben anvertraue, ich habe sie ja schließlich geheiratet. Sie legte mir den Finger auf die Lippen, bevor mir nur ein Wort herausschlüpfen konnte.

„Sag jetzt nichts. ... Ich will nur, dass Du es weißt. Was auch immer kommen mag, Gutes oder Schlechtes, ich liebe Dich. Und auch wenn Du es immer sein willst, ich liebe Dich nicht weniger, wenn Du nicht so perfekt bist. Mit allen

Schwächen und Fehlern. Die sind nicht wichtig, weil ... Du ... sie machst, oder gemacht hast. Nur Du bist mir wichtig, Dich liebe ich. Weißt Du das?“
„Ja“, antwortete ich. Ich wollte noch mehr sagen, aber es fiel mir nichts ein. Ein Kloss saß mir mit einem Mal im Hals und ich musste schwer schlucken.

Sie zeigte auf meinen Kopf. „*Da weißt Du es.*“ Lucy fuhr herunter bis auf meine Brust, beugte sich nach vorne und hielt ihr Ohr daran. „*Aber dort will ich Dich erreichen. Nicht jetzt, noch nicht einmal Morgen. Erst wenn Du soweit bist, wenn Dein Herz so weit ist. Und dafür haben wir alle Zeit der Welt. Du musst Dich nicht vor mir verstecken.*“ „*Ich weiß*“, sagte ich.

„*Und doch tust Du es. Du redest wenig über Dich selber. Das stört mich nicht, wenn Du es nicht willst. Aber Du brauchst auch keine Angst davor zu haben. Ich verlasse Dich niemals. Was auch immer war, ich werde Dich immer lieben. Ich habe nicht Mr. Perfekt geheiratet, sondern Dich und Du bist mein Mr. Right geworden.*“ Sie gab mir einen Kuss und verschloss meinen Mund vor jeder Antwort. Im Grunde wusste ich auch nichts dazu zu sagen. Sie sank wieder hinab auf das Kissen und ich streichelte sie wieder. „*Ich wollte nur, dass Du das weißt.*“ „*Ich liebe Dich mein Engel und das für immer. So unbeschreiblich sehr*“, sagte ich ihr und küsste sie in den Nacken. „*Ich Dich mehr. Immer zwei Mal mehr wie Du, Du weißt.*“ Sie drehte kurz den Kopf, sah hoch zu mir und lachte. Es vertrieb die seltsame Spannung, die eben noch im Raum lag. Es war etwas unangenehm gewesen, sie über solche Themen reden zu hören. „*Vielleicht, weil es genau den Kern traf*“, mein innerer Sarkasmus. Vielleicht war es genau das?

Wir folgten weiter der Geschichte des Filmes. Ein Traum in einem Traum, sogar drei übereinander. Ein verrückter Gedanke. Es sirrte klappernd auf dem Couchtisch. Ich brauchte einige Zeit, bis ich erkannte, dass das nicht im Film geschah. Lucy war schneller. Sie griff nach dem Handy und gab es mir. „*Alarmzentrale?*“ Fragte sie. „*Ach, Mist*“, entfuhr es mir. „*Ich muss daran gehen, es könnte was ernstes sein.*“

Ich drückte eine Taste und meldete mich. Was man mir sagte, konnte ich mir schon denken. Es passierte nicht oft, aber leider doch manchmal. „*Ja, ich gehe nachsehen*“, beendete ich das Gespräch

und gab Lucy mein Handy. *„Ich muss nochmal zum Laden. Wahrscheinlich ist es nichts, aber die Alarmanlage wurde nicht scharf geschaltet. Und da meine Chefin natürlich nicht an ihr Telefon gegangen ist, bin ich der Dumme.“* Wieso hatte ich auch den Schlüssel behalten? An meinem freien Tag? Hätte ich ihn in den Tresor gelegt, so wäre ich aus dem Schneider gewesen. Aber so?

„Ok“, sagte Lucy. *„Aber beeil Dich, ich warte auf Dich.“* Ein verheißungsvolles Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Sie richtete sich auf, ein kurzer Kuss und ich wandte mich widerstrebend meinem Rucksack in der Diele zu. Aus dem kleineren Fach vorne, kramte ich den geheiligten Schlüsselbund heraus und steckte ihn ein. In die Jacke und Schuhe geschlüpft und dann noch einmal in den Eingang zum Wohnzimmer geschlittert. Ich hauchte ihr einen Luft Kuss zu. *„Ich beeile mich. Bis gleich, Engelchen.“ Sei vorsichtig, nicht dass Dir was passiert.“* Ich lachte. *„Das ist immer blinder Alarm. Und trotzdem muss man gucken gehen. Wenn was ist und wir haben es ignoriert, so hagelt es von ganz oben. Bis gleich.“*

Ich huschte in den Flur und aus der Wohnungstür. Wieso konnte unsere Alarmzentrale nicht auch Streifen beschäftigen, die selber nachsehen führen? Aber das wäre auch wieder zu teuer. Und außerdem, bis die hier waren? Die Zentrale lag doch irgendwo in einem Kaff, mit ihren ganzen blinkenden Lichtern. Und tauchte eines nicht auf, so griffen sie zum Telefon. Heute ging es ja noch. Ich war an anderen Tagen schon um zwei Uhr nachts aus dem Bett geschmissen worden. Da war 23:30 Uhr schon fast eine menschliche Zeit.

<<>>

Die Wohnung von Mark und Lucy, nur ein paar Momente später *Nachdem Mark gegangen war, blieb sie noch einige Zeit auf der Couch sitzen. Sie versuchte der Handlung im Film zu folgen, doch merkte sie sehr schnell, dass es sie im Grunde überhaupt nicht interessierte. Lucy sah solche Filme nur wegen Mark. Sie genoss es einfach nur, wenn sie beisammen saßen und sich entspannen konnten. Wenn er sie so streichelte, fühlte sie sich an ihre Kindheit zurück erinnert. Ihr Vater hatte ihr genauso wie Mark jetzt, den Kopf gekraut und ihr dabei Geschichten vorgelesen. Sie*

fühlte sich damals geborgen und beschützt, genauso, wie Mark ihr jetzt auch immer das Gefühl gab.

Als er heute wiedergekommen war, war ihr direkt aufgefallen, dass irgendetwas nicht stimmt. Er war ein Stück weit abwesender, als er es sonst war. In einer anderen Welt mit seinen Gedanken. Sie sah es in seinen Augen. Er konnte es gut überspielen und sie ließ ihn in dem Glauben, dass es gelungen war. In den fast drei Jahren, die sie bereits zusammen waren, hatte sie die Kleinigkeiten bemerkt, die ihr sagten, was in ihm vorging. Mark konnte vielleicht alle anderen täuschen, aber sie sah mehr. Und wenn ihn etwas so sehr aus der Spur warf, wie das Treffen mit seinem Vater, dann wünschte sie sich, er würde es ihr erzählen. Aber ihr war klar, dass er selber es am Meisten brauchte, immer wieder zu sagen, dass alles in Ordnung sei. Deswegen hakte sie nie nach.

Es würde eine Zeit kommen, wo er darüber sprach. Und dann würde sie zuhören, für ihn da sein und ihm da durch helfen. Und bis es so weit war, konnte sie einfach nur warten. Er würde sich eines Tages ganz öffnen, das wusste sie. Ihre Mutter hatte ihr ein Zitat herausgesucht, durch das sie verstand, was mit Mark los war. „Ich erinnere mich an alles, an das ich mich erinnern möchte. Doch ich kann nicht vergessen, was ich vergessen mag.“ Ihre Mutter sagte, es wäre von Cicero. Lucy hatte ihre Mutter erstaunt angesehen, das hätte sie ihr nicht zugetraut. Sie arbeitete in einem Kindergarten, las diese kleinen Groschenromane, in denen es immer um die Liebe ging, Leidenschaft und ganz sicher viel Erotik. Sie verschlang sie geradezu haufenweise. Und von ihr so ein Zitat zu bekommen? Ihre Mutter winkte lachend ab. Sie hatte es selber von einer Freundin vor Jahren bekommen, als sie in einer Krise steckte. Sie sprach nicht weiter über diese Krise, doch Lucy wusste, was sie meinte.

Es war vor Jahren gewesen, als sie ihren Vater fand. Er hatte sich umgebracht, sich erhängt. Wie aus heiterem Himmel. Es war für keinen vorhersehbar gewesen, dass er überhaupt an so etwas dachte. Ihre Mutter verlor sich, sperrte sich in ihrer Wohnung ein.

Lucy versuchte damals auf jede Weise an ihre Mutter heran zu kommen, doch es war sinnlos. Sie ging nicht ans Telefon, öffnete nicht einmal die Haustür. Lucys Vater gelang es dann irgendwann sie dazu zu bewegen zum Arzt zu gehen. Sie waren geschieden und doch hatte er es geschafft zu ihr durchzudringen. Sie bekam Medikamente, wurde sogar für ein paar Monate stationär behandelt. In einer Nervenheilstation, wie ihr Vater versuchte es schön auszudrücken. Es war eine schlimme Zeit. Alle machten sich Sorgen, dass ihre Mutter genauso enden würde. Sie wirkte so verloren, so hilflos und war die ganze Zeit über abwesend. Man konnte mit ihr sprechen und doch gingen die Worte nur ins Leere. Damals hatte auch Lucy viel geweint, schon fast damit gerechnet, dass ihre Mutter nie mehr die Alte sein würde. Aber sie schaffte es. Sie bekam weiter die Tabletten und ab und zu verfiel sie in Depressionen. Einmal im Jahr, zum Jahrestag des schicksalhaften Momentes, hing sie wieder drin. Sie war zwar wiedergekommen, war wieder da und doch auch irgendwie nicht. Ihre Mutter sagte, dass ihr das Zitat geholfen habe. Sie habe so sehr versucht, diesen einen Tag zu vergessen, zu verdrängen, aber natürlich funktionierte es nicht. Sie erklärte Lucy, dass Mark es am Meisten bräuchte, seine eigene Vergangenheit zu vergessen. Die bekomme er aber nicht hin und so würde es immer wiederkommen. Mal stärker, mal schwächer. Er selber müsse erkennen, dass er es einfach annehmen musste. Als ein Teil seiner Vergangenheit und egal wie schmerzhaft, er dürfe nicht davor weglaufen. Als Lucy ihre Mutter fragte, was sie tun könne, antwortete diese nur: „Nichts. Einfach nur warten. Wenn er so weit ist, dann wird er kommen. Drängst Du ihn, zieht er sich zurück.“ Und da erkannte Lucy, wie tief ihre Mutter damals wirklich gefallen war. Aber sie sagte nichts weiter.

Lucy schaltete den Fernseher aus und stand von der Couch auf. Sie ging hinüber ins Bad und betrachtete sich einige Zeit im Spiegel. Sie würde sich gerne schminken, da sie einfach fand, dass das besser aussah. Aber Mark mochte es so lieber, deswegen ließ sie es. Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare, nahm die

Bürste aus dem Alibert und kämmte die zerzausten Stellen durch. Dann nahm sie das rosa Haarband, das er ihr einmal geschenkt hatte und band sich einen Pferdeschwanz. Auch darauf stand er, wenn es ihr selber auch nicht so sehr gefiel. Die kürzeren Haare an der Stirn kämmte sie herunter, so dass sich ein kleines Pony bildete. Natürlich wollten die Haare nicht so wie sie und so blieb ihr nichts anderes übrig, als den Fön zu Hilfe zu nehmen und die Form durch die heiße Luft zu festigen. Nach einigen Minuten war es annehmbar. Sie betrachtete sich seitlich im Spiegel. „Ja, das würde ihm gefallen.“

Sie ging hinüber ins Schlafzimmer und durchwühlte den Kleiderschrank, bis sie es in Händen hielt. Sie zog nicht gerne Kleider an, aber Mark war einfach hin und weg, sobald sie eines trug. Und sie wollte ihn wenigstens etwas von seinen Gedanken ablenken. Sie schlüpfte hinein, rauschte nochmal rüber ins Bad und ließ die Parfümflasche ein paar Mal husten. Jetzt fehlte eigentlich nur noch er. Es ging zurück ins Schlafzimmer. Sie schüttelte die Kissen aus, klappte die Decken nach oben. Es war jetzt alles vorbereitet. Morgen musste sie zum Frauenarzt. Und eigentlich hatte sie beschlossen, es heute anzusprechen. Das große Thema. Sie hatte es schon öfter in einen Nebensatz einfließen lassen, doch so richtig hatten sie nie darüber gesprochen.

Sie gingen beide auf die 30 zu. Eigentlich genau das richtige Alter. Sie wusste, dass sie nie jemanden anders lieben würde und wollte nur mit ihm alt werden. Und es fehlte nur noch eine Kleinigkeit für den Traum. Ein bisschen Sorgen machte sie sich ja schon wegen der Schmerzen, die dann kommen würden. Sie versuchte sich vorzustellen, wie ihr schmaler Bauch auf einmal dick sein würde. So richtig, gelang es ihr aber nicht. Mark würde ein toller Vater werden, das wusste sie. Aber das Thema heute ansprechen? Vielleicht nicht der passende Zeitpunkt?

Sie nahm sich vor, es in den nächsten Tagen auf jeden Fall anzuschneiden. Vielleicht würde ihm auch das aus seinen eigenen Problemen helfen?

Sie bemerkte einen Lufthauch an den Beinen, der den Saum des Kleides streifte und es um ihre Oberschenkel schwingen ließ. Sie blickte zum Fenster. Es war geschlossen. Hatte sie irgendwo eines aufgelassen? Sie konnte sich nicht daran erinnern, überhaupt eines aufgemacht zu haben. Vielleicht Mark? Er war ja sowieso ein Frischluftfanatiker. Anfangs musste sie noch bei geöffnetem Fenster schlafen, bis sie es endlich schaffte ihn zu überreden, sie geschlossen zu lassen.

Sie ging den Flur entlang, in die Küche, das Bad und schließlich in das Wohnzimmer. Dort bäumte sich die weiße Gardine weit in den Raum hinein. Sie schob sie bei Seite und sah, dass das Fenster ein Spalt weit offen war. War es nicht eben noch geschlossen gewesen? Sie hätte es doch bemerken müssen? Aber sie war auch sehr in Gedanken. Vielleicht war es nur angelehnt und der Wind hatte es nun aufgestoßen? Sie schloss es und entschied, sich über solche Kleinigkeiten keine Gedanken zu machen. Lucy wandte sich ab, ging Richtung Flur. Noch halb im Türrahmen, hörte sie ein Geräusch und drehte sich wieder um.

„Ich denke, das würde ihm gefallen. Es gibt sicher keinen Mann da draußen, der bei Deinem Anblick nicht die verschiedensten Gelüste verspürt.“

Im Wohnzimmer stand jemand. Wie war er dorthin gekommen? Ein glattrasierter Kopf, ein schwarzer Anzug und ein Lächeln, dem die restliche Miene nicht zu folgen schien. Ihre Gedanken schossen quer. Was sollte sie tun? Sie sah sich in die Küche stürmen, ein Messer aus der Schublade greifen, mit dem sie sich wehrte. Aber sie war nicht stark, hatte nie irgendwelchen Kampfsport oder wenigstens Selbstverteidigung trainiert. Er würde ihr das Messer abnehmen. Aber vielleicht gab es eine klitzekleine Möglichkeit ihn so in Zaum zu halten? Klitzeklein war einfach zu klein.

Sie spurtete los, der Flur flog in Sekunden an ihr vorbei und sie streckte die Hand zur Wohnungstür aus. Sie schaffte es, drückte die Klinke herunter und riss die Tür auf. Bevor der Spalt breit genug war, dass sie sich durchquetschen konnte, ließ sich die Tür

nicht mehr bewegen. „Ich bin schneller, als Du es je sein wirst.“ Er stand direkt neben ihr, hielt seinen Fuß vor der Tür und drückte sie jetzt langsam wieder zu. Sie strengte sich so sehr an, wie sie konnte, zog mit aller Kraft, doch er schloss sie mühelos. Sie wich einen Schritt zurück, setzte an um nach Hilfe zu rufen, doch eine kalte Hand presste sich auf ihren Mund. Sie versuchte zu treten, um sich zu schlagen, traf mehrmals, aber er ließ nicht locker. Sie spürte, dass er sie hochhob, mit ihr ins Schlafzimmer ging und sie auf das Bett schmiss. Für ein paar Sekunden war sie frei. Mit aller Kraft, die sie hatte, die die Angst noch mehr verstärkte, schnellte sie zur Seite, ihre Beine berührten den Boden, doch sie wurde am Pferdeschwanz zurückgerissen. Ihre Kopfhaut brannte, die Augen tränten wie von selber und so langsam immer stärker stieg die Panik auf. Er lag auf ihr, hielt ihr wieder den Mund zu. Mit letzter Kraft versuchte sie sich immer noch zu wehren, spannte alle Muskeln zum Zerreißen an, aber sie schaffte es einfach nicht, ihn loszuwerden. Aus Reflex öffnete sie den Mund soweit sie konnte und merkte, dass seine Hand weiter hinein glitt. Und dann schnappte sie zu, biss wie noch nie in ihrem Leben die Zähne aufeinander, die sich mühelos in seine Hand gruben. Sie war seltsam zäh, wie totes Fleisch, dass man versuchte roh zu essen. Er schrie auf und sie merkte, wie sich ein eisiger Geschmack in ihrem Mund sammelte. Er sprang von ihr herunter und sah sie fast überrascht an. „Was hast Du getan?“

Sie konnte ihre Gedanken nicht ordnen, verstand nicht, warum er so reagierte. Die Panik war wie weggeblasen. Sie spürte wie ihr flüssiges Feuer die Kehle herunter rann und sich immer weiter durch den ganzen Körper zog. Die Fensterscheibe zersprang. Lucy hörte die Glasscheiben klirren und wie in Trance verfeinerte sich das Geräusch, gab ein Glockenspiel der verschiedensten Töne wieder. „Ich wollte sie gerade töten, Herrin.“ Er verbeugte sich vor einer wahren Schönheit, die jetzt im Raum stand. „Finde ihn und versau es nicht schon wieder.“ Er verschwand ohne weitere Antwort aus dem Fenster. Lucy nahm es gar nicht richtig

wahr. Es erschien ihr falsch und doch auch so stimmig. Die Schönheit setzte sich zu ihr aufs Bett, löste das Haargummi und streichelte ihr durch die Haare. Sie küsste Lucy auf den Mund, liebte dann ihren Hals. Lucy spürte den sanften Druck und den kurzen Schmerz zweier kleiner Nadeln. Danach fühlte sie Ekstase, einen Strudel an Emotionen, wie sie ihn noch nie erlebt hatte. Einige Zeit später endete es abrupt und sie merkte, wie ihr Herzschlag immer langsamer wurde. Sie fühlte einen Frieden nahen, denn sie sich vom tiefsten Innern aus zu wünschen schien.

„Lucy. Meine liebe Lucy. Willst Du für immer lieben?

Für immer leben und nie alt werden?

Dem Strom der Gezeiten trotzen und mit mir die Ewigkeit verbringen?“

Lucy antwortete ohne ihr eigenes Zutun: „Ja, oh ja, das will ich.“

„Geben wir dem Schicksal, was es will.“ Dabei fuhr die Schönheit sich mit den Nägeln über den Unterarm. Lucy sah das tiefrote Blut hinab laufen und wieder ohne Willen, leckte sie es ab und presste ihre Lippen auf die Wunde, an der sie anfang zu saugen. Die Ekstase, die es erweckte, war weit stärker, wurde fast unerträglich. Ihre Sinne, Empfindungen wurden bis an das Äußerste gedehnt und dann hörte es auf. Sie spürte Schmerzen, Krämpfe und unerträgliche Zuckungen im ganzen Körper. „Hab keine Angst“, sagte die Schönheit. „Es ist nur der Leib der stirbt. Du wirst Dich wieder erheben.“ Und Minuten später tat Lucy genau das.

Sie nahm die Hand der Rothaarigen und folgte ihr in die Nacht hinaus. Sie hatte keine Angst mehr, empfing ihr neues Reich, das nur auf die Entdeckung wartete. Mark? Lucy? Die Namen sprudelten in ihrem Verstand herum, fanden noch Bilder und Erinnerungen, die aber schon langsam verblassten.

<<>>

Ich schloss das Eisentor vor dem Parkplatz auf, öffnete es so weit, dass ich hineinschlüpfen konnte. Fast gespenstisch wirkte es hier. Der leere Parkplatz, die hohen Häuser ringsum, deren Balkone zum größten Teil hierhin gerichtet waren. Vereinzelt sah ich erhellte

Fenster, schnelle Lichtblitze, die das Spiel des Fernsehers projizierten. Der Himmel war klar, teilweise sah man die Sterne und natürlich das Viertel der weißen Scheibe. Es war ungewohnt, um diese Zeit über den Parkplatz zu laufen. Sonst kam man hier nur mit Mühe durch. Jede freie Ecke vollgestopft mit den verschiedensten Fabrikaten, Einkaufswagen, die über den Asphalt schepperten, als gäbe es kein Morgen mehr. Jetzt dagegen?

Nicht ein Geräusch. Selbst der Wind schien zu schweigen. Sehr unnatürlich und ich merkte, dass mir doch ein Schauer über den Rücken lief, den ich wohlwissend ignorierte. „*Schisser*.“ Die Stimme meiner eigenen Illusion. Ich bedankte mich mit einem bösen Blick nach innen, den natürlich keiner wahrnahm. Ich erreichte das Ziel meines Weges.

Unscheinbar, nur eine kleine weiße Box neben der Eingangstür, mit Diode und Infrarotempfänger. Ich freute mich, das rote Licht leuchten zu sehen. Das hieß, dass die Alarmanlage scharf war. Und des Weiteren, dass ich vollkommen umsonst hier erschienen war. Beim nächsten Anruf würde ich ihnen das Passende sagen. Es muss ja wirklich eine fordernde Aufgabe sein, wenn man es nicht hinbekam zu unterscheiden, ob jetzt eine Lampe blinkte oder eben auch nicht. Aber wahrscheinlich waren sie noch nicht mal schuld. Die Packer hatten einfach zu spät die Alarmanlage scharf geschaltet. Der Anruf und ihre Scharfschaltung, konnten parallel gelaufen sein. Na ja, so hatte ich wenigstens noch was frische Luft abbekommen.

Ich wandte mich ab, bereit mich wieder auf den Rückweg zu machen, als ich ihn sah. Kahler Schädel, schwarzer Anzug. Er schritt geradewegs durch die Öffnung im Eisentor. „*Na, heiter*.“ Er dachte doch nicht wirklich, dass er jetzt was einkaufen könne? So abwegig der Gedanke auch war, ich hatte schon Schlimmeres erlebt. Ein Kunde, der um elf in den Laden spazierte, weil die Hintertür nicht abgeschlossen war. Es wunderte ihn nicht, dass keine Kassiererin mehr zu sehen war, dass auch sonst kein weiterer Kunde herumlief. Und als ich ihn dann rausschmiss, beschwerte er sich sogar. Er wollte doch nur eine Kleinigkeit kaufen.

Der Typ da vorne, egal ob Anzug oder nicht, war bestimmt auch so ein Genie. „*Sie dürfen hier nicht rein. Haben Sie mal auf die Uhr geguckt?*“

Rief ich ihm zu und machte mich in seine Richtung auf den Weg. „*Ich habe leider keine.*“ Intelligenzbolzen, ganz sicher. Ich seufzte innerlich, bereitete mich auf eine Diskussion vor. „*Es dürfte mittlerweile schon um die zwölf, halb eins sein. Wenn ich also bitten dürfte?*“ Ich baute mich vor ihm auf und zeigte Richtung Tor. Er reagierte nicht, blickte mich nur weiter an. „*Ok, dann motivieren wir ihn mal*“, sagte ich mir selber und musste aus Vorfreude innerlich lachen. „*Sie können ja hier bleiben. Ich schliesse das Tor wieder ab, Sie sind also sicher. In sechs Stunden kommt meine Kollegin. Machen Sie in der Zwischenzeit Ihre Einkaufsliste, gucken Sie sich die Sterne an oder zeichnen Sie sich eine Uhr. Ich würde eine Digitale nehmen, da brauchen Sie keinen Kreis zu malen, der hinterher nur aussieht, wie ein Ei. ... Eine angenehme Nacht.*“ Ich wedelte mit dem Schlüsselbund und ging an ihm vorbei.

Ich wartete auf Protest, auf eilige Schritte, die mir folgen würden. Ich hörte nichts und doch stand er auf einmal vor mir und ehe ich mich versah, schlug er zu. Ich merkte, wie eine Rippe brach, ein scharfer Schmerz in meine Lunge schoss, so dass ich nur noch flach atmen konnte. Ich sah den Tritt, versuchte auszuweichen, aber war zu langsam. Ich hob vom Boden ab, landete hart auf dem Asphalt und rutschte zurück bis zur Einkaufswagenbox. Das Eisen grub sich tief in meinen Rücken, mein Kopf wurde vom Aufprall nach hinten gerissen und schlug an die Stangen. Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen, mir wurde schwindelig und Blut schoss mir in den Mund, das ich ausspuckte. „*Er wird Dich töten*“, wurde mir klar. Ich versuchte mich aufzurichten, stütze mich unter unerträglichen Schmerzen auf die Arme, als er mir sie einfach wegtrat. Ich schrie auf, noch nie in meinem Leben hatte ich das getan. Aber die Schmerzen waren abseits alles Möglichen, so tief und wild gruben sie alles durcheinander und fanden Nerven, die ich nicht kannte. Ich sah auf meine Arme, die ich nicht mehr bewegen konnte. In meinem Ohr hallte das unnatürliche Knacken der Knochen nach und ich erkannte mühsam, was er getan hatte.

Ich war hilflos. ... Ich. Ich konnte nichts tun, mich nicht mehr wehren. „*Bitte. ... Töten Sie mich nicht.*“ Wie wild suchte ich die Umgebung nach Hilfe ab, nach irgendeinem Ausweg. Ich fand nichts. Er beugte sich über mich, blickte mir tief in die Augen. „*So*

zerbrechlich.“ Sagte er und ich erblickte viel zu lange Eckzähne in seinen Mundwinkeln. Er packte mich am Gesicht und drückte so fest zu, dass mir jetzt auch noch der Kiefer schmerzte. Ich spürte eine brennende Berührung am Hals und dann war er einfach weg.

Erleichtert atmete ich auf, dass von den schlimmsten Schmerzen begleitet wurde. Ich versuchte die Arme zu bewegen, aber nur tiefe pochende Schmerzen, die wie in Wallungen verstärkt wurden. Ich bewegte meine Beine. Sie waren unverletzt. Ich bog sie, hob die Knie und versuchte ein Gegengewicht zu schaffen, so dass ich mich aufrichten konnte. Tausend Nadeln in der Brust und ein Husten, das meinen Mund wieder nur mit Blut füllte, waren das Ergebnis. Und noch etwas fiel mir auf.

Meine Jacke glänzte in der Nacht, war getränkt von irgendetwas. Als ich mich vorsichtig weiter hinunter beugte, erkannte ich, woher es kam. Es lief mir am Kinn herunter, in kleinen Rinnsalen landete es auf meiner Hose. Es war mein eigenes Blut, das ich nicht stoppen konnte. Und da wusste ich, dass es aus war. Ich konnte nichts mehr tun, nur warten, bis es nicht mehr floss und ich tot war. Ich fing an zu weinen, dachte an Lucy. In schickte ein stummes Gebet an den Himmel, dass er wenigstens ihr Glück schenken möge. So langsam wurde ich träge. Meine Augenlieder schlossen sich von alleine immer weiter, die Atmung wurde langsamer. Und auch die Schmerzen verschwanden zum Teil, wurden erträglicher.

Etwas landete vor mir auf dem Boden. Die Einkaufswagen hinter mir vibrierten von der Erschütterung. Ich hielt es nur für eine Illusion, ein Bild meines sterbenden Körpers. Ein Ungetüm, Fell, ein großes Maul, aus dem mir heißer Atem ins Gesicht wehte. Das Ding grollte, knurrte und sein Sabber tropfte mir direkt auf die Kleidung. Es beugte sich noch weiter hinunter, die Schnauze wanderte über meinen Körper und machte auf einmal halt.

Fast amüsiert sah ich die Nasenflügel vibrieren, wie bei einem Hund, der einer Fährte folgte. Was wurde das hier? Ein Vampir verletzt mich tödlich und ein Wolf frisst mich dann auf? Ich war ganz sicher schon im Delirium, der Blutverlust ließ meinen Verstand abtreiben und Halluzinationen sehen.

Dann biss es zu. Meine Schulter knackte und brach. Rasiermesser

gruben sich in das Fleisch und ich schrie auf vor Schmerzen. Ich trieb ab, versank in einen Strudel aus Dunkelheit und wirren Träumen.

Kapitel 10

Ein Club zur Abendstunde, direkt nach Sonnenuntergang

Die Boxen dröhnten von den Bässen, vibrierten im Rhythmus, der alles beherrschte. Die Neonlichter an den Decken, schickten in allen Variationen ihre Farben in die Menge an Körpern. Sie tanzten in Bewegungen, einstudiert oder frei aus dem Geist. In Paaren und auch einzeln, mit dem suchenden Blick nach dem Glück für eine Nacht. Es war berauschend.

Lucy konnte die Gedanken, die Empfindungen jedes Menschen hier aufnehmen. Arah hatte ihr gezeigt, wie sie es kontrollieren konnte, gerade als es zu viel wurde. Lucy brauchte sich nur einen auszusuchen und konnte mit ihm leben, über ihn in sein Leben einsteigen. Sie saßen an einem Tisch in einer Ecke, wo sie die Lichter nicht trafen. Arah meinte, es wäre besser so. Sonst würden sie kommen, sie umschwirren, wie die Bienen den Honig. Und erst einmal, sollte das nicht passieren. Tom saß auf der anderen Seite neben Arah. Für Lucy war es leicht abzulesen, was er von dem Ort hielt. Ein Sündenfoul, der Verfall der Sitte und die Hingabe an ein Laster. Das waren Fetzen von Gedanken, die sie von ihm empfing. Tom hatte sich unter Kontrolle, sperrte seine Gedanken ein, doch wenn sie sich anstrengte, konnte sie eintauchen.

Er blickte sie jetzt an. „*Lass das*“, fuhr er sie mit einem wilden Ausdruck in den Augen an. „*Du machst es mir einfach zu leicht*“, antwortete sie mit einem süßen Lächeln. „*Nein. Tue ich nicht. ... Warum ist sie stärker als ich?*“ Wandte er sich an Arah. Sie ließ ihren Blick von der Tanzfläche zu ihm gleiten. „*Zweifelst Du an meinen Entscheidungen?*“

„*Nein. Natürlich nicht.*“ Er senkte ganz schnell den Blick, hielt den Boden in seinem Bann. Lucy hatte das Aufblitzen gespürt. Das kurze Auftauchen von Wut und unbändigem Zorn. Gut für Tom, dass er klein beigab. Ihm, wie auch ihr, war klar, was sie sonst getan hätte.

„*Wie lange noch?*“ Fragte Tom Arah jetzt. „*Geben wir Lucy ein paar Minuten und dann geht es los.*“ Sagte sie an Tom gerichtet, wandte sich zu Lucy und flüsterte ihr ins Ohr: „*Na los, Kleine. Ich weiß doch, dass Du Dich nicht zurückhalten kannst.*“

Lucy sprang auf und mischte sich unter die Tanzenden. Arah hatte ihr nicht gesagt, wohin es ging, was sie tun würden, nur dass sie sich schick machen solle. Und das hatte sie getan. Sie hatte sich in mühsamer Kleinarbeit einen Dutt geschaffen, den kurzen Pony herunter gekämmt und auch das Haarspray viele Male husten lassen. Sie trug ein schwarzes schlicht geschnittenes Kleid, das ihr nur knapp bis zu den Oberschenkeln reichte. Der Rücken war frei und nur ein Träger am Hals, hielt es hoch. Erst schien es ihr zu gewagt. Doch als sie das Etikett entdeckte, wusste sie, dass es aus einem der teuersten Läden der Stadt stammte. Und einmal reingeschlüpft, konnte sie nicht mehr widerstehen. Schwarze Stiefel, eine feine Seidenstrumpfhose und der Auftritt war perfekt.

Sie ließ die Töne die Kontrolle übernehmen, schwang im Rhythmus, mal schneller und mal langsamer. Sie schloss die Augen, gab sich ganz dem Moment hin. Sie roch die schwitzenden Körper, spürte die Wärme der pulsierenden Herzen um sich herum und fühlte sich wie im puren Paradies. Bald merkte sie, dass sich ihr jemand näherte. Ein junger Typ, die Haare glatt nach hinten gegelt. Aber sie sah noch mehr.

Sie sah die Bilder, die er von ihr hatte. Sah und spürte, wie stark sein Wunsch war, sie zu besitzen, zu unterwerfen und auch den Willen zu brechen. Sie empfing Erinnerungen von verprügelten Frauen, spürte seinen eigenen Größenwahn, die Macht die es ihm gab, wenn er triumphierend über ihnen stand. Sie spürte die Vorfreude, wenn er entdecken würde, dass es diesmal er war, der sich unterwerfen würde. Und dass es trotzdem nur ein Ergebnis geben konnte. Er würde sterben. Der Typ war heran, umarmte sie von hinten und drückte sich an sie. Er drehte sie herum, versuchte sie zu küssen, zu umarmen und überall zu berühren. „Später“, hauchte sie ihm zu und glitt tiefer in die Menge. Sie drehte sich zu Arah um, doch die war nicht mehr auf ihrem Platz. Sie streckte ihre Sinne aus und entdeckte sie neben dem DJ oben auf der Anhöhe.

Die Musik verstummte und die Lichter gingen an. Als der DJ zwischen den Tanzenden auf den Boden stürzte und man das Knacken seines Genicks hörte, bewegte sich auch keiner mehr. Lucy sprang und landete neben Arah auf der Anhöhe. Sie sah die Masse

an Menschen, die einfach nur da stand und auf Arah blickte. Tom stand vor der Eingangstür und hielt sie geschlossen. „*Machst Du das? Hast Du sie so in Deinem Bann?*“ Fragte Lucy fast unhörbar. Die ganze Halle war mucksmäuschenstill, nichts regte sich und niemand rührte sich.

„*Die Jahrtausende bringen so manch hilfreiche Fähigkeit mit sich*“, sie lächelte sie böse an. „*Den willst Du haben?*“

„*Ob ja. Seine Seele gehört mir. Ich werde es genießen seinen Verstand zu zerstören. Seinen Glauben und seine Stärke will ich nehmen, wenn er den letzten Hauch ausstößt.*“ Sagte Lucy.

„*Tom hat sich auch schon jemanden ausgesucht. Ein kleines zerbrechliches Weibsstück. Fast zu unschuldig und zu rein für ihn. Oder genau deswegen so passend.*“ Arah lachte wieder, diesmal leiser, fast als wäre es in sie selber hinein. „*Die Anderen brauchen wir. Rührt sie nicht an.*“ Arah blickte auch zu Tom hinüber, der durch ein Nicken zeigte, dass er verstand.

„*Meine lieben unschuldigen und vergänglichen Kinder. Sagt mir, was bietet das Leben, was die Unsterblichkeit nur noch interessanter macht? Ich biete Euch eine Gelegenheit zu wählen. Wollt Ihr den Tod, Verfall, Alter und Krankheit? ... Oder ewiges Leben, Schönheit und Freiheit für immer?*“

Arah sprang von der Anhöhe herunter, landete sanft und durchschritt die Masse, die ihr weiter mit voller Aufmerksamkeit folgte.

„*Entscheidet Euch jetzt, oder vergeht für immer.*“ Arah blieb in mitten der Menge stehen und hob die Arme. Alle fielen auf die Knie, senkten den Kopf und ließen im Chor erklingen: „*Meine Königin. Du bist die Zukunft, das Ende und die Erlösung der Qual. Ich wähle Dich für immer.*“

Als Lucy diese Szene sah, die zu sehr an ein Theater, ein Schauspiel erinnerte, wühlte etwas in ihren Gedanken. Etwas, das sich nicht fassen ließ. Und doch blinkte eine Frage auf. Was, wenn diese Menschen da unten, nur taten, was Arah wollte? Es keine Entscheidung war, sondern nur ihre große Kraft, die sie sie wie Marionetten beherrschen ließ. Arah sah hoch zu ihr und lächelte. Lucy hörte ihre Stimme in ihrem Kopf. „*Was würde es ändern? Ob ich Ihnen sage, was sie tun sollen oder sie sich in Todesangst auf dem Boden winden und sich so oder so ergeben? Der Anblick so, ist doch prächtiger.*“ Lucy

konnte nur zustimmen. Und ein weiterer Gedanke wehte durch ihren Verstand, irgendetwas, was mit ihrer Vergangenheit zu tun hatte. Aber er war weggewischt, wie weggeblasen, bevor sie ihn ergreifen konnte. Sie sprang jetzt auch herunter und ging zu ihrem Auserwählten. Die Vorfreude pulsierte durch ihre Adern, ihre Sinne wurden noch schärfer und die Eckzähne wuchsen heraus. „*Gib ihn frei, ich will jagen*“, sagte Lucy. „*Mit Vergnügen, mein Kind.*“

Er erwachte aus seiner Erstarrung und spurtete los. Lucy war vor ihm, bevor er nur ein paar Schritte gemacht hatte und schlug zu.

Er rutschte über den Boden bis zur Eingangstür des Clubs, kam neben Tom zum Stillstand. „*Finger weg, der gehört mir*“, sandte Lucy ihm die Worte zu und Tom zog sich zurück. Lucy beugte sich herunter und flüsterte dem Schläger ins Ohr: „*Renn. ... Renn für mich. Lauf um Dein Leben. Denn ich werde Dir Dein Herz herausreißen und es aussaugen, wie eine überreife Tomate. Also lauf. ... Pump es voll für mich, dass Deine Adern platzen.*“ Und er stieß die Tür auf und rannte los, in Panik und ohne Ziel. Oh, das versprach gut zu werden. Lucy drehte sich kurz um, nickte Arah zu und rauschte ihm hinterher. Ihr Körper löste sich auf, wurde zu einem Schatten, kaum wahrnehmbar. Er folgte der Spur aus Entsetzen und Todeskampf, die in der Luft lag.

Der Schatten kroch die Häuserecken entlang, schlüpfte in das Schwarz hinter einer Straßenlaterne und tauchte aus dem dunklen Grau eines Schornsteins auf der anderen Straßenseite, wieder auf. Es flimmerte leicht, die tiefschwarze Masse verfestigte sich, zog sich in die Länge und formte ihren Körper wieder.

Sie blickte vom Rand des Daches hinunter, sah die Straßenlaterne gut 500 m entfernt aus dem Zement ragen. Als es das erste Mal passiert war, hatte sie die Panik ergriffen. Sie fühlte, wie sich ihr Körper auflöste und sie nichts dagegen tun konnte. Arah sprach zu ihr, beruhigte sie. Sie erklärte ihr, dass sie sich konzentrieren müsse. Es sei nichts Erschreckendes, sondern eine Gabe. Eine Meistergabe, die nicht jeder erhielt. Tom, könne das z.B. nicht. Arah erklärte ihr, dass sie in jeden Schatten springen könne und in einem anderen wieder auftauchen. Es war nichts weiter als ein Schattenschritt. Sie waren Wesen der Schatten und ab einem bestimmten Grad der

Macht, konnten sie diese beherrschen. Und Arah sagte ihr, dass so ein Schritt ohne Begrenzung sei. Man könne hier eintauchen und auf der anderen Seite der Welt wieder herauskommen. Aber das erfordere viel Konzentration und Übung. Deswegen versuchte Lucy es einfach zwischendurch.

Die Entfernung gerade, war das Weitesten, das sie bis jetzt geschafft hatte. 500 m. Eine Leistung. Und trotzdem bereitete es ihr immer noch Unbehagen, sich von ihrem festen Körper zu lösen. Sie streckte ihre Sinne aus, ließ sie alleine suchen und fand es. Auch genauso, wie Arah es ihr gezeigt hatte.

Er drückte sich zwei Straßen entfernt in einen Hauseingang und versuchte seinen Atem zu beruhigen, während er abwechselnd die Straßenseiten in panischen Blick gefangen hielt. Würde sie einfach herunterspringen und auf ihn zugehen, würde er weglaufen. Sie wieder hinterher und letztendlich würde er aufgeben. Er würde flehen und jammern. Aber irgendwie reichte das ihr nicht. Sie hatte die Schmerzen gesehen, die er seinen Opfern zufügte, die Angst unter der sie gelitten hatten. Und das wollte sie ihn spüren lassen. Aber viel heftiger und konzentrierter. Als wenn die Hölle selbst gekommen wäre, um ihn zu richten.

Sie bemerkte, dass der Schatten des Schornsteins sich bewegte. Er fing an zu wabbern und Schlieren zu werfen, als würde er flüssig. Mit einem Mal schossen schwarze Strahlen daraus hervor und umfingen ihre Hände. Ihr Verstand sagte ihr, dass sie weglaufen sollte. Doch das in ihr, das Übernatürliche, hielt sie an ihrem Platz. Die Schatten wanden sich um ihre Arme nach oben bis zu den Augen und tauchten mit einem Ruck dort ein. Sie wurde nach hinten geschmissen und verlor kurz die Orientierung. Es brannte in ihrem Körper, sie wand sich, schlug um sich, kratzte sich und dann hörte es auf einmal auf.

Langsam richtete sie sich wieder auf und blickte an sich herunter. Es war alles wie vorher. Nur ihre Hände. ... Die Nägel waren tiefschwarz geworden und auf den Innenflächen zogen sich schwarze Linien, die den Adern folgten. Sie gingen den Arm entlang bis hoch zum Ellenbogen. Es sah aus, wie tätowiert. Überall schwarze sanfte Linien, die jetzt zur Haut gehörten. Sie wischte sich

darüber, aber natürlich verschwanden sie nicht.

Und erst jetzt bemerkte sie, dass sich ihre Wahrnehmung verändert hatte. Alles wirkte etwas matter, dunkler, wie abgeschwächt. Und doch sah sie pulsierendes Leben in grellen Farben. Sie konnte den Schläger von hier aus sehen. Erkannte den Takt seines Herzens, die sich öffnen und schließenden Adern im Körper, so wie den glitzernden Schweiß auf seiner Haut. Sie sprang vom Dach und landete auf der Straße. Sanft, kein Aufprall, so wie sie es gewohnt war. Die Straße war kurz zu einer schwarzen Fläche geworden, die ihren Körper begrüßte.

Also von dem hier hatte Arah nichts erzählt.

Sie hörte es hinter sich Quietschen, viel zu laut, fuhr herum und bereitete sich innerlich auf den Aufprall und die Schmerzen vor. Der Audi rauschte in sie hinein, sie wartete auf die Wucht des Ansturms, ... doch nichts geschah. Die Front des Audis beulte sich ein, die Frontscheibe brach und der Fahrer wurde in das Lenkrad gedrückt. Der Wagen war gestoppt worden, ohne dass er sie überhaupt berührte. Er war mit etwas zusammengestoßen. Mit schwarzen Schlieren, die sie nun umgaben. Sie versuchte etwas. Sie stellte sich ein Bild vor und ... es passierte. Das Auto wurde angehoben, die Schatten, die nun aus ihr und um sie herum zu kommen schienen, umspülten den Wagen. Und dann warfen sie ihn in die Luft, als wäre er nichts. Sie betrachtete ihre Hände, sah wie die schwarze Masse sich zurückzog, in ihren Adern verschwand und nur noch diese Tätowierungen zu sehen waren.

Sie erblickte sich im Fenster gegenüber, das nur schwach das Mondlicht reflektierte. Aber für sie reichte es, um alles zu erkennen. Ihre Augen waren tiefschwarz geworden, das Blond der Haare war ebenfalls verschwunden, nur die feuerroten Lippen, blinkten wie eh und je. Bei genauerer Betrachtung entdeckte sie diese hauchfeinen dünnen Linien auch um die Züger ihrer Augen. Aber der Anblick erschreckte sie nicht. Irgendwie gefiel ihr, was sie sah. „Die Schatten beherrschen“, hatte Arah gesagt. Sah das dann so aus?

Sie hatte den Typen nicht vergessen. Er hatte sich mittlerweile beruhigt und den Eingang verlassen in dem er sich versteckte. Er ging mit Gelassenheit und neu gefundenem Selbstvertrauen die

Straße entlang. Im Geiste sah er sich schon ein neues Opfer suchen. Und Lucy griff auf die neuen Fähigkeiten zu. Sie machte es nicht bewusst, es lief wie von selbst.

Die Schatten um den Schläger verdichteten sich, folgten und verschluckten ihn schließlich. Sie trugen ihn in einen Raum ohne Licht, ohne Leben. In die Schatten selber. Und Lucy folgte ihnen. Der Typ wimmerte, sah sich einer Dunkelheit ohne Ausweg gegenüber. Hilflos, ohne Feind, ohne Ziel zur Gegenwehr. Herausgerissen aus dem Leben, der bekannten Dimension in eine eiskalte Schwärze. Als er Lucy auftauchen sah, bettelte er um den Tod. Er wollte die Erlösung um zu vergessen, was ihn berührt und was er hier gesehen hatte. Das Nichts, die pure Nichtexistenz. Lucy zögerte nicht eine Sekunde. Sie riss ihm das Herz aus der Brust und die Schatten glitten in den Körper. Sie verzehrten ihn von innen heraus und lösten jegliche Spur seines Lebens. Es blieb nichts übrig. Kein Tropfen Blut, überhaupt nichts erinnerte daran, dass er jemals hier gewesen war. Doch Lucy spürte, dass sein Leben nicht verloren gegangen war.

Sie war eine Verbindung mit den Schatten eingegangen. Sie gab ihnen Opfer und die Schatten nährten ihren Körper. Ein Zusammenspiel der Kräfte und des gleichen Hungers. Sie glitt wieder hinaus, betrat die normale Welt und stand wieder auf der Straße.

Es wurde Zeit, Arah zu suchen. Sie musste ihr so einiges erklären. Lucy wusste sehr genau, dass Arah das hier mit keiner Silbe erwähnt hatte. Vielleicht wusste sie es überhaupt nicht? Auf jeden Fall hatte sie nicht solche Spuren am Körper, das wäre Lucy definitiv aufgefallen. Was war hier passiert?

Diesmal hatte sie keine Angst davor in die Schatten zu springen. Ein Stück weit gaben sie ihr jetzt Schutz. Denn jetzt waren sie mit ihr tief verbunden.

<<<>>

Ein kleines Büro in einer unbedeutenden Kleinstadt

Er begleitete sie zur Tür, öffnete diese und ließ die Frau hinaus. Sie drehte sich noch einmal um, die Tränen liefen ihr die Wange herunter. „Bitte finden Sie sie.“ Sagte sie unter Schluchzen.

„Das werden wir. Machen Sie sich keine Sorgen. Bevor man alle Puzzleteile zusammen hat, sieht es immer schlimmer aus, als es in Wirklichkeit ist. Ich bin sicher, es geht ihnen gut.“ Er lächelte dabei, drückte ihr leicht die Schulter. *„Kopf hoch und nicht den Mut verlieren. Ich melde mich bei Ihnen, wenn ich mehr weiß.“*

Sie schaute ihn dankbar an, das Schluchzen wurde etwas weniger. Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und verließ das Büro. Er schloss die Tür hinter ihr und sah ihr durch die Glasscheibe zu, wie sie im Aufzug verschwand. Dann ging er zurück an seinen Schreibtisch.

Er nahm die Bilder des vermissten Paares, betrachtete sie einige Zeit. Wirklich ein seltsamer Fall. Er glaubte nicht so sehr an das Auftauchen der Beiden, wie er es der Mutter versichert hatte. Verbrechen geschahen oft, die grausamsten Schauplätze hatte er in seinen zehn Jahren im Job schon besucht. Aber was diesen Fall davon unterschied?

Die Leichen fehlten und eigentlich auch das Blut. Es gab in der Wohnung keine Spuren eines Kampfes. Nur das Schlafzimmer war durcheinander. Das Bett war durchwühlt, das Haargummi darauf und ein vereinzelter Blutstropfen auf dem roten Teppich, den die Spurensicherung ohne seinen Hinweis, fast übersehen hätte. Das zerstörte Fenster, an dem durch die Wölbung der übrigen Glasscherben im Rahmen, zu erkennen war, dass es von außen zerbrochen wurde. Natürlich war er auf der Arbeitsstelle der Beiden gewesen. Die kleine Bäckerei ergab keine Anhaltspunkte. Der kleine Supermarkt, war dagegen interessanter. Blut an den Einkaufswagen auf dem Parkplatz, sehr viel Blut auf dem Asphalt.

Es gab also zwei Tatorte, die irgendwie zusammenhingen. Und doch fand sich noch keine offensichtliche Verbindung. Würde er annehmen, dass das junge Ehepaar geflohen sei, warum dann zur Arbeitsstelle des Mannes? Das ergab keinen Sinn. Und bei all dem Blut, wo waren die Leichen?

Dass sie jemand aus dem Laden entfernt hatte wirkte zu unglaublich. Die Chefin und auch die Angestellten da, wären zu so etwas nicht fähig. Und wenn doch, so würden sie sich verraten. Ungewollt, aber es würde passieren. Sie waren genauso unschuldig,

wie ein Baby, das mit einer Zigarette spielte. Unwissend, was es damit anfangen sollte.

Er ging die restlichen Fotos noch einmal durch. Und da fiel ihm etwas auf. Er drehte das Foto um, es war das Neueste, nicht einmal zwei Monate alt. Er konnte nicht sagen, was ihn daran störte. Aber sein Instinkt verriet ihm, dass da was falsch dran war. Er steckte das Foto ein, nahm seine Jacke vom Stuhl und verließ das Büro. Er musste noch einmal in die Wohnung. Da gab es etwas im hintersten Winkel seines Verstandes, das nagte. Und er würde herausfinden, was es war.

Sein Instinkt, lag nie falsch.

<<>>

Die Straße vor einem Club, nur einige Minuten später

Sie tauchte direkt neben dem Eingang des Clubs wieder auf. Es war ruhig, kein Ton, kein Mucks drang durch die Tür. Nichts anderes hatte Lucy erwartet. Sie wusste nicht genau, was Arah mit den Gästen machen wollte. Oder ehrlich gesagt konnte sie es sich doch denken. Nur wozu Arah sie brauchte, das war ihr noch ein Rätsel. Sie beschloss sie das einfach nachher zu fragen.

Es war nicht die Ruhe, die sie störte. Irgendetwas anderes nahm sie war, doch sie konnte es noch nicht einordnen. Sie öffnete langsam die Eisentür und trat ein. Das Licht war noch auf Halbbeleuchtung und die Lichterspiele auf Standby. Bunte Punkte, die die weißen Wände sprenkelten und ein Spiegelball an der Decke, der das Licht brach und weiterwarf. Blutgeruch lag in der Luft, vereinzelt tote Körper über dem Boden verteilt. Aber es war nicht mal ansatzweise die Anzahl der Gäste, die sie vorher gesehen hatte. Sie waren offensichtlich Arah gefolgt. Die Meisten auf jeden Fall. Die die sich gewehrt hatten, dürften jetzt hier liegen.

Sie sah Arah in der Mitte des Raumes, vornübergebeugt betrachtete sie eine Leiche. Zur rechten und zur linken Seite, stand jeweils ein männlicher Begleiter von starker Statur. Es mussten gerade Verwandelte sein, denn Lucy spürte keinen Vampir in ihnen. Und dennoch wusste sie, dass es keine Menschen waren. Ihr Herzschlag war anders, stärker und in ihnen spürte sie einen Kern Magie.

„Also das hättest Du mir erzählen müssen, Arah“, sagte Lucy und ging

auf sie zu. „*Vielleicht ein kleines bisschen besser darauf vorbereiten sollen?*“ Arah drehte sich um. Im ersten Augenblick sah sie überrascht aus, fing sich aber sofort wieder. Und Lucy fiel etwas auf, was ihr eben noch entgangen war. Sie hatte es bemerkt und doch für nicht wichtig gehalten und es unbewusst nach hinten geschoben. Jetzt drang es in den Kern des Bewusstseins und veränderte das Gesamtbild.

Das war nicht Arah!

Die Haare hingen glatt bis über die Schultern, auf der Stirn hatte sie einen Reif, der schwarz verziert, ihr unbekanntes Symbole zeigte. Sie trug ein rotes Kleid, lang, unten mit reichlich Spitzen verziert, das um schwarze Stiefel schlang. Arah trug immer ein weißes Kleid. Lucy hatte sie noch nie anders gesehen. Sie hatte wilde Locken und doch exakt die gleiche Rotfärbung wie diese Frau. Diese Frau aber hatte braune Augen und ihre Hautfarbe wirkte sehr menschlich. Sie war stark durchblutet, nicht so rein und weiß, wie die von Arah. Aber auch sie war mehr als nur ein Mensch. Lucy konnte ihre mächtige Magie spüren aber absolut nicht einordnen. Aber sie hörte definitiv einen Herzschlag.

„*Meine Süße. Bist Du das neue Spielzeug meiner Schwester?*“ Sie verbeugte sich. „*Ich stelle mich Dir gerne vor, trotz Deiner kurzen Lebenserwartung. Nimm den Namen Anthana mit in Dein Grab. Flüstere ihm dem Teufel zu, wenn Du in der Hölle ankommst.*“ Sie nickte kurz und die zwei Typen an ihrer Seite, gingen auf Lucy zu.

„*Lasst das lieber. Das könnte böse enden*“, sagte Lucy gelassen. Sie wusste jetzt, wozu sie fähig war und würde es einsetzen, wenn nötig. Zwei Menschen machten ihr keine Angst mehr.

„*Na, wenn Du das sagst*“, entgegnete der rechte Typ ihr. Ein langer blonder Pferdeschwanz, eine schwarze Lederjacke und nicht gerade klein von der Statur. Er lächelte, zog sich die Jacke aus und darunter kam sein freier Oberkörper zum Vorschein. Sehr stark behaart und mit Muskeln bepackt, die sie zu anderen Zeiten hätte fliehen lassen. Der andere Typ, Glatzkopf, schwarze Hautfarbe, mit glatt rasierter Brust und noch muskulöser, tat es ihm gleich. Sie machten einen Schritt nach vorne und Lucy bereitete sich darauf vor mit ihrer übernatürlichen Geschwindigkeit einfach auszuweichen. Doch die Typen waren plötzlich verschwunden.

Sie blickte sich um, strengte ihren Geist an, ihre Fähigkeiten, doch sie fand sie nicht. Anthana beobachtete sie und fing an zu lachen. „*Du bist noch sehr unschuldig, nicht wahr? Schon mal was von Luna Lupus gehört?*“

„*Von was?*“ Fragte Lucy.

„*Lass es mich so sagen, ich will ja nicht, dass Du kampfflos stirbst. Du solltest eine Chance bekommen. Wenn etwas nicht zu sehen ist, so heißt das noch lange nicht, dass es auch nicht da ist. Vielleicht ist es einfach zu schnell um es zu entdecken? Die Lösung überlasse ich Dir. Obwohl ich glaube, dass Dir dafür nur noch ein paar Sekunden bleiben.*“

Anthana erhob sich in die Luft und schwebte auf die Anhöhe, wo Lucy vor nicht allzu langer Zeit mit Arah gestanden hatte. Lucy überlegte fieberhaft. Was sollte das bedeuten? Spielte diese Frau mit ihr? Und was war sie? Eindeutig kein Mensch, aber was dann? Sie merkte, dass ihre Kraft, die Macht in ihr sich regen wollte. Doch Lucy hielt es zurück. Sie unterschätzten sie eindeutig. Und vielleicht war es besser, sie den ersten Schritt machen zu lassen, bevor sie sahen, was sie konnte. Ehe sie dem Gedanken zum Ende folgen konnte, traf es sie zum ersten Mal. Ein Stoß in den Rücken und sofort ein Schlag von Vorne, der sie taumeln ließ. Noch einige Schläge hinterher und sie flog in die Ecke, schlug sich den Kopf an und schrie auf. Die Schatten wollten sich aus ihr erheben und sich zur Wehr setzen. Sie spürte diese riesige Kraft, die in ihr tobte und hielt sie zurück. Die Wunde an ihrem Kopf schloss sich schon wieder, doch ihre Angreifer konnten das nicht sehen. Und so verfeinerte Lucy das Spiel.

Sie wimmerte, ließ sich an der Wand hinuntergleiten und rollte sich auf dem Boden zusammen. Sie ließ ein ächzendes „*Bitte nicht!*“ erklingen. Sie wusste, dass die Typen die Blutspur an der Wand sehen konnten und sie als geschlagen betrachteten- Doch sie hatte etwas Anderes gesehen. Etwas, das ihr in einer Sekunde die Macht gab, sie zu vernichten.

Ein triumphierender Gegner gab sich preis. Sie hatte keine Ahnung, woher sie das wusste. Und doch tauchte es in ihrem Verstand auf, als hätten die Schatten es ihr geflüstert. Vielleicht war es auch so? War dort nicht nur Macht und Kraft zu finden, sondern auch Wissen? Sie

schob den Gedanken bei Seite, darum musste sie sich später kümmern. Sie musste erst einmal erfahren, wer sie überhaupt angriff und warum. „Was“, sie schluchzte, „was wollt Ihr? Was seid Ihr? ... Bitte ...“, ein schmerzerfülltes Stöhnen erklang aus ihrer Kehle. Wie aus dem Nichts, tauchten die Typen auf. Sie lachten beide. Der Pferdeschwanz sagt: „*Luna Lupus. Du bist nicht sehr gebildet, oder? Kleiner Vampir, der mit den Großen spielen will.*“ Er trat sie in die Seite. Diesmal fiel es Lucy um einiges schwerer, sich unter Kontrolle zu halten.

„*Hört auf zu spielen. Sermon, Athriel, bringt es zu Ende. Auf der Stelle, wenn ich bitten darf.*“ Die scharfe Stimme von Anthana schnitt in den Raum. Die beiden zuckten zusammen. „*Sofort und mit Vergnügen*“, antwortete wieder der Pferdeschwanz. Sie war denen anscheinend vorgesetzt, in der Befehlskette höher, so wie es aussah. Und dann fing es an.

Zuerst beim Pferdeschwanz. Der Körper verformte sich, die Knochen brachen, das Fleisch riss auf und wuchs auch wieder zusammen. Er wurde größer und größer, gut an die zwei Meter. Das Gesicht verformte sich, die Kochen stellten eine neue Form dar. Als sich eine Schnauze mit rasiermesserscharfen Zähnen bildete, die Augen gelb wurden, da wusste auch Lucy, was sie vor sich hatte. Keine Menschen mit Magie. Werwölfe.

Jetzt wollte sie nicht mehr warten, wollte nicht mehr wissen, was passieren würde, wenn sie sich ganz verwandelt hätten. Sie waren vorher schon verdammt schnell und stark gewesen. Was würden sie in ein paar Minuten sein? Lucy erhob sich und schmiss sich in die Ecke. Ein kleiner Schatten, klitzeklein am Rande eines toten Körpers. Sie könnte entfliehen, egal wohin sie wollte.

Aber das war nicht ihr Ziel. Sie tauchte nicht einmal einen Meter weiter wieder auf. Direkt neben Stromkabeln, die in ein unscheinbares Kästchen liefen. Sie brauchte keine übernatürliche Kraft, um es zu zerstören. Die Lichter erloschen und es wurde finster im Club. Nicht für sie, denn sie konnte sehen. Und ganz sicher konnten es die Werwölfe auch. Doch jetzt standen sie in tiefer Dunkelheit, in einem einzigen Schatten.

Lucy gab es frei. Sie beschwor die Macht und ließ etwas um sie

entstehen, was sie nicht sehen konnten. Der riesige Wolf heulte auf, der andere fletschte die Zähne und knurrte. Diesmal lachte Lucy. *„Sag mir Wölfchen. Seid Ihr Kreaturen der Schatten? Wenn nicht, dann winselt doch Ihr mal für mich.“* Die Reaktion war enttäuschend. Die Wölfe schienen es nicht zu verstehen. Nun ja, wahrscheinlich waren sie jetzt Tiere. Angespornt von Instinkten und niederen Gelüsten. Sie sanken hernieder, spannten die Muskeln an und schnellten in die Höhe.

Lucy ließ sie in der Luft hängen. Es gab keine Luft, keine Bewegung und keine Kraft, wenn sie es nicht wollte. Dieses hier, war ihr Reich. Sie ging um die Kreaturen herum, betrachtete sie genau. Es gab keinen Unterschied zu echten Wölfen. Abgesehen von der riesigen Größe und den gelben Augen. Ein Stück weit, faszinierte es sie. Dann gab sie sie frei. Wie auch vorher schon beim Schläger, war eine Minute später, nichts mehr übrig, das an sie erinnerte. Nur Lucy spürte, wie neue Kraft sie durchströmte, von innen heraus erfüllte. Sie verließ die Schatten und der Raum kam in ihre Wahrnehmung zurück.

Anthana stand immer noch auf der Anhöhe. Anscheinend konnte auch sie im Dunkeln sehen, denn sie sah sie sehr gespannt an. *„Ich könnte den Satz umdrehen, wenn Du willst? Würdest auch Du den Teufel von mir grüßen?“* Diesmal lächelte Lucy sie an. *„Ich habe Dich unterschätzt. Tu das Gleiche nicht auch bei mir. Wir werden uns wieder gegenüber stehen, ob im Kampf oder auch anders. Aber nicht jetzt. ... Und noch etwas. Nur zu Deinem Besten. Gib Arah nicht alles preis. Sie würde es benutzen, auch über Deine Leiche. Glaub mir, ich kenne sie um einiges länger als jeder sonst.“* Dann flimmerte ihr Körper und löste sich auf.

Und jetzt stand Lucy da, verwirrt, was sie davon halten sollte. Warum sagte diese Anthana so etwas zu ihr? Was wollte sie und was wollte sie nicht? Erst sollte Lucy sterben und dann, wenn der Kampf bevorsteht, verschwindet sie einfach? Eine Hand legte sich auf ihre Schulter und sie fuhr herum.

„Ruhig. Mein Kind.“ Es war Arah. Eindeutig sie. Kein Zweifel möglich. *„Ich kann es noch riechen. Werwölfe?“* Fragte Arah. *„Ja. Und vielleicht hättest Du mich darauf vorbereiten können?“* Fuhr Lucy sie an. Ihr entging nicht, dass Arah sie sehr genau musterte.

„So wie es aussieht, war das doch ein Kinderspiel für Dich, nicht wahr? Du musst mir alles über Deine neuen Fähigkeiten erzählen. Ich werde Dir zeigen, wie Du sie richtig nutzen und beherrschen kannst. ... Komm mit. Ich habe eine richtige Bleibe für uns gefunden. Was hältst Du von einer Burg? Ein Jahrhundert altes Schloss?“ „Na, das nenn ich mal eine Aussicht.“ Lucy musste lachen. Als sie Arah's Hand hielt und ihr in die Schatten folgte, hallte immer wieder Anthanas Warnung in ihrem Verstand wieder. Sie sollte Arah nicht alles erzählen. Nur wem sollte Lucy glauben? Wem vertrauen? Was sollte sie überhaupt von Anthana halten? Fragen über Fragen. Aber keiner gab ihr eine Antwort.

<<>>

Auf der Straße vor Mark und Lucys Wohnung

Er kramte den Schlüssel der Mutter aus der Plastiktüte und schloss die Haustür auf. Er betrat das Treppenhaus und fand den Lichtschalter zur rechten Seite. Dann hinauf in die 2. Etage und wieder kam der Schlüsselbund zum Einsatz.

Das schnelle Entdecken dieses noch ungeklärten Tatortes war nur der Mutter zu verdanken. Sie war mit ihrer Tochter verabredet gewesen, aber sie sei einfach nicht erschienen. Auf Anrufe reagierte niemand und so probierte es die Mutter kurzer Hand auf deren Arbeitsstelle, die ihr sagte, dass ihre Tochter an dem Tag unentschuldigt fehle. Die Mutter fuhr voll Sorge bei der Tochter vorbei und fand die Wohnung leer vor. Natürlich schnellte sie direkt bei der nächsten Polizeiwache rein. Der Polizist an der Rezeption belächelte die Frau erst, bis sie von dem zerstörten Fenster erzählte. Das war ein Gewaltakt, der der Untersuchung bedurfte. Und so ließ er das Telefon bei ihm klingeln.

Er hörte sich die Geschichte an. Schon nach ein paar Minuten wollte er die besorgte Mutter vor die Tür setzen. Eine Tochter, die erst ein paar Tage verschwunden war? Und außerdem nur ein halbes Jahr von der 30 entfernt? Zerstörtes Fenster oder nicht, das war kein Fall für die Vermisstenabteilung sondern für die nächste Streife. Dann erwähnte sie den Familienamen, Sanders, und es klingelte bei ihm. Noch während sie unter Tränen weitererzählte, suchte er die Meldung heraus. Die Aufnahme des Polizisten vor dem kleinen Discounter, wo das Blut auf dem Parkplatz gefunden worden war

und das Fehlen des stellvertretenden Filialleiters, eben auch mit diesem Namen. Er fügte das Bild zusammen und sah zwei Tatorte, noch ohne Zusammenhang. Natürlich erwähnte er das Blut mit keiner Silbe. Gerade nicht der Mutter gegenüber. Aber für später speicherte er schon mal ab, dass das Fehlen des Ehemannes nur der Arbeit auffiel, sonst keinem. Möglicherweise bedeutend, vielleicht auch nicht. Aber es waren gerade die Kleinigkeiten, die die größten Puzzleteile bereit hielten um einen Sachverhalt aufzuklären.

Das Licht im kleinen Flur flammte auf und er schloss die Wohnungstür. Sofort setzte sein Spürsinn ein. Er sah die Puzzleteile, ein grobes Bild, das sich langsam bildete, ohne dass er schon interpretieren musste. Er sah die Ecken des Laminats, die wohlgefüllt mit einer braunen Masse an die weiße Tapete anschlossen. Nicht ein Staubkörnchen, die winzigste Fluse an den Rändern. Die abgesägte Haustür, die höher gesetzte Flusen Leiste, die den Schlitz verdecken sollte. In Eigenarbeit verlegtes Laminat, den Profis würden niemals eine Tür absägen, um es passend zu machen. Er sah die kleinen Figürchen, die Bilder an den Wänden. Der Kleiderschrank, zu 2/3 mit Frauensachen vollgestopft. Das zerstörte Fenster, provisorisch erst einmal mit Pappe abgedichtet. Das unordentliche Bett, das Haargummi daneben. Kleinigkeiten, ohne Umstände, noch unbedeutend. Er brauchte einen Einstieg, um den Ablauf rekonstruieren zu können.

Er ging in das Bad, sah den Fon auch dem Waschbeckenrand, völlig fehl am Platz in dieser peniblen Ordnung. Genauso wie die Bürste auf dem Toilettendeckel. Er ging in die Küche. Gespült und alles aufgeräumt. Keine nennenswerte Spur. Dann ins Wohnzimmer, wo er sich auf die Couch sinken ließ und den Fernseher anschaute. Und da entdeckte er das erste wichtige Puzzleteil. Das Handy auf dem Tisch. Er nahm das rosa Nokia in die Hand, klappte den Slider auf und ging in die Anruflisten. 20 Anrufe unter dem Namen „Mom“. Es war klar, wem das Handy gehörte. Er wählte den Menüpunkt SMS und überflog den Eingang. Der nächste Anhaltspunkt. Eine SMS vom Mediaservice, dessen Name auch auf einer Box unterhalb des Fernsehers prangte. *„Danke für die Bestellung des Blockbusters. Startzeit 22:15 auf Kanal 27. Laufzeit 2 1/2 Stunden.“* Das hieß, dass sie

sich den Film angesehen hatte, sehr wahrscheinlich sogar mit ihm zusammen.

Der Fon und die Bürste. Die Frau hatte sich frisch gemacht, für ihn. Doch würde sie es in seiner Anwesenheit machen? Dann nur wenn er im Schlafzimmer wartete, oder? Er ging noch einmal in den Flur und da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das, was ihn gestört hatte, was er am Bild sah und jetzt auch hier eintraf.

Er nahm den Schlüsselbund von dem kleinen Haken eines Brettes direkt neben der Haustür. Und als er mühelos in die Haustür passte, sie auf und ab schloss, war er nicht überrascht. Er holte Das Foto aus der Jackentasche und verglich es mit dem Garderobenständer. Die Jacke, die der Mann trug, genau, wie seine Schuhe, fehlten hier. Männer wechselten nicht so oft wie Frauen und seltener schmissen sie weg. Er kramte sein eigenes Handy heraus, suchte die abgespeicherte Nummer des kleinen Ladens und wählte. In seinem Verstand sah er schon einen Umriss. Und doch fehlten noch ein paar Fakten.

Sekunde um Sekunde verging, die sich in Masse zur ersten, dann zur zweiten Minute formten, in der er weiter nur das Klingeln in der Leitung hörte. Dann wurde endlich abgehoben und eine Stimme außer Atem, ratterte seine Meldung herunter. *„Guten Abend, hier ist Kommissar Lennord, von der Kriminalpolizei. Ich untersuche den Fall Ihres Kollegen, Herr Sanders. Ich habe einige Fragen, bei denen Sie mir kurz behilflich sein könnten.“*

Ein knappes fragendes „Ja“, eine Pause und er konnte das Warten förmlich durch den Hörer greifen. *„Ihr Laden schließt um zehn, nicht wahr?“*

„Ja, das stimmt.“

„Und Herr Sanders hatte frei am besagten Tag, also Vorgestern.“

„Ja, auch richtig.“

„So weit, so gut. Gäbe es einen Grund, warum er nach zehn, vielleicht sogar um zwölf Uhr im Laden erscheinen sollte?“

Eine Pause. Dann ein Räuspern im Hörer. *„Vielleicht, wenn die Packer anrufen würden?“*

„Die sind nach Ladenschluss noch im Geschäft?“ Fragte er.

„Ja, noch ein zwei Stunden, dann verräumen die die Fuhre und pappen die

Regale.“

„Aha. ... Und warum sollten die gerade ihn anrufen, wenn er frei hat?“

„Tja. Das weiß ich auch nicht. Macht irgendwie keinen Sinn.“

Ein verlegenes Lachen tönte ihm durch den Hörer entgegen. Dann wieder ein paar Sekunden Schweigen. Plötzlich ein lautes Aufstöhnen, dass ihm fast das Trommelfell zerriss.

Die Lethargie war verschwunden und aufgeregt schallte es aus dem Hörer. „Die Alarmzentrale. ... Wenn die Alarmanlage nicht scharf gestellt wird, zu einem bestimmten Zeitpunkt, dann rufen die an, sogar auch nachts um zwei. Erst die Chefin und wenn die nicht dran geht, dann die Erstvertretung und danach auch mich. So lange bis einer reagiert und manchmal auch zum Laden fahren muss.“

„Lässt sich herausfinden, ob so ein Anruf stattgefunden hat?“

„Ich könnte kurz die Chefin anrufen, sie müsste es ja später auch auf ihrem Display zu Hause gesehen haben.“

„Tun Sie das. Und rufen Sie mich bitte zurück. Meine Nummer haben Sie?“

„Ja, ich sehe sie im Display.“

„Sehr schön. Dann bis gleich.“

Es knackte in der Leitung und er drückte die rote Hörertaste. Ironisch, wie immer die wichtigsten Hinweise vom Umfeld kamen. Sie wussten sie, hielten sie aber für unwichtig und erwähnten es in der Befragung dann nicht. Hätte die Chefin diesen Umstand erwähnt, wäre es ein leichtes gewesen, die Abläufe zu finden. Es verging nicht mal eine Minute, bis sein Handy wieder klingelte.

„Kommissar Lennord“, meldete er sich.

„Ich hab hier was, das Dich interessieren dürfte.“

„Dann schieß los.“

Es war sein Partner. Oder eher Partner in Einarbeitung, dem er noch das Aktenwälzen überließ. Seine neueste Aufgabe war das Suchen nach Querverweisen. Er sollte Fälle finden, bei denen ebenfalls keine Leichen aufgetaucht waren.

„Ich soll Dich von den Brüdern fragen, ob Du unter die Hellseher gegangen bist. Sie bekamen vor einer halben Stunde eine Meldung über einen Club, in dem die Hälfte der Gäste fehlte.“

„Na ja. Gäste verlassen auch Clubs, nicht wahr?“ Er war wirklich noch ein Neuling und so naiv.

„Aber keine Clubs, in denen zwölf Leichen liegen, oder irre ich mich da?“

Lennord sparte sich eine Antwort. *„Gib mir die Adresse, ich sehe es mir an.“*

Er notierte sie sich auf der Rückseite des Fotos, da er nichts anderes zur Hand hatte und ließ es wieder in die Jackentasche gleiten.

„Lennord?“

„Ja?“

„Was dagegen, wenn ich Feierabend mache? Es ist gleich schon zehn und meine Frau nervt die ganze Zeit mit Anrufen.“

„Nein, nein. Hau ruhig ab. Ich kann Dich im Moment sowieso nicht gebrauchen.“

„Danke. Bis morgen dann.“

„Bis morgen.“ Ein paar Sekunden verstrichen. *„Obwohl, eines könntest Du doch noch machen.“*

„Was denn?“ Der Tonfall ließ ganz klar die enttäuschte Vorfreude auf den Feierabend hören.

„Das verschwundene Ehepaar. Gib das Foto von Frau Sanders zur Fahndung raus. Ich denke, sie lebt noch. Und ich brauche unbedingt ein paar Antworten.“

„Ok. Mache ich. Aber dann kann ich gehen?“

„Sicher.“

Es knackte wieder in der Leitung. Lennord legte auf und sofort surrte das Handy, begleitet von einem rhythmischen Lichtsignal.

Er meldete sich. *„Lennord.“*

Es war wieder die Frau aus dem Discounter.

„Also, meine Chefin sagt, dass es in dieser Nacht so einen Anruf gab. Sie sei nicht drangegangen, da sie schon geschlafen habe.“

„Sehr schön. Sie haben mir sehr geholfen.“ Lennords Gedanken kreisten kurz, dann setzte er noch einmal an: *„Eine kleine Frage habe ich noch. Wir haben in der Nähe Ihres Ladens eine dunkelrote Lederjacke gefunden. Sie war ziemlich ramponiert und die Taschen waren gründlich geleert worden. Sagen Sie, trug Herr Sanders so etwas?“*

Ein Lachen in der Leitung. *„Nein. Ganz sicher nicht. Ich habe ihn ehrlich gesagt, immer nur mit einer Jacke gesehen. Schwarz, mit Kragen und Stoffaufsatz am unteren Rand. Ich meine, sie war sogar von MEXX. Egal ob Schnee oder Regen, seit er die besaß, trug er nichts anderes. Aber eine rote Lederjacke. Wirklich ein lustiger Gedanke.“*

„Danke für die Auskunft. Aber wir müssen natürlich jedem Hinweis nachgeben. Einen rubigen Abend noch.“

„Ihnen auch.“

Es gab keine dunkelrote Lederjacke. Natürlich nicht. Es war nur ein Versuch und es hatte wie meistens mal wieder funktioniert. Die Beschreibung der Jacke die Herr Sanders trug, traf genau die auf dem Bild und es war dieselbe, die jetzt hier am Ständer fehlte.

Das hieße, es wäre wie folgt abgelaufen.

Erst sah sich das Ehepaar den Film an, er bekam den Anruf und musste los. Sie machte sich frisch und wartete in der Wohnung. Er wurde am Laden angegriffen und ihr passierte hier etwas. Zwei Tatorte, die zusammenhingen und endlich auch eine Verbindung preisgaben. Aber es gab noch einen überaus wichtigen Aspekt an diesem Ablauf. Der, oder auch die Angreifer, müssen gewusst haben, wo der Mann und die Frau sich aufhielten. Die Wohnung des Ehepaares Sanders aufzuspüren, dürfte kein Problem darstellen. Man benutzte nur das Telefonbuch, das Internet und seine Personensuchmaschinen, die sich immer mehr verbreiteten. Aber die genauen Umstände mussten bekannt gewesen sein.

Man musste gewusst haben, dass Herr Sanders oder auch Mark, diesen Anruf bekam und die Wohnung verlassen musste. Ebenso wusste man, dass Lucy alleine zu Hause war. Das Mindeste was er daraus schließen konnte war, dass sie beobachtet oder sogar verfolgt wurden. Und das ließ auf eine länger angelegte Aktion schließen. Kein Überfall aus der Laune heraus, kein zufälliger Angriff.

Die Frage war nur, warum?

Und was hatte man gewollt?

Betrachtete Lennord die Spuren der Gewalt, die Ausmaße, die angewendet wurden, so sah es bei der Frau so aus, als seien die Samthandschuhe benutzt worden. Dabei kam beim Mann die brachiale Gewalt zum Einsatz. Also um wen ging es hier?

Natürlich könnte Mark sich auch gewehrt und das Ergebnis so selber provoziert haben. Die ganze Angelegenheit schien durchdacht zu sein. Und genau das bereitete ihm Kopfzerbrechen.

Wem war das Ehepaar auf die Füße getreten?

Nichts in ihren Lebensläufen schien auf eine Verbindung zum

organisierten Verbrechen hinzuweisen.

Er spekulierte sehr. Das war ihm klar. Er sollte es aber trotzdem nicht verwerfen, sondern im Hinterkopf behalten. Vielleicht war es von Nutzen? Ein weiteres Puzzleteil?

Die Mutter von Lucy meldete ihr Verschwinden, die Wohnung trug die Handschrift der Frau. Der Kleiderschrank, 2/3 der Frau. Der Alibert im Bad, 2/3 der Frau. Die Accessoires, die Figürchen, die Bilder, ganz sicher von der Frau. Stand Mark unter ihrem Pantoffel? Oder ließ er es nur zu, dass sie den Großteil formte, damit seine Spuren verdeckt wurden? Hatte er etwas zu verstecken?

Lennord ging alle Schränke noch einmal durch. Die Kommode im Flur, nur aller Hand Kleinigkeiten in den Schubladen. Gummis, Büroklammern, Plastiktüten. Im Wohnzimmer fand Lennord Unterlagen, Ordner und Schnellhefter. Er blätterte sie durch. Es wunderte ihn jetzt nicht mehr, dass sie alle hauptsächlich von der Frau stammten. Lebensläufe, Bewerbungsunterlagen, Ausbildungsnachweise und sehr viel Schriftverkehr. Ihm fiel ein dickes Fotoalbum in die Hände. Er sah es durch.

Ein kleines Mädchen, die Mutter, die er schon kannte, nur in viel jüngeren Jahren, mit bedeutend weniger Gewicht. Und nach gut und gerne 30 Seiten, tauchte auch Mark dort auf. Bilder von Sonnentagen, Lucy und er in Umarmung, beim Kuss oder auch nur in einem Café. Diese Fotos hatte anscheinend jemand anders geschossen. Er packte alles wieder zurück in den Schrank, ging in den Flur und nahm das Festnetztelefon von der Basis. Er wühlte sich in das Menu und fand das Telefonbuch.

Auch hier sah er nur das gleiche Bild. Lucy`s Mom, ihr Dad, Freundinnen, Verwandte, die alle zu Lucy zu gehören schienen. Eine Nummer war interessant. Mark`s Dad. Er überlegte kurz, dort anzurufen, aber ein Blick auf die Uhr zeigte ihm schon, dass das ein Ding der Unmöglichkeit war. Die zehn war schon überschritten. Er würde sich morgen mit ihm unterhalten, ganz sicher. Er notierte sich die Telefonnummer auf der Rückseite des Fotos, zu der Adresse, die er gleich noch aufsuchen musste. Ein melodischer Ton, als das Telefon zurück in die Halterung glitt.

Die Vergangenheit von Mark schien um einiges interessanter zu

sein. Vor allem, da sie nicht so leicht zu finden schien. Es war möglich, dass es unbedeutend sein würde. Aber Spur war Spur und er würde der Sache nachgehen. Er schaltete das Licht aus und schloss die Wohnungstür hinter sich. Er suchte die glühende Glühbirne im Dunkel des Hausflurs und fand sie in der Mitte zwischen den beiden Haustüren. Ein kurzer Druck und sein Weg die Treppen hinunter, wurde beleuchtet. Er öffnete die Haustür, schritt in die Nacht hinaus, zögerte kurz und drehte sich um. Noch bevor die Tür ins Schloss fallen konnte, schob er sie wieder auf. In den Augenwinkeln hatte er etwas gesehen.

Die Briefkästen in Reih und Glied in blechernem Grau, die Fußmatte zur Rechten, der kleine Rollwagen davor. Hier im Erdgeschoss wohnte sicher die alte Frau. Die, die allen Tratsch auffing, den Klatsch weitergab und Augen und Ohren des Vermieters war. Aber das war es nicht, was ihn zögern ließ. Es war die weiße Tür neben dem Treppenansatz, die er im ersten Augenblick übersehen hatte.

Er ließ die Haustür ins Schloss fallen und kramte den Schlüsselbund wieder heraus. Er probierte jeden Schlüssel durch. Natürlich war es der Letzte, so wie immer. Zwei Mal, musste er den Drehungen des Schlosses folgen, bis er sie öffnen konnte. Ein muffiger, leicht feuchter Geruch schlug ihm entgegen. Er sah in die tiefe Dunkelheit hinab, in die braun gestrichene Steinstufen hinabführten. Auf der linken Seite, oben am Türrahmen, fand er den kleinen weißen Schalter. Es flackerte ein paar Mal und ein notdürftig kleines Licht, erhellte weniger, als es Schatten warf. Lennord stieg die Treppen vorsichtig herunter, ein Sturz würde ihm jetzt noch fehlen. Es ging nicht so weit hinunter, wie er im ersten Moment gedacht hatte. Diese halbe Beleuchtung, diese greifbare Dunkelheit, zog Kürzen in die Länge und verzerrte die Bedeutung von Maßeinheiten. Er sah sich kurz um und es überraschte ihn nicht, dass er nur zehn Stufen hinab gestiegen war.

Er fand den nächsten Lichtschalter. An dem weißen Mauerwerk, das durchtränkt von Feuchtigkeit und Spuren von allerlei Abschürfungen einem reinen weiß nicht mehr gerecht werden konnte, sah er drei Gänge. Er wählte den ersten, der sich nach rechts

zog. Er hatte sich richtig entschieden, erkannte einen weiteren Gang mit unzähligen Türen zu jeder Seite. Jetzt musste er nur noch die richtige finden. Doch man machte es ihm leicht. Kleine Schildchen auf den Türen, mit schwungvoller Handschrift, markierten den Besitzer. Er suchte die Türen ab, bis er fand, wonach er gesucht hatte. War nur zu hoffen, dass er auch den Schlüssel besaß.

Die vorletzte Tür auf der linken Seite, trug den Namen Sanders. Er probierte mal wieder alle Schlüssel aus und hatte Glück. Einer passte und so öffnete er die Tür, die sich mit aller Macht gegen die Benutzung wehrte. Sie kratzte mit blechernem Ton über den Steinboden, quietschte in den Angeln, aber sie hatte keine Wahl. Direkt neben dem Türrahmen befand sich eine Steckdose, in die er erst hineingriff, dann blitzschnell die Hand wieder herauszog und den Lichtschalter darüber entdeckte. Eine noch schwächere Beleuchtung antwortete auf die Elektrik.

Er sah sich kurz um, hörte im Hintergrund das Spülen des Wassers, das sich durch die breiten Rohre zog. Ein kleines Holzregal mit einer Werkzeugkiste, jede Menge Bretter. Einige Kistchen mit Nägelchen, Muttern und Schrauben. Halt alles, was man so im Keller verstaute. Ein Stapel an eingepacktem Laminat, ein paar Rollen Dämmschutz und jede Menge Kartons. Er ging auf sie zu. Den ersten nahm er herunter und öffnete den Pappverschluss. Jede Menge Bücher, CD`s und Schreibhefte. Englisch für die 7. Klasse, ein Fremdwörterlexikon, die Geschichte der DDR und alles Mögliche aus diesem Bereich. Nicht wirklich interessant und sicher nicht ohne Grund hier gelandet. Er hiefte den Karton herunter und wandte sich dem Nächsten zu. In Zeitungspapier verpackte Gegenstände, die er schnell als Geschirr identifizierte. Mit Muster versehen, die einer Vorzeit zu entstammen schienen. Ganz sicher von verstorbenen Verwandten. Er durchsuchte weitere Kartons. Fand aber nur Gerümpel, ausrangierte Kleidungsstücke, einen alten Computer und haufenweise CD`s dazu.

Na ja, was hatte er auch erwartet hier zu finden? Leicht enttäuscht packte er die Kisten wieder aufeinander und bereitete sich darauf vor, durch diese Dunkelheit in die normalen Gefilde aufzusteigen. Er stieß mit dem Fuß an einen Stapel Kartons, die natürlich

umfielen. Er überlegte, ob er sie wieder ordnen sollte. Wer wusste denn schon, dass er hier unten gewesen war? Er sah den gelben Karton, die Verpackung einer Playstation, eine weiße Variante für den Bluray Player und den Größten für den Fernseher.

Typisch Sammler. Für so etwas gab es Pappkontainer. Seine Ex-Frau war genauso. „*Falls man was zurückschicken musste, für die Garantie.*“ Im Endeffekt sammelten sich dann unzählige Verpackungen, auch von Geräten, die man seit Jahren überhaupt nicht mehr besaß. Und man sortierte sie einfach aus dem Grund nicht aus, weil man den Überblick verlor. Lennord schmiss jeden Karton direkt weg. In dieser Beziehung war er rigoros und zu keiner Diskussion bereit. Natürlich gab es damals Streit, der sich in unendliche Längen zog. Aber anhand der gravierenden Probleme, die sich mit der Zeit angesammelt hatten, war so eine Lappalie nur ein Aufhänger für seine Frau gewesen, ihre Litanei herunterzubeten. Irgendwann hatte er einfach angefangen, sie zu ignorieren. Sie ertrug es nicht, wurde immer aufdringlicher und rief sogar auf seiner Arbeit an. Aber das ging definitiv zu weit.

Er packte seine Sachen und verschwand aus ihrem Leben. Sie schien den Wink verstanden zu haben, denn er hörte nie mehr etwas von ihr. Er wartete lange Zeit auf die Post von ihrem Anwalt, mit den Scheidungspapieren. Aber auch das kam nicht. Lennord wusste, dass sie das nur tat, oder gerade nicht tat, damit er sich bei ihr melden musste. Er sollte wieder auftauchen und sich ihre Anschuldigungen, das Jammern anhören. Nun, er würde es aussitzen. Sollte sie sich darum kümmern. Den Gefallen tat er ihr nicht. Und doch merkte er, dass sie ihm fehlte.

Er gestand es sich nicht gerne ein, konnte aber auch seine Gefühle nicht ignorieren. Es war mal besser gelaufen. In den drei Jahren Ehe, steckten einfach zu viele gute Erinnerungen. Lennord setzte sich auf den Karton hinter ihm, rechnete damit, dass er zusammenfallen würde und er auf dem Boden landete. Er bog sich leicht, aber er hielt stand. Erst im letzten Jahr hatten die Probleme in der Ehe richtig angefangen. Als er seine kleine Abteilung bekam.

Man unterbreitete ihm den Vorschlag und er sah die Möglichkeiten, endlich seine Karriere anzukurbeln, vom finanziellen Aspekt mal

abgesehen. Endlich wurde er nicht mehr nur herum geschubst und kommandiert, während der Chef nur im Büro saß. Auch Sandra, seine Frau, freute sich darüber, sie bestärkte ihn sogar. Aber sie beide wussten nicht, wie sehr ihn diese Arbeit gefangen nehmen würde. Wie sehr er, gerade er, sich darein knien würde. Pünktlich zu Hause, zum Abendessen? Am Anfang ja, doch schon bald nicht mehr. Er konnte jetzt nicht mehr einfach nur Schluss machen. Er hatte die Freigabe, die Arbeitszeiten so zu legen, wie er es wollte. Und wenn sich mitten in der Nacht eine Spur ergab, ein Anruf kam, dann war er sofort auf dem Weg. Tja, und an Sandra dachte er dann nicht. Sie verstand es nicht und er verstand sie nicht mehr.

Da waren Menschen, die seine Hilfe brauchten und er sollte einfach Schluss machen, einen gemütlichen Abend verbringen? Zumal er selbst zu oft miterlebt hatte, dass es manchmal nur Stunden waren, die den Unterschied ausmachten, ob er den Angehörigen Trauer brachte oder eine Familie wieder vereinte. Kriminelle schliefen nicht, wenn sie Verbrechen begingen. Er hatte versucht es ihr zu erklären. Sie sagte nur: *„Aber ich brauche Dich auch. Du kannst nicht alle retten. So ist das Leben.“* Sicher konnte er das nicht. Aber so viele wie möglich, sonst wäre seine Arbeit doch nutzlos. Sollte er nur Spuren und Leichen aufsammeln, mehr nicht? Nein, ganz sicher nicht. Dafür war er nicht Polizist geworden. Es sirrte in seiner Jackentasche und er griff hinein. Er holte das Handy heraus und nahm ab.

„Lennord?“

„Hi. Ich hab da was für Dich.“ Es war einer der Brüder. Die zwei Italiener, die er als Partner zusammengetan hatte. Sie waren nicht wirklich verwandt. Doch durch ihre Nationalität waren sie sich ziemlich ähnlich und verstanden sich auch ohne Worte, was gerade in Spannungsmomenten ein Vorteil war. Alle nannten sie einfach *„Die Brüder.“*

„Schieß los“, sagte Lennord.

„Dein Newby hat gesagt, dass Du Dir noch den Club ansiehst?“

„Ja. Ich bin schon auf dem Sprung.“

„Ok. Ich lasse einen Beamten da, der auf Dich wartet. Die Spurensicherung ist schon vor einer Stunde hier raus.“

„Sehr schön. Dann habe ich wenigstens meine Ruhe.“ Er hörte das leise

Lachen des Italieners durch die Muschel.

„Alexa aus dem Labor unten, hat mich eben angerufen. Sie haben einen Fingerabdruck gefunden, der im Computer aufgetaucht ist.“

„Wessen?“

„Wie wäre es mit Deiner vermissten Frau Sanders? Lucy hieß sie doch, oder?“

„Na, dass nenn ich mal gute Arbeit.“ Lennords Gedanken schossen quer. Lucy`s Fingerabdruck in einem Club mit Leichen?

„Wenn noch was ist, melde Dich. Aber bitte nicht mehr heute, ok?“

„Ich versuchs“, sagte Lennord knapp.

„Ich habe ein Date mit einer wirklich heißen Briunette und es könnte sein, dass ich das Handy überhöre. Wegen der heißen Stimmung, Du verstehst?“ Ein leicht dreckiges Lachen diesmal.

„Das reicht. Ich will gar nicht mehr wissen.“

„Hab ich mir schon gedacht. Bis morgen.“

„Bis morgen.“ Lennord drückte mal wieder die rote Taste und ließ das Handy an seinem üblichen Platz verschwinden.

Er hatte also richtig vermutet. Lucy lebte noch. Aber ein Fingerabdruck an einem Tatort? Wie sollte das gelaufen sein? Sie verließ einfach die Wohnung, ließ den Schlüssel und ihr Handy da und fuhr in den nächsten Club, wo sie ein Massaker anrichtete? 12 Leichen hatte er gesagt?

Menschen liefen Amok. Das kam leider zu oft vor. Aber irgendwie glaubte Lennord das nicht. An diesem Fall war mehr dran. Nur was, das musste er herausfinden. Ein Fingerabdruck konnte auch platziert werden. Noch ein Gedankengang, den er im Hinterkopf behalten sollte. Der Club lag am anderen Ende der Stadt, in einer zwielichtigen Gegend. Wo die Polizei eigentlich öfter gebraucht wurde, als sie erschien, wegen Schlägereien, Raubüberfällen und auch Zuhälterei. Nicht unbedingt eine Gegend, wo eine bis dato unscheinbare Frau als erstes aufschlug. Aber er konnte sich natürlich auch irren. Er erhob sich von dem Karton und verharrte mitten in der Bewegung.

Unter der leeren Verpackung des 60 Zoll LCD Fernsehers, ganz in den Schatten, so dass er ihn eben noch nicht sehen konnte, stand er. Ein kleiner schwarzer Karton, eines dieser Ordnersysteme, die man für ein paar Euro in jedem Schreibwarengeschäft kaufen konnte.

Vorne ein Einschub, in das man ein Schildchen stecken konnte, das den Inhalt deklarierte, hier aber fehlte. Er zog ihn hinaus, beachtete nicht die anderen Verpackungen, die jetzt auch auf dem Boden landeten und öffnete ihn. Das erste was er sah, waren einige Schnellhefter in den verschiedensten Farben. Ihr Inhalt eingepackt in Klarsichtfolien. Ein Lebenslauf von Herrn Sanders, wie er am Foto in der rechten oberen Ecke erkannte. Schulwechsel, Bundeswehr, Gastronomie und danach Einzelhandel. Er hatte gute Schulen besucht. Und wie Lennord nach einer kurzen Studie bemerkte, sogar den Sprung von der Realschule auf das Gymnasium geschafft. Also dumm, war er anscheinend nicht. 13.1 hörte der Schulweg auf, er ging ab. Er blätterte weiter, fand ein Dienstzeugnis der Bundeswehr, dass ihm Arbeitseifer und hohe Einsatzbereitschaft bescheinigte. In der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Generalstabes sei er eingesetzt gewesen. Es ging weiter, Anschreiben und auch Absagen auf geschaltete Anzeigen. Arbeitsverträge, schon ein paar Jahre alt. Er hatte in der Gastronomie einen Festvertrag bekommen, mit geführtem Verdienst von 1280 Euro Brutto. Kein Wunder, dass er da weg gegangen ist. In der Kiste verstreut lagen auch ein paar Fotos, die Mark als Goldlöffchen zeigten. Und noch weiter unten fand Lennord ein Anschreiben des Jugendamtes, das sich um Weiterfinanzierung drehte. Dahinter ein kleines Schreiben, das von der Gruppenleitung erstellt worden war und ihn als nicht reif und verantwortungsvoll beschrieb. Er sei auf die Finanzierung noch angewiesen. Am Datum konnte Lennord sehen, dass es schon zwölf Jahre alt war. Und jetzt setzte sich auch das Bild zusammen. Aufgrund der Adresse im Lebenslauf konnte er sich ausrechnen, dass Mark zu Lucy in die Wohnung zog und sogar ihren Namen bei der Hochzeit annahm. Er hatte etwas zu verstecken. Eine Vergangenheit, die aber keine Spur von Kriminalität aufwies. Eher sah es so aus, als sei mit Lucy alles besser geworden. Vom Heimkind zum stellvertretenden Filialleiter. Dass Mark seine Vergangenheit lieber im Keller versteckte, sie vielleicht sogar vergessen wollte, das konnte Lennord sehr gut nachvollziehen. Also war es nicht Mark, der diese Aktivitäten mit in das gemeinsame Leben gebracht hatte. War er vielleicht nur ein Opfer? Ganz

unbedarfte herein gerutscht? Die Rolle von Lucy sollte er verstärkt unter die Lupe nehmen. Er nahm die Schnellhefter vom Boden und wollte sie gerade wieder in die Kiste legen, als ihm die Ecke eines Papierses auffiel.

Ein Stück Schrift in Kaligraphie. Was war das? Das passte absolut nicht hier rein. Er zog es heraus und las. Es war ein Brief. Lennord durchwühlte die Kiste und fand noch mehr an solch verzierten Zetteln. Er nahm sie alle heraus und legte stattdessen die Schnellhefter wieder hinein.

Er begann zu lesen.

Kapitel 11

Im Herrenhaus von Luna Lupus

Eine Meistervampirin, die die Schatten beherrschte? Anthana hatte schon mal davon gehört. Es war lange her, sehr lange, als sie und Arathne den Geschichten ihres Vaters gelauscht hatten.

Es waren Geschichten gewesen, doch umso älter sie wurden, umso mehr wurde ihnen klar, dass nichts erfunden war. Ihr Vater bereitete sie vor, auf alles was ihnen begegnen könnte. Dämonen, Teufel, Elfen, Vampire, Werwölfe und die Mischwesen. Vielen davon war Anthana im Laufe der Jahrhunderte begegnet und hatte die Wahrheiten der Geschichten ihres Vaters am eigenen Leib erfahren. Mit den Vampiren fing es an. In der schicksalhaften Nacht in der Arathne selber zu einem wurde. Sie tötete ihren Vater, die Mutter und zog in einem Blutbad quer durchs Land. Anthana gelang es nach Jahren des Schreckens sie endlich zu stellen und auch fast zu besiegen. Doch sie entkam.

Und jetzt war sie wieder da. Diesmal nannte sie sich Arah. Sie war unglaublich mächtig geworden, Anthana konnte es spüren. Sehr wahrscheinlich sogar mächtiger als sie selber. Über Jahrhunderte hatte Arah sich versteckt, vor ihr und auch vor dem Clan. Und nun? Auf einmal tauchte sie in der Stadt von Luna Lupus auf und scheute sich absolut nicht, hier ihr Werk zu verrichten. Schon jetzt sah man eine Spur von Blut und Leichen, die ihr folgte. Noch war sie überschaubar und das war es, was Anthana Sorgen bereitete.

Arah handelte nicht planlos, nicht aus reinem Impuls, so wie damals. Sie hatte etwas vor und Anthana war sich im Klaren darüber, dass es diesmal auch den Clan selber betraf. Und vielleicht sogar noch größere Wellen schlagen würde.

Sie hatte eine Meistervampirin.

Was war mit den Anderen?

Dem des Blutes, der Verwandlung und des Untodes? Anthana musste sich die Bücher wieder raussuchen. Das schwarze Buch ihre Vaters. Da waren alle Aufzeichnungen drinnen. Was auch immer Arah plante, sie musste sich so gut es ging darauf vorbereiten.

Sie erklomm die letzte Stufe der Wendeltreppe und folgte dem Gang weiter an unendlichen Türen und breiten Fenstern vorbei. Draußen

sah sie den Park und die Gestalten, die zwischen den Bäumen umher huschten. Wie sie sichtbar wurden und mit Schwertern aufeinander zu stürzten. Sehr schön. Auf Simon war Verlass. Egal was passierte und würde die Hölle aufbrechen, Simon piffte zum Training. Es ging vorbei an der Ahnenreihe des Clans, verewigt in meterhohen Gemälden. Es war eine mächtige Familie, mit einem Ursprung vor tausend Jahren. Als Soldaten hatten sie angefangen, hohe Stellungen in der jeweiligen Armee inne gehabt. Bis Malix, Byron`s Vater von dem Fluch befallen wurde.

Er zerstörte die Familie, verwüstete ganze Ländereien, bis letztendlich Byron seinen eigenen Vater tötete. Malix konnte das Tier nicht kontrollieren und so übernahm es ihn. Nach dem Tod seines Vaters, gründete Byron den Clan, hier in seinem ehemaligen Familienbesitz. Und auch damals, vor über 400 Jahren, taufte er ihn „Luna Lupus“. Sie waren immer mehr gewachsen, lernten auf immer bessere Weise, die Kräfte des Tieres zu nutzen. Und unter der Führung von Byron, wurde der Clan die übernatürliche Front der Menschen. Sie jagten die Vampire, Dämonen oder alle Arten von Mischwesen, die Menschen anfielen. Als der Clan noch im Wachstum war, wurde auch Anthana irgendwann auf sie aufmerksam und behielt sie im Auge.

Mittlerweile ging sie hier ein und aus, wie so manch anderer Kämpfer ebenso, der ganz sicher auch kein Werwolf war. Luna Lupus wurde zur Anlaufstelle für alle Wesen, die sich dem Kampf gegen das Böse widmeten. Die einzige Voraussetzung war, dass man kein Mensch war. Auf jeden Fall nicht zu hundert Prozent.

Es gab nur eine Ausnahme und die war Anthana selbst. Doch schon alleine auf Grund ihres Alters und ihrer Macht, zweifelte niemand ihre Stellung an. Anthana öffnete die nächste Tür und betrat den Saal, an dessen Ende Byrons Thron stand. Er sah sich gerne als König, dieser übernatürlichen Legion. Sollte er ruhig, denn alle anderen schienen es zu akzeptieren. Die Gespräche verstummten ruckartig, als sie den Raum betrat. Sie wichen zur Seite und gaben den roten Teppich frei, dem sie folgte. Der war neu. Und würde er jetzt auch noch von ihr verlangen, dass sie sich vor ihm verbeugte, so würde sie ihn mit seinem Thron durch die Mauer in den Garten

befördern. Anführer oder nicht. Sie war kein Wolf und so war der Alpha nicht ihr ein und alles. Er blickte sie nur an, runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Wirklich besser so für ihn. Dann erhob er das Wort.

„Stimmt es, dass Arab, Athriel und Sermon getötet hat?“

„Nicht direkt. Sie war es nicht persönlich, und doch trägt es eindeutig ihre Handschrift.“

„Und der Club? Was hast Du herausgefunden?“

„Sie hat einige getötet. Aber die Meisten, ich schätze es waren mindestens 20, hat sie mitgenommen und sicher auch verwandelt.“

„Sie baut sich eine Armee auf“, entfuhr es einem Jüngling, der rechts vom Thron stand. Es war Byrons jüngster Sohn David. Byron blickte ihn böse an und David zuckte zurück und senkte schnellstmöglich den Blick zu Boden.

„Das denke ich auch“, sagte Byron. Einen Moment ließ er seinen Blick durch den Saal gleiten, fixierte für ein paar Sekunden David und schaute dann wieder Anthana an. Dann fuhr er fort:

„Und wie gehen wir damit um? Sie hat zwei von uns getötet, ob in persona oder nicht. Die Meute schreit nach Blut und ich bin geneigt dem nachzugeben.“

„Das solltet Ihr auf keinen Fall“, schnitt Anthana ihm das Wort ab.

„Wenn es genau das ist, was sie will, opfert Ihr nur Eure Krieger. Wir wissen einfach noch zu wenig. Sie ist hier, genau in dieser Stadt. Meidet Euch absolut nicht, obwohl sie weiß, wie präsent der Clan hier ist. Bereitet Euch das nicht Kopfzerbrechen?“

„Ich muss sie nicht verstehen, nur Ihr das Herz herausreißen. Und es wird mir ein Vergnügen sein, das bald selber zu machen, wenn das nicht jemandem gelingt. Seit 200 Jahren jagen wir sie. Aber jetzt tanzt sie uns einfach auf der Nase herum? Das wird ein Ende haben.“ Er starrte sie wütend an.

Aber jetzt brodelte es auch in ihr. Das war zu viel.

„Es ist trotzdem meine Schwester. Und solltet Ihr ihr Herz auch nur berühren, ohne mein Einverständnis, so wird Euer Tod den Clan in den Staub schicken.“

Byrons Augen verfärbten sich gelb. Anthana hörte das allzu bekannte Knacken, als die Knochen anfangen sich neu zu formen und zögerte nicht eine Sekunde. Sie hob die Arme und ließ der Magie freien Lauf. Sie erhob sich in die Luft und schwebte über dem Boden, ein Windzug durchstreifte ihr Kleid, bauschte die Haare auf.

Aus dem Nichts entstanden kleine Metallsplitter um ihren Körper herum. Sie glänzten silbrig und ließen ihren Kern nur zu genau erkennen. Anthana schickte sie durch ihre Willenskraft los und eine Sekunde später bohrten sie sich in die Schulter von Byron, der bereits mehr Wolf als Mensch war. Weißes Fell bedeckte ihn, seine Schnauze öffnete sich geifernd und ein drohendes Knurren erklang. Es wurde zu einem Heulen, als sich die Silberspitzen auch in seine Arme und Beine bohrten und ihn an die Wand nagelten.

„Kontrolliert Eure Emotionen, sonst ist der Kampf schon verloren, bevor er überhaupt richtig begonnen hat. Ihr seid der Anführer, verdammt noch mal. Wenn Ihr es nicht könnt, wer dann?“ Anthana sah, wie Byron sich zurückverwandelte. David war direkt zur Stelle und riss die Metallspitzen aus seinem Körper, die sich zischend davon lösten. Verbranntes Haar und schwellendes Fleisch lag als unangenehmer Geruch in der Luft. Byron erhob sich vom Boden und sah sie an.

„Es tut mir leid. Ich habe die beiden Toten damals selbst erschaffen. Sie waren wie meine Söhne.“

„Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen. Aber zeigt nicht solche Schwäche. ... Wenn ich Euch so leicht besiegen kann, was glaubt Ihr, wie lange Arab dafür braucht?“

Er sagte nichts dazu, nickte nur, während David einen Mantel um seinen nackten Körper legte. Dann erhob er nochmals die Stimme, gerade als Anthana sich abwandte.

„Lara hat einen erschaffen.“

Nun, das war ja mal was. Anthana fuhr herum und blickte Byron ungläubig an. *„Lara?“*

„Ja, nicht zu glauben, nicht wahr? ... Ich musste es auch erst mit eigenen Augen sehen. Wisst Ihr noch als Sermon sie damals zurückholen musste, wo sie noch ganz frisch war? Es ist schon einige Jahre her. Nun, sie scheint unwissentlich jemanden das Mal gegeben zu haben.“

„Sie hat ihn sogar gezeichnet?“ Entfuhr es Anthana.

„Ja. Sie sagt, er und seine Frau seien von Vampiren angegriffen worden. Sie habe ihn sterbend gefunden, da sie es durch die Verbindung spüren konnte. Und um ihn zu retten, habe sie ihn verwandelt.“

„Ein Glück für ihn. ... Das sehe ich mir an. Ein Vampir lässt sein Opfer selten am Leben, vor allem nicht sterbend. Das riecht nach mehr.“

„Danke“, sagte Byron. „Es ist vielleicht nichts, aber es könnte wichtig sein.“ Anthana nickte und teleportierte sich in die untere Etage. Sie tauchte am Eingang der langen Halle auf, in der die Betten in Reih und Glied standen. Man konnte es als die Krankenstation bezeichnen, doch war es hier noch nie voll an Gästen gewesen. Dank der Selbstheilungskräfte, benötigten die Werwölfe sehr wenig an medizinischer Versorgung. Dr. Andrew kam ihr entgegen, nickte schon auf Entfernung zur Begrüßung und machte genau vor ihr halt. Sie nahm so etwas wie den Platz der Heilerin in dieser Organisation ein. Eine medizinische Ausbildung, das passende Studium und ein sehr begabtes Medium, wodurch ihr erst die Tür in diese Welt geöffnet wurde.

„Hi. Er liegt da hinten. Lara ist schon die ganze Zeit bei ihm. Vielleicht kannst Du sie dazu bewegen, wenigstens mal zu schlafen? Sie will unbedingt ganz da sein, wenn er erwacht.“ Sagte Frau Doktor.

„Ich kann es versuchen, aber ich denke nichts, dass es was bringt. Auf mich hat sie noch nie gehört.“

„Ich weiß.“

„Wie geht es ihm?“

„Er hatte starke Verletzungen, Brüche und innere Blutungen, als sie ihn herbrachte. Aber er sprach sehr gut auf die Verwandlung an. Sehr wahrscheinlich liegt es daran, dass er das Mal schon vor Jahren erhielt. Und der nahende Vollmond wird auch sein Gutes dazu tun. Es stärkt den erwachenden Wolf.“

„Das kann ich mir denken. Hast Du irgendetwas gespürt, gesehen, als Du bei ihm warst?“

Dr. Andrew antwortete: „Ich habe es versucht. Gerade unter den seltsamen Umständen unter denen Lara ihn fand. Aber da ist nichts. Absolut gar nichts. Irgendwie macht mir das mehr Sorgen, als wenn ich von den grausamsten Visionen heimgesucht würde. Es ist, als wäre er unter einem Deckmantel, der alles abschirmt.“ Sie sah abwesend an Anthana vorbei.

Anthana berührte sie an der Schulter, streichelte ihr sanft darüber. „Du musst nicht alle Geheimnisse alleine ergründen. Wir anderen sind auch noch da.“

Die Frau Doktor sah sie jetzt etwas dankbarer an und es war auch ein Schimmer Hoffnung abzulesen.

„Vielleicht liegt es am nahenden Tod? Dass er fast gestorben ist? Versuch es später einfach nochmal“, sagte Anthana.

„Ja, das könnte es sein.“ Dr. Andrew ging weiter, wieder in Gedanken in ihrer eigenen Welt. Anthana sah ihr nach, bis sie aus dem Türrahmen verschwunden war. Dr. Andrew brauchte diese Welt zu sehr. Für sie war es ein Rettungsanker, eine Erklärung für ihre Fähigkeiten. Draußen war sie nur eine Verrückte gewesen, die viel zu oft Kliniken von innen sah, mit Tabletten vollgestopft, bis sie nur noch vegetierte. Gerade, als sie dem allem ein Ende setzen wollte, begegnete sie Byron. Er zeigte ihr diese Welt. Diese Welt, die sie mit offenen Armen, willkommen hieß. Und so lebte sie in ständiger Angst, dass sie ihre Fähigkeiten verlieren würde und sie wieder zurück musste, in eine Welt, die sie verstoßen hatte. Dabei würde sie hier niemand hinausschmeißen. Byron selbst hatte schon seine Zuneigung für sie entdeckt. Er war nur einfach zu stolz, um sich das einzugestehen. Vielleicht sollte sie da mal etwas nachhelfen? Eine wilde Romanze würde der kleinen Doktorin sicher die Sorgen und die Angst nehmen.

Anthana wandte sich wieder um, folgte der Bettreihe ein Stück weiter. Sie sah den kleinen Lockenkopf, der nur ihr wildes Naturell wiederspiegelte. Dabei war sie selber, der sanfteste Werwolf, den Athana jemals getroffen hatte. Nur an ihrem ersten Vollmond hatte sie sich verwandelt, sonst noch nie. Sie spürte die Müdigkeit, die aus den grünen Augen schwappte. Sah, wie ihr Oberkörper immer wieder nach vorne sank, sie zusammenzuckte und sich wieder aufrichtete. Mahnende Worte würden bei ihr nicht helfen. Und so schickte sie ihr nur einen Hauch Magie, der sie sanft auf dem Oberkörper des jungen Mannes einschlafen ließ. Sie konnte auch später noch Fragen beantworten.

Anthana umrundete das Bett, blieb stehen und betrachtete das schlafende Paar. Sie spürte, dass es passte, dass sich hier wirklich ein Paar gefunden hatte. Lara wusste noch nicht, was ihr Mal wirklich bedeutete. Sie hatte ihren Gefährten gewählt. Vielleicht damals noch unbewusst, aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Und wenn er sich ganz verwandelt hatte, würde auch er keine Wahl mehr haben. Aber sie spürte noch etwas Anderes.

Er war kräftig, mächtig und stolz. Die sich verbreitende Kraft des Wolfes pulsierte durch seine Adern. Er war ein Alpha. Das konnte interessant werden. Sie musste auf jeden Fall hierbleiben, um die Situation unter Kontrolle zu halten. Es würde unausweichlich eskalieren. Seit Byron hatte es keinen Alpha mehr bei Luna Lupus gegeben. Und Byron würde ganz sicher keinen weiteren akzeptieren. Dass Lara, die Tochter des Alphas, einen neuen Alpha zum Gefährten wählte, konnte kein Zufall sein. So oder so, bestand dem Clan eine heikle Zeit bevor. Zwei Alphas konnten niemals in einem Rudel sein. Entweder würde einer sterben oder es einer verlassen. Und Lara mitten drin.

Das konnte der Clan auf keinen Fall gebrauchen, nicht jetzt, nicht in dieser Zeit, wo nicht klar war, was gespielt wurde. Sie sah auf dem Beistelltisch die persönlichen Sachen des Alphas. Handy, Schlüssel und das Portemonnaie. Sie nahm sich die Briefftasche und öffnete sie. Ein wenig Geld, ein paar Scheine, Karten in Hülle und Fülle. Sie zog den Ausweis hervor. Mark Sanders. Kurz vor der 30 stand er. Ein gutes Alter, um in die Unsterblichkeit einzutreten. Nicht zu alt und nicht zu jung. Sie schob den Ausweis wieder hinein und legte die Briefftasche zurück. Hier konnte sie nichts tun.

Sie wandte sich ab, machte einen Schritt und zögerte kurz. Ein kleines weißes Zettelchen fiel ihr auf, dass am Boden lag. Sie hob es auf und erkannte, dass es ein Foto war. Zurechtgeschnitten, so dass man es mit sich herumtragen konnte, zeigte es die Köpfe zweier Personen. Es musste gerade heruntergefallen sein. Es zeigte Mark mit sehr wahrscheinlich seiner Frau. Seiner Frau, die von Vampiren angegriffen worden war. Seine Frau, die blonde Haare und blaue Augen mit einem strahlenden Lächeln präsentierte. Eine Frau, der sie erst vor kurzem begegnet war. Mit schwarzen Haaren, schwarzen Augen und den Markierungen der Schatten auf der untoten Haut. Seine Frau war die Meistervampirin.

Wie alt konnte sie sein? Gerade erst ein paar Tage. Und doch besaß sie solche Macht. Das hieße, nur einer konnte sie zur Vampirin gemacht haben. Nur einer konnte durch sein mächtiges uraltes Blut eine Entwicklung vorantreiben, die Jahrhunderte, wenn nicht sogar Jahrtausende dauerte.

Arah.

Sie musste gespürt haben, was seine Frau in sich trug. Aber warum lebte er noch? Jeder, der Arah begegnete, starb. Außer sie brauchte und benutzte ihn. Und Mark war hier, hier bei Luna Lupus. Bei Arah's Feinden. Wollte sie genau diesen Umstand heraufbeschwören? Einen Machtkampf, in dem sie mit einem einzigen Angriff hereinplatzte und ihre geschwächten Gegner vernichtete?

Anthana würde es erst einmal für sich behalten, was sie sie entdeckt hatte. Wessen Spur sie hier gefunden hatte. Sie musste es hinbekommen, die Alphas Seite an Seite kämpfen zu lassen. Dann fände Arah keinen geschwächten Clan, sondern einen viel stärkeren vor. Das würde viel Fingerspitzengefühl bedeuten.

Aber beide hatten eine große Schwäche, die sie verband. Lara. Und genau das, würde sie benutzen. Aber noch bestand etwas Zeit. Sollte Arah wirklich kommen, so musste sie sich vorbereiten. Sie musste das schwarze Buch finden und nachlesen, was das Auftauchen der Meistervampire bedeutete. Es waren fünf, oder doch sechs? Wenn sie sich nur erinnern könnte. Es hatte ganz sicher etwas mit Arah zu tun, etwas, das ihre Schwester plante.

Anthana würde in den Äther tauchen müssen. Vielleicht gaben die Geister ihr eine Antwort, zeigten einen Weg. Sie musste sich beeilen, zurück sein, bevor es sich zuspitzen konnte.

Ihr Körper flimmerte und war verschwunden. Nur das leise Atmen von Mark und Lara glitt durch den Raum. Draußen, vor dem Fenster, tobte der Wind, blies und zerrte an den Blättern, aber hier drinnen, herrschte der Frieden der Schlafenden.

<<>>

Im kleinen Keller von Mark und Lucy

Er blickte auf. Die Gedanken kreisten, während in Lennord die geschriebenen Worte nachhalten. Eine Zeit lang, saß er nur da ohne zu einem klaren Schluss kommen zu können. „Vampire“, „Dunkelheit“, „Opfer“, „Blut und Verbindung“, „Vampirin Arah“. Er fühlte sich wie vor einem Fernseher, in dem das Auto über die Autobahn raste und die Worte immer wieder eingeblendet wurden. Schneller und schneller, ohne dass er bremsen oder lenken konnte. Die Meldung tauchte in seiner Erinnerung auf. „Es gibt Vampire.“

Wieder nur Fetzen und Worte. Dr. Seigh, das Blut in der Maus, die Pressekonferenz und schließlich das Feuer, das dem allen ein Ende setzte.

Langsam kehrte wieder Ruhe in ihm ein, die Gedanken bewegten sich wieder auf geordnete Bahnen zu. Er hatte diese ganze Angelegenheit, so wie auch seine Kollegen einfach nur als Unsinn abgetan, als großangelegte Werbeaktion. Er sah sich darin bestätigt, als sich sprichwörtlich jede weitere Spur in Rauch auflöste.

Lennord war in den Keller gegangen, weil sich meist dort Geheimnisse versteckten. Dinge, Sachen, an die man nicht erinnert werden wollte. Eine gescheiterte Ehe, das gestorbene Kind. Oft fand er gerade im nicht Offensichtlichen den Weg zur Aufklärung eines Falles. Der Keller war die Fundgrube schlechthin für solche Dinge.

Aber das hier?

Im Grunde wusste er gar nicht, was ihn so sehr daran störte. Es passte einfach nicht. Das Bild, das er sich gezeichnet hatte, die Spuren, die er im Geiste sah, ließen so etwas nicht zu. Und doch war es genau das Geheimnis, was er gesucht hatte. Die Verbindung, die dieses normale Leben, so aus den Bahnen geschmissen haben könnte.

Er glaubte nicht an das Übernatürliche, an Vampire. Und doch?

Das Fehlen der Leiche, das zerplatzte Fenster. Das waren Spuren, die auch er nicht außen vor lassen konnte.

Aber Arah konnte ebenso eine dieser geistig gestörten Individuen sein. Es war nur ein Schritt, der jemanden zum Verbrecher machte. Und diese Arah befand sich allem Anschein nach, außerhalb der normalen Gesellschaft, lebte in ihrer eigenen Welt. Sie konnte die beiden getötet haben, entführt und nur ein verdrehtes Spiel ihrer verschobenen Realität spielen.

Lennord steckte die Briefe ein und schloss die Kiste wieder. Er musste noch einen Tatort besuchen. Vielleicht fand er dort weitere Anhaltspunkte? Nur eine Tatsache, eine unbedeutende Kleinigkeit, die ihm wie ein Fingerzeig den Weg weisen würde. Er verließ den Keller des Ehepaars Sanders und schloss hinter sich ab. Als er sich seinen Weg durch das Halbdunkel zur rettenden Treppe bahnt,

konnte er nicht umhin zu bemerken, dass ihm die Schatten, diese Dunkelheit hier unten, bedeutend unangenehmer wurde, als noch vorhin.

Er beschleunigte den Schritt, erreichte den Hauseingang, ließ die Kellertür ins Schloss fallen und öffnete die Haustür. Eine leichte Brise wehte ihm ins Gesicht. Er atmete tief ein, schmeckte den reinen Sauerstoff und spürte, wie seine Lungen sich füllten. Lennord verharrte einen Augenblick auf dem Bürgersteig.

Es musste der Keller gewesen sein, der das ausgelöst hatte. Abgestandene Luft, zu wenig Sauerstoff und was da noch alles aus den Rohren sickerte. Arah war nur eine Spur, nicht der Schlüssel zu etwas, das alles Bekannte umschmiss. Es amüsierte ihn doch schon etwas, wie sehr diese Umstände seinen sonst so klaren Verstand verwirren konnten. Thesen und Schlussfolgerungen waren so eine Sache. Ließ man sich zu sehr darauf ein, erschufen sie eigene Wahrheiten, die der Wirklichkeit abhanden kamen. Aber es konnte auch einfach nur sein, dass er müde wurde. Seit heute morgen um sieben war er auf den Beinen. Noch nicht mal eine richtige Mittagspause war drin gewesen.

Auf zum letzten Tatort. Dann war definitiv Schluss für heute. Er musste dringend abschalten, wenn sein Verstand so bereitwillig den Abwegen folgte. Er machte sich auf den Weg über die Straße und stieg in den schwarzen BMW. Praktischerweise wurde ihm dieses PS-starke Ungetüm als Dienstwagen gestellt. Einer der wenigen Vorteile des Jobs. Er programmiert das GPS auf die Adresse vom Foto. Dann fuhr er von dem Parkplatz herunter und fädelt sich in den Verkehr ein. Die Straßen waren erleichternd geleert. Nur vereinzelt rauschte noch ein Wagen über die Straße, ein Spätzünder, der zum heimischen Bett oder auch zur nächsten Liebschaft eilte. Ein Blick auf die Anzeige, erklärte auch warum. Es ging stark auf die 12 zu. Ein Schrecken durchfuhr ihn. Das hieße, dass er geschlagene zwei Stunden in der Wohnung zugebracht hatte. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Was sollte denn so viel Zeit gekostet haben? Es musste um die zehn gewesen sein, als er die Wohnung verließ und sich dem Keller zuwandte. Ok, dem Durchwühlen der Kartons gab er gerne eine Stunde. Aber wo war die Andere hingegangen? Hatte

er wirklich eine geschlagene Stunde beim Lesen der Briefe verbracht? Oder hatten sich die wirbelnden Gedanken, wo er mühsam versucht hatte wieder Fuß zu fassen, so lange hingezogen? Ein Umstand, der ihm gar nicht gefiel. Eine leichte Besorgnis regte sich im hinteren Winkel des Verstandes. Das war nicht gut, egal, was da gerade passierte.

Eine gute halbe Stunde verging, in der er sich durch Seitenstraßen schlängelte, Kreuzungen durchfuhr und des Öfteren von roten oder gelben Signalen zum Anhalten gebracht wurde. Umso näher er dem Stadtteil kam, der wohlwissend in keinem Reiseführer erwähnt wurde, umso dunkler wurden die Gassen. Von kleinen gemütlichen Einfamilienhäusern, wechselte es zu Hochhäusern mit verwittertem Stein, dessen Fenster im Erdgeschoss mit Brettern zugenagelt waren. Hier verließ sich keiner auf eine Alarmanlage oder bruchsicheres Glas. Bis die Polizei alarmiert worden war und auch wirklich ihren Weg hierhin fand, verging oftmals bis zu einer Stunde. Von jedem Stadtplan war es schon vor geraumer Zeit gestrichen worden. Das hier war Sperrgebiet, in dem es nichts mehr zu retten gab. Hier redete keiner mit der Polizei. Es wurde sofort gezogen und geschossen, sobald nur eine Uniform auftauchte. Jeder hatte Dreck am Stecken. Kein dunkles, verstecktes Geheimnis, sondern offensichtlich einen kriminellen Weg eingeschlagen.

Er fuhr den Wagen an der dunklen hohen Ruine vorbei. Noch vor einigen Jahren war da drin eine Kirche gewesen. Voller Hoffnung hatte der neue Bischof versucht, den Glauben in diese Gegend zu bringen. Eine Armenküche im Pfarrhaus, direkt daneben der Second Hand Laden, waren seine ersten Bemühungen. Es sah gut aus, eine Zeit lang. Jeder glaubte, dass es wirklich funktionieren könnte. Die Menschen, gebeutelt und getrieben, erschienen in Schlangen, um sich ihre Ration abzuholen. Polizisten, die Feuerwehr, beteiligten sich in Ehrenarbeit. Der Bürgermeister richtete sein Appell an die Stadt und sorgte so dafür, dass die nötigen Gelder flossen.

Aber es war nie die Armut dieses Viertels gewesen, die das grundlegende Problem darstellten. Es waren die Geschäfte, die nicht unter der Hand abgewickelt werden mussten. Und so eine Aufmerksamkeit durch die Öffentlichkeit, störten diese. Es kam, wie

es musste.

Der Bischof wurde erschossen. Am helllichten Tag, mitten auf der Straße. Die Polizisten, die das aufklären wollten, ereilte das gleiche Schicksal. Und so zogen sich alle wieder zurück. Der Bürgermeister sprach nie mehr auch nur eine Silbe von diesem Stadtteil. Die Kirche und das Pfarrhaus wurden geschlossen und zum Verkauf angeboten. Natürlich kaufte es niemand. Und so verfiel es immer mehr. Das Zeichen eines Glaubens, der verloren hatte.

Er erreichte den Parkplatz, der zum Club gehörte. „Nighter`s“ leuchtete in grellen rosa Neon Buchstaben an der Wand. Die Buchstaben flackerten und zuckten. Eine Frage der Zeit, bis auch sie den Geist aufgeben würden.

In diesem Viertel suchte man keine Vermissten, hier fand man das Ergebnis. Prostituierte, Drogenabhängige und Dealer. Der fortgeführte Weg, des als junges Ding weggelaufenen Teenager Rebellion. Eine Endhaltestelle, die als Folge nur noch die Überdosis zu ließ, den letzten Schritt. Von hier entkam man nicht.

Lennord wunderte es nicht, dass er am Eingang kein Absperrband vorfand und der junge Polizist in Zivil drinnen auf ihn wartete. Lennord ging auf ihn zu und zog seine Marke.

Der Andere nickte zur Begrüßung. *„Sie haben sich ja ganz schön Zeit gelassen. Geschlagene zwei Stunden warte ich schon hier. Ich könnte schon tot sein, wenn es etwas zu holen gäbe.“*

Lennord sparte sich einen Kommentar dazu.

„Nehmen Sie am Eingang Stellung und behalten Sie meinen Wagen im Auge. Ich würde ihn gerne unbeschädigt vorfinden.“

Der Polizist setzte zu einer Antwort an, schluckte es dann herunter und machte sich mit ausdrucksloser Miene auf den Weg.

„Versuchen Sie es gar nicht erst mit einem Warnschuss oder dem Anrufen. Zeigen Sie bei Problemen Ihre Waffe, nicht die Marke. Und keine Schwäche! ... Verstanden? ... Die würden es sofort spüren. ... Bekommen Sie das hin?“

Der Polizist zögerte, blickte Lennord ungläubig an, dann sackte das Verstehen ein und er begriff, dass Lennord es ernst meinte. Ein zögerliches „Ja“, rutschte über seine Lippen.

„Wer sich im Bau der Wölfe rumtreibt, der darf auch keine Angst haben, zu beißen. ... Aber keine Angst, ich brauche nicht lange. Wo wurde der

Fingerabdruck gefunden?

Verwirrt sah der junge Typ ihn an, dann zeigte er auf den ersten Tisch auf der rechten Seite, direkt hinter einer Säule. „Ok“, sagte Lennord und bedeutete ihm mit einem Nicken, dass er verschwinden könne. Der Polizist sah ihn an, musterte ihn, dann drehte er sich widerwillig um und machte sich mit schlendernden Schritten auf den Weg.

„*Ein Kratzer und Sie können sich als Verkehrskadette bewerben.*“ Der junge Typ hatte es auf einmal sehr eilig und verschwand durch die Eingangstür. Ein bisschen Motivation, schadete nie. Der würde noch eine Menge lernen müssen, das war klar.

Lennord gab sich erst einmal ein paar Minuten und blickte sich um. Der Raum war in vollkommene Dunkelheit getaucht, dass nur phasenweise von den Scheinwerfern in den Ecken verscheucht wurde. Es hätte nicht des Aufklebers am Rahmen „Revier 530“ benötigt, um ihn erkennen zu lassen, dass die nicht hierhin gehörten. Er sah an der gegenüberliegenden Wand den Sicherungskasten, dessen Plastik zerstört war und man nur heraushängende Kabel sah. Er wandte sich der Sitzecke zu seiner Rechten zu und nahm Platz. Jetzt brauchte er sich keine Sorgen zu machen, dass er Spuren verwischte. Die Spurensicherung war raus und Lennord wusste, dass sie hier nicht ihr Bestes getan hatten. In diesem Viertel tat das keiner, der schon länger dabei war.

Von seinem Platz aus hatte er die breite Fläche im Blick, auf der die weißen Kreideumrisse zu sehen waren. Ganz sicher war das die Tanzfläche gewesen. Die riesigen Boxen am Boden und an der Decke waren genau daraufhin ausgerichtet. Er sah die Theke, an dessen Rändern, die Gläser abgestellt worden waren. Getränke in allen Variationen und Farben. Er zählte auf dem Tresen alleine schon 20 Stück, verteilt und auch in Gruppen platziert. An seinem Tisch standen drei Gläser. Ordentlich in der Mitte platziert und kein einziger Lippenabdruck zu erkennen. Die Gläser waren nicht angerührt worden. Er sah 5 weitere solcher Tischecken, teils mit Bänken, teils mit Barhockern. Doch nicht einer wies diese Ordnung auf, wie der an dem er jetzt saß. Auf den Anderen erblickte er abgelegte Zigarettenpackungen, angetrunkene Flaschen und Gläser.

Zweckentfremdete Inhalte, in deren Brühe Kippen schwammen. Zu seiner Linken, an der breiten Metallsäule, hing das rote Hinweisschild mit dem Rauchverbot. Natürlich hatte sich keiner daran gehalten. Und noch etwas fiel ihm auf.

Der Club war bemerkenswert sauber. Für dieses Viertel alleine schon ungewöhnlich. Und für die Kreideumrisse zu unpassend. Es gab keine Spuren einer Flucht, keine Zeichen einer ausgebrochenen Panik, wie umgekippte Stühle und zerbrochene Gläser. Das war im höchsten Maße seltsam. Er stand von der Bank auf und ging in die Mitte dieser Tanzfläche. Auch hier. ... Die Opfer fast in Reih und Glied. Wie nebeneinander abgelegt. Wenn dieser Club randvoll gewesen war, wieso war dann keiner weggelaufen, als der erste starb? Es gab 12 solcher Umriss. Selbst wenn es 12 Täter gewesen wären, so dauerte so ein Angriff. Er stellte sich rechts von der Tanzfläche und erblickte die Anhöhe. Fast schien es so, als hätten die Leichen in Reih und Glied dorthin geschaut. Er verwarf den Gedanken wieder. Hier hielt niemand eine Rede und wenn doch, so würde sich der Redner in so einem Kreideumriss wiederfinden.

Wer das hier auch angerichtet hatte, wies nicht mal eine Spur von Zurückhaltung auf, was die Gewalt als Mittel anging. Mehr konnte Lennord hier nicht finden. Er musste in die Gerichtsmedizin. Wie waren die Opfer getötet worden?

Nicht ein Tropfen Blut auf dem Boden. Keine Patronenhülsen, keine herumfliegenden Tatwaffen, die missbraucht worden waren. Anhaltspunkte für Lucy würde er hier nicht finden. Aber das Bild der unbenutzten Gläser wirkte wie absichtlich platziert. Vielleicht war hier nur inszeniert worden? Aber keine voreiligen Schlüsse ziehen. Er brauchte erst noch Klarheiten und mehr Fakten. Er drehte sich noch einmal um, ließ den Blick durch den Raum wandern und fing alles ein. Dann wandte er sich um und ging zum Ausgang.

Er öffnete die dicke Eisentür am Eingang und ging nach draußen. Er brauchte nicht einmal eine Sekunde, um den jungen Polizist ausfindig zu machen. Er spazierte über den Parkplatz, pfiff eine Melodie und zog an einer Zigarette, die ihn hellrot scheinen ließ. Eine leichte Beute, wenn er sich lohnen würde. Die Waffe an seiner

rechten Seite, war durch die Ausbuchtung der braunen Seidenjacke leicht zu entdecken. Wer zur Hölle war auf die Idee gekommen, so jemanden hier in die Gegend zu schicken? Sollte es jemand aus seiner Abteilung gewesen sein, so würden Köpfe rollen. Man steckte nicht ein weißes Lamm in eine Herde voller schwarzer Schafe. Der junge Polizist lebte einzig und alleine nur aus dem Grund noch, weil er sich nicht lohnte. Keine funkelnde Armbanduhr, keine Kettchen und sonst auch nur die billigere Variation an Kleidung.

Wie die Krähen das Aas umflatterten sie ihn schon. Und der Polizist bemerkte es nicht einmal. Im Hauseingang gegenüber, dessen Tür sich schloss, als Lennord den Club verließ. In der Seitenstraße, in der der nächste Schatten verschwand und nur eine scheppernde Mülltonne eine Spur zeigte. Die funkelnden Brillengläser im zweiten Stock, nur ein Haus weiter, die das trübe Licht der Straßenlaterne für nur einen Augenblick reflektierten. Lennord sah sie. Und das verscheuchte sie für einen Moment. Er würde keine leichte Beute sein, aber sie würden wiederkommen, zu Mehreren, wenn Lennord dann noch da wäre. Sie mussten hier sofort weg. Sonst wäre in ein paar Stunden, nur noch zwei Leichen in einer Seitengasse alles, was von ihnen übrig war. Denn der BMW, wäre es wert. Dass der nicht zum Jüngling gehörte, war zu offensichtlich. Sie hatten darauf gewartet, wen noch erscheinen würde und ob es sich lohnte, einen Angriff zu starten. In ein paar Minuten würde es das, wenn genug zusammengetrommelt waren.

Lennord marschierte zügig los, behielt die Fenster und Dächer ringsum im Auge. Ein verräterisches Funkeln, ein zu langes Rohr und man würde auch keine Verstärkung mehr brauchen. Er erreichte den BMW, ließ die Alarmanlage sich entschärfen und stieg ein. „*Rein mit Dir*“, scharf und ohne Wahl zur Entgegnung schickte er dem Jüngling die Worte hinüber. Der junge Polizist wollte protestieren und setzte zu einer Antwort an. Und da konnte Lennord sich nicht mehr beherrschen. Er stieg aus dem Wagen wieder aus, zog die Waffe des Jünglings aus dem offenen Holster unter dessen Jacke und drückte sie ihm ins Gesicht. „*Soll ich es tun? Es würde weniger schmerzen und ich würde dich nicht erst jagen, bevor nicht mehr als nur Aas von Dir übrigbleibt.*“ Lennord ließ die Waffe wieder in das Holster gleiten und

stieg ein. Er startete den Motor und sah im Rückspiegel, dass eine leichenblasse Miene hinter ihm Platz genommen hatte. Er verließ den Parkplatz mit viel zu viel Gas, die Reifen quietschten und zogen ganz sicher Schlieren auf dem Asphalt.

Nach zehn Minuten des Schweigens hatten sie eine lichtere Gegend erreicht. Lennord stoppte den Wagen an einer Bushaltestelle. Es bedurfte keiner Erklärung, keiner neueren Diskussion, diesmal verstand der Jüngling sofort. Er stieg aus und sah mit ausdrucksloser Miene dem schwarzen BMW hinterher. Im Rückspiegel sah Lennord den Jüngling immer kleiner werden.

Das Adrenalin, das ihn eben noch hochgepusht hatte, schien sich zu verteilen, denn sein Atem wurde ruhiger. Ein Gedanke beschäftigte ihn schon die ganze Zeit. Was machte Lucy, Frau Sanders, in so einer Gegend? Wie hatte so ein unbeholfenes Ding in so einer verkommenen Gegend länger als der Jüngling gerade, überleben können? Was war aus ihr geworden, was musste aus ihr werden, damit sie selber solche Morde begehen konnte?

Und dennoch war es nicht zu 100% bewiesen, dass sie wirklich da gewesen war. Seinem Verstand gefiel dieser Gedanke. Und tief in sich, hörte er einen Namen, der eine Erklärung sein konnte. Die Schatten, die Dunkelheit, die nach der Reinheit griffen. „Arah“. Er war definitiv übermüdet. Es war Zeit nach Hause zu kommen und solche Gedanken abzuschalten. Ihm war klar, dass er das nicht können würde. Diesmal würde er nach der doppelten Ration Schlaftabletten greifen müssen, damit sie wirklich helfen konnten. Hauptsache, er kam endlich zur Ruhe. Ein verwirrter Geist, folgte zu leicht Hinweisen und verfing sich im Netz von Thesen. Und das konnte er bei diesem Fall nicht gebrauchen. Bei Leibe nicht.

<<>>

Ein Waldstück sehr weit entfernt von jeder Stadt

Sie tauchten auf einer Lichtung wieder aus den Schatten auf. Lucy brauchte einige Zeit, um sich zu orientieren und die Amoklaufenden Sinne zu beruhigen. Von allen Seiten strömte es auf sie ein. Der Mond, der sein stärker werdendes Licht über die Erde schickte und alles gleichermaßen erhellte, wie auch noch unnatürlicher erschienen ließ. Es fehlten anscheinend nur noch ein

paar Tage bis Vollmond, so wie es aussah. Lucy konnte das nicht deutlich erkennen, die Mondphasen waren noch nie wirklich in ihrem Interesse gewesen.

„Noch drei Tage“, sagte Arah. Lucy blickte sie an. Hatte sie ihre Gedanken gelesen? Arah lachte. „Du hast mir diese Frage ja förmlich aufgedrängt. Sie wahrscheinlich unbewusst herausgelassen. Keine Angst. Ich dringe nicht in Deinen Verstand ein.“ Sie ergriff die Hand von Lucy und tanzte um sie herum. Lucy ließ sich führen, bewegte sich aber nur steif im Kreis mit ihr. „Luna wird auf lange Zeit Dein einziger Begleiter sein. Gewöhn Dich an sie.“ Lucy blickte sie verständnislos an. „Luna. Der Mond.“ Arah zeigte zur weißen Scheibe am Himmel. „Es ist lateinisch.“ Luna Lupus, schoss es Lucy in die Gedanken. „Lupus, der Wolf.“ Wieder Arah's Antwort auf die unausgesprochene Frage. Daran würde sich Lucy erst gewöhnen müssen. „Oder, Du kontrollierst es besser?“ Sagte Arah und stoppte ihren kleinen Tanz. „Aber das kommt mit der Zeit.“

Lucy hörte ihre Stimme, doch lenkte sie die Umgebung vollkommen ab. Es war wie ein Traum, was sie sah, hörte und fühlte. Der Wind rauschte ganz sanft durch die Baumwipfel, berührte die Blätter nur leicht, die kaum wahrnehmbar im Wind wiegten. Sie konnte förmlich spüren, wie sich das Holz bog und dem Strom der Natur folgte. Das Mondlicht suchte sich seinen Weg überall hin, bis auf die leicht feuchte Erde, die es in mikroskopisch kleinen Diamanten funkeln ließ. Sie sah und spürte unter den Ästen, im Gras, die Bewegung. Würmer, die sich durch die Erde wühlten, Ameisen, die dort unten emsig hin und her tapselten. Die Käfer, die über das Unterholz krabbelten und sogar die Insekten, die in der Rinde einer Beschäftigung nachgingen. Es war, als spräche die Natur selber mit ihr und sie sei nun ein Teil von ihr geworden. Sie entdeckte sogar ganz schwach die Bewegung in den Blättern selbst. Wie ihr Saft sich in kleinen Adern fortbewegte und durch unendlich viele Löcher Feuchtigkeit wieder herausstieß. Alles herum glitzerte im Schein der Nacht. Der Stillstand, die Ruhe selbst, beherbergte eine Emsigkeit an unendlichen Bewegungen und Leben. Lucy konnte sich nicht satt sehen und entdeckte immer mehr.

„Es ist doch etwas ganz anderes, als eine von Menschen verformte Natur, nicht

wahr?“ Klang es in vielfältigen Melodien an ihr Ohr. Lucy riss sich los und die Intensität Ihrer Wahrnehmung verschwand. Aber ihr war klar, dass sie wenn sie es wollte, jederzeit wieder eintauchen konnte. Wie in einen Horizont, der über dem eigentlichen Himmel lag. Einmal gesehen, konnte man es nicht mehr verleugnen. *„Wo sind wir?“* Fragte sie Arah, die sie eingehend beobachtete. *„Ich habe Dir doch ein Schloss versprochen. Komm, ich zeige es Dir.“* Sie ging an Lucy vorbei, die ihr kurz darauf folgte. Es vergingen ein paar Minuten, in denen sie dem festgetrampelten Weg aus Erde folgten. Dann blieb Arah abrupt stehen und drehte sich zu ihr um.

„Schließ die Augen.“ Lucy zog die Augenbrauen hoch. Was sollte das denn werden? *„Ich will nur, dass Du es voll und ganz in Dich aufnimmst. Es genießt in seiner wirklich natürlichen Pracht. Und das geht nur vollkommen, wenn es auf einmal zu Dir strömt.“* Sie bot ihr die Hand an. *„Vertrau mir.“* Lucy zögerte kurz und sah in diese grünen unschuldigen Augen. Was hatte sie schon zu verlieren? Was konnte ihr jetzt noch passieren? Sie ergriff die Hand und schloss die Augenlider. Sie wurde zielsicher weitergeführt, an Bäumen vorbei über eine Wiese. Sie konnte das feuchte Gras unter den Schuhen quietschen hören. Dann blieben sie stehen.

„Mach die Augen wieder auf und genieße es.“ Lucy stand an einer Felskante. Unter ihr ging es fast unendlich in die Tiefe bis auf ein Stück Erde, das sie mühsam als Strand erkennen konnte. Die Wellen trieben nur leicht ihr Spiel, brachen und verloren sich im ständigen Wechsel. Im Zentrum von dem Allen, in Mitten des Wassers, erhob sich ein riesiger Aufbau an Steinen. Er schien selber aus den Steinen gewachsen zu sein, die umso näher sie dem Himmel kamen immer schwärzer wurden. Zur rechten, über dem Ungetüm, der sich vervollkommnende Mond, begleitet von weißen kleinen Strichen, die das Abbild von werdenden Wolken bildeten. Und jetzt erkannte Lucy einen schmalen Weg dort unten, der über eine Holzbrücke sich den Weg hinauf schlängelte. Sie konnte Auskerbungen ausmachen, zwei Türme vor dem breiten schwarzen Eisentor. Und das Bild fügte sich im Einklang des Verstehens, erst richtig zusammen. Es war eine Burg, ein Schloss. Direkt aus dem Fels herausgewachsen und fast nicht davon zu unterscheiden. Nur die Unterbrechungen

der natürlichen Linien, die Kanten und Ecken, ließen erkennen, dass es erschaffen worden war. Es wirkte dort, in mitten des Meeres unter dem sonst schwarzen Himmel, einfach magisch. Wie ein Ungetüm aus einer anderen Welt, das den Weg hierher fand. Lucy erwartete fast, dass es zum Leben erwachen würde.

„*Ungebeuerlich, atemberaubend*“, sagte sie nach einer Weile. Sie konnte den Blick nicht davon abwenden. Umso mehr sie sich konzentrierte, umso mehr Kleinigkeiten entdeckte sie. „*Wie kommst Du daran? Wem gehört es? Wer wohnt da? Wer hat es überhaupt so erschaffen?*“ Lucy konnte ihre Neugier kaum bändigen. Wenn das Schloss schon so einzigartig war, wie war dann sein Besitzer? War er grausam, Schrecken einflößend oder genauso magisch, majestätisch und geheimnisvoll? Sie sah Arah an, die selber gedankenverloren auf den Bau blickte.

„*Ich habe es nicht gerade erst entdeckt. Das stimmt nicht so ganz. Ich besitze es schon seit einigen Jahrhunderten.*“ Lucy unterbrach sie nicht, sie wollte mehr wissen. „*Der frühere Besitzer war genauso eine Größe, wie das, was Du dort siehst. Er ist zu einer Legende geworden, ein Begriff für etwas weit Größeres. Das Versprechen, das das Schloss gibt, hat er wahrgemacht. Vielleicht kennst Du die Geschichte?*“ Arah sah sich zu Lucy um, leicht fordernd, als suche sie etwas an ihr, oder auch in ihr. Dann blickte sie wieder zum Schloss. „*Wohl eher nicht. ... Als einer der Wenigen, kennst du es nicht. Ich traf den Grafen ...*“ „*Ein echter Graf?*“ Fuhr Lucy überrascht dazwischen. „*Ja, zur damaligen Zeit gab es das noch.*“ Ein leicht gereizter Unterton, der dem ungeduldigen Kind zwischen den Zeilen eine Rüge erteilte. Lucy biss sich auf die Lippen, ermahnte sich zur Geduld.

„*Er war ein großer Feldherr, fegte mit seinen Eroberungszügen über das Land. Unaufhaltbar metzelte er seine Feinde nieder. Zu Lebzeiten war er eine Autorität im Glauben. Einem Glauben, dem sich sein Orden verschrieben hatte. Sein Orden ist längst vergangen, zur Asche in der Erinnerung der Menschen verkommen. Doch er ist etwas Anderes. Er lebt weiter, in Mythen und Legenden, von denen nur Wenige die Wahrheit kennen.*“ Arah verstummte. „*Zeitlos in der Ewigkeit*“, kam es abwesend von ihr. Sie schreckte hoch, als würde sie aus einem Traum erwachen und erzählte weiter: „*Ich traf ihn als Mensch. Seine Feinde hatte seine einzige Schwäche gefunden. Seine Frau, seine einzige Liebe, die das Ungeborene in sich*

trug. Sie schickten ihr die Nachricht, dass er in der Schlacht gefallen sei. Sie ertrug es nicht, konnte nicht ohne ihren Liebsten leben und ging in den Tod. Als er vom Sieg betrunken in das Gemach seiner Frau stürzte, um sie in die Arme zu schließen, erkannte er die List seiner Feinde und schrieb unter inneren Qualen auf. Er verfluchte Gott, den Glauben, für den er Jahrzehnte gekämpft hatte. Er schwor Rache an den Lebenden selbst und metzelte alle Bewohner des Schlosses nieder. Es vergingen Wochen, Monate, in denen er die Hölle anrief und seine Seele anbot, aber niemand antwortete. Natürlich nicht. Er erkannte die Grenzen seiner Menschlichkeit, dass er nichts weiter als ein Faden im Netz des Schicksals war und nur akzeptieren konnte. Er würde keinen Gott herausfordern können, keinen Teufel beschwören. Und letztendlich verlor er mit dem Glauben an seinen Gott auch den Teufel. Angesichts des Nichts, der Leere, die zurückblieb, wollte er seine jämmerliche Existenz beenden. ... Und da kam ich zu ihm. Ich bot ihm seine Rache an, die Möglichkeit ewig zu leben und er nahm an. Er konnte gar nicht anders. ... Das Schloss trägt seinen Namen. ... Dracula.“ Der Name wehte durch die Nacht, wie ein Nachhall schien er etwas zu beschwören, das sich verborgen hielt. Arah fuhr fort: „Die Legende sagt, dass der Teufel ihn erhörte. Er ihn an den Blutdurst band und zur Ewigkeit verdammt. ... Den Teufel würde ich gerne mal treffen. Aber im Laufe der Zeit erkennt man, dass es mehr Legenden als Wahrheiten gibt. Kein Gott, kein Teufel, aber dafür Dämonen im Überfluss. Eine berauschte Vorstellung, nicht wahr?“ Arah warf ihr einen Blick von der Seite zu. „Lebt er noch? Ist er ... da ... drin?“ Fragte Lucy. „Nein. Er überließ mir das Schloss. Er ist gewissermaßen da und auch doch nicht. Tot und auch lebendig. Ich erkläre es Dir nachher genauer. Denn er ist Dir ähnlicher als Du denkst. Er war ebenso ein Meistervampir. Seine Fähigkeit war die der Tierwelt. Er konnte mit den Tieren sprechen, sie stumm verstehen und sich sogar in einige verwandeln.“

Lucy fühlte sich ertappt, ein bisschen schuldig. Die Worte Anthanas kamen ihr in den Sinn. Sie sollte es ihr nicht erzählen? Sie wusste es doch schon. Auf die Art, wie sich ihr Körper verändert hatte, war es auch nicht mehr zu übersehen. Lucy sparte sich eine Antwort. Sie war gespannt darauf, was Arah ihr erzählen würde. Sie schien eine lange Vergangenheit zu haben. Sie erwähnte es zwar andauernd, aber zu begreifen, dass da auch Schicksale hinter standen? Andere Schicksale, deren Gefühle sie mit sich herumtrug? Wie viele hatte

Arah getötet, wie viele in Trauer sterben sehen und wie viele vor dem Tod bewahrt? Gab es noch mehr solcher großer Gestalten, wie die, die das Schloss noch immer wieder gab? „Dracula“. Sie hatte den Namen schon gehört, konnte ihn aber nirgends einordnen.

„*Komm jetzt. Ich bin sicher, Du willst es endlich von innen sehen.*“ Arah machte einen Schritt nach vorne und war schon über die Klippe. Lucy zögerte keine Sekunde und folgte ihr. Als Lucy am Boden landete, verdunkelte sich die Erde und die Schatten fingen den Aufprall ab. Sie nahmen ihm die Wucht, so dass nicht mal ein leichtes Vibrieren auf dem Erdreich zu spüren war. Dass Arah es bemerkt hatte, war klar, denn sie stand bereits unten und sah ihrer Landung zu. Keine Miene, Keine Überraschung und auch keine Frage. Arah wusste bereits, was mit ihr geschehen war. Und sie würde ihr die Antworten geben können, es vielleicht sogar erklären?

„*Das überrascht Dich nicht?*“ Fragte sie Arah und zeigte durch ein Nicken auf den Boden. „*Deine veränderte Haarfarbe, die Muster Deiner Haut. Das bedeutet nur eins*“, antwortete sie.

„*Was bedeutet es?*“

„*Das erkläre ich Dir später. Es ist eine Geschichte, die ich im Zusammenhang erzählen muss. Nur noch ein bisschen Geduld. Es wird sich für Dich lohnen.*“

Der Schalk zeigte sich in einem seltsamen Lächeln, dass die blutleeren Lippen verzog. Ein Lächeln, das Lucy nicht ganz einordnen konnte. War es Schadenfreude oder Vorfreude? Sie sollte vorsichtig sein, auf der Hut. Wer wusste denn schon, was passieren könnte? Obwohl Arah ihr noch keinen Anlass für Misstrauen gegeben hatte, nur Anthana hatte es geschürt. Und auch die hatte ihr keinen richtigen Grund dafür genannt. Sie hatte sie nur gewarnt und den Zweifel erweckt. Einen Zweifel, den sie nicht so einfach bei Seite schieben konnte. Arahs Stirn verzog sich, eine Falte, hochgezogene Brauen und ein böser Blick aus ihren grünen Augen. Dann glättete es sich wieder, als wäre es nie da gewesen und sie verfiel in Schrittempo. Sie ging einfach los und schüttelte dabei den Kopf. Lucy eilte ihr nach und wäre fast in sie hineingelaufen, als sie dann plötzlich stehen blieb.

„*Du hast also meine Schwester getroffen?*“

Sie musste wirklich lernen ihre Gedanken unter Kontrolle zu halten.

Oder hatte sie überhaupt keine Chance, bildete sie sich nur ein, frei zu entscheiden? War sie schon längst so eine Marionette wie die Menschen im Club? „*Aber ganz sicher. Weil ich Dir auch gesagt habe, wie Du den Schläger töten sollst, oder?*“ Kam es von Arah.

„*Du weißt davon?*“

„*Ich kann fühlen was Du machst und es wie durch Deine Augen sehen. Aber nicht, weil ich es will, sondern weil Du einfach alles wie auf dem Silbertablett präsentierst. Du bist so unschuldig, so offen und so naiv. Du musst Dich endlich verschließen, sonst wird Dich jeder herum schubsen und manipulieren.*“

Lucy sagte nichts, versuchte das zu verstehen.

„*Wieso glaubst Du meiner Schwester, die Dich töten lassen wollte? Nur für das, was Du bist? Ohne Dir eine Chance zu geben, Dich zu erklären? ... Wieso?*“ Ihre Augen begannen wild zu funkeln und Lucy spürte das Feuer, das bedrohlich in Arah hochzüngelte. „*Ich ... weiß ...*“, setzte Lucy an, wurde aber einfach von Arah überfahren.

„*Einer Schwester, die mich seit Jahrhunderten jagt. Eine Schwester, die jeden meiner Schritte verfolgt und meine Kinder und die, die ich liebe, mit Freuden tötet. Und jetzt hetzt sie mir auch noch Luna Lupus auf den Hals. Habe ich Dir einen Grund zur Sorge gegeben? Fühltest Du Dich auch nur eine Sekunde manipuliert? Schwebtest Du auch nur einen Moment in Gefahr?*“

„*Nein*“, musste Lucy zugeben.

„*Warum dann? Warum glaubst Du ihren Worten? Warum zweifelst Du an mir? An mir, ... die Dich liebt?*“ Arah war jetzt ganz nah bei ihr und strich ihr über die Schläfen, griff unter die schwarzen Haare und senkte ihren Kopf. Die sanfte Berührung ihrer Lippen, nur ganz sanft hingehaucht auf ihren Hals und doch reichte es, um Lucy zu verwirren und ihre Gefühle in Aufruhr zu bringen. „*Ich bin nur so verwirrt. Es ist alles so neu, so viel und so berauschend.*“ Sagte Lucy mit leicht verträumter Stimme.

„*Ich weiß, meine Liebe. Lass mich Dir dadurch helfen, aber Du musst mir vertrauen. Wem sonst kannst Du es?*“ Arah gab ihr einen Kuss auf die Lippen, der wie ein plötzlich aufgestoßenes Tor in die Ewigkeit wirkte. Alle Sorgen und Gedanken verschwanden und Lucy spürte, wie sehr sie Arah begehrte. Sie wollte sich ihr hingeben, am ganzen Körper nur von ihr berührt werden. Arah löste sich wieder, riss Lucy aus diesem Traum, ergriff ihre Hand und zog sie mit sich.

„Und jetzt lass uns endlich reingehen.“ Sie überquerten die kleine Brücke, die nur ein paar Meter über dem Wasser lag. Unter ihren Füßen kochte die Gicht, brachen sich die Wellen und nahmen das Geräusch von hauchdünnem Glas an, dass am Felsen zerbrach. Umso näher sie dem Schloss kamen, umso mehr erkannte Lucy, wie groß es wirklich war und wie klein und nichtig sie sich im Vergleich dazu vorkam. Unendlich in die Höhe ragte es. Von hier untern schien es, als berühre es den Himmel. Sie sah unzählige Vögel, die die Felsen umrundeten, in Gruppen, einzeln und abwartend auf jeder Oberfläche die sich nur anbot. Und mit einem Mal erhoben sich alle gleichzeitig. Der Himmel an der Spitze des Schlosses wurde schwarz, das Mondlicht drang nicht mehr hindurch und wildes Gekrächze übertönte jedes weitere Geräusch. Das war zu viel. Lucy spürte, wie etwas eisiges sie innerlich berührte, danach griff und es zusammenpresste. Sie stöhnte unter Schmerzen auf und blieb stehen. Dort hinein, in dieses Grauen, sollte sie gehen? Ihr Körper, wie auch ihr Geist, wollten es nicht.

„Das sind nur Vögel. Krähen, meine ständigen Begleiter. Sie umwehen meine Pfade, verfolgen meine Spuren. Wie die Zeichen der Schicksalslenker. Doch sie folgen nur und beobachten. Hab keine Angst. Es sind nur Vögel.“ Arah zog sie sanft am Arm. Widerwillig, mit purer Abneigung gab Lucy nach und ging weiter. Das Eisentor öffnete sich von selbst. Es schwang einfach auf und Lucy erkannte, dass es viel zu groß war. Es hatte die Höhe von fünf Menschen übereinander. Für was für Kreaturen war der Eingang gemacht worden? Sie sah die Verzierungen, Leidgeprüfte Gesichter, in Wehklagen geöffnete Münder über das ganze Tor im Eisen verewigt. Den Eingang zur Hölle, würde sie sich nicht anders vorstellen. An der Hand ihrer Beschützerin trat sie ein. Sie hatte Höllenfeuer, schreiende Menschen in Ketten erwartet. Stattdessen empfing Lucy ein goldgelber Schein, der von den Kerzen in schwarzsilbrigen Ständern in den Raum geschickt wurde. Der Boden bestand aus schwarzem Marmor, so glatt poliert und ohne Makel, dass er auf eigentümliche Weise, das Kerzenlicht wiederspiegelte. Die Decke befand sich in scheinbar unendlicher Höhe und machte einem Raum Platz, an dessen Ende sich zwei

Holztreppe schlängelten. Rechts und links, mit einer kleinen, die sie auf eine Erhebung führten. Der Weg, den sie vorzeichneten, führte zu zwei schmalen Eingängen am Ende einer jeden. Und in der Mitte hing ein riesiges Gemälde, flankiert von den Durchgängen.

Der Rahmen war in Kleinstarbeit verziert, Blütenblätter und Rosen, die von Stacheln umwunden waren. Das alles eingearbeitet in Gold, dessen Glanz durch die flackernden Kerzen, nur noch übernatürlicher wirkte. Aber das Bild selbst, fesselte Lucy mehr als das alles drum herum. Sie sog förmlich jede Kleinigkeit auf und schien es wie lebendig fühlen zu können. Pinselstriche, die sich in allerlei Farben mischten, so fein, so willkürlich und doch gaben sie ein klares Bild wieder. Es war eine Frau. Sie saß mit verschränkten Beinen auf dem Boden, den Kopf seitlich gerichtet. Ein weißes zartes Kleid, das ihr in Wellen sogar die Füße verdeckte. Sie hatte schwarze Haare, graue fast farblose Augen und hinter ihren Schultern hob es sich empor. Es streckte sich zum Himmel, voll ausgefaltet und in seiner ganzen Pracht zur Schau gestellt. Es waren Flügel, wie man sie sich nur bei Engeln vorstellte. Der Himmel über ihr war aufgebrochen, öffnete sich für den Schein der Sonne. Ein Licht, das wie ein Wegweiser, den Pfad zum Himmel zeichnete. Über ihr kreiste ein Adler, in der Ferne konnte Lucy ein paar Krähen entdecken. Und ganz unten, am Rand des Bildes, Lucy hatte es erst für den Saum des Kleides gehalten, wand sich eine kleine Schlange. Unscheinbar, genauso weiß wie das Kleid, und doch war es, als gehöre sie zu der Frau. Und während Lucy diese Gestalt betrachtete, schien sie so lebendig zu wirken, dass sie fast unbewusst und drängend drauf wartete, dass sie den Kopf drehte und sie geradewegs anschauen würde.

„*Wer ist sie?*“ Fragte Lucy, als sie sich für einen Moment frei machen konnte. Nur für ein paar Sekunden, um Arah einen Blick zu zuwerfen und dann doch wieder nur gefesselt auf das Bild zu starren. Diese Frau wirkte so erhaben, so makellos und so wissend.

„*Sie war einmal ein Engel. Jetzt ist sie unser Ursprung.*“ Sagte Arah nur.

„*Sie lebt noch? Sie ist ein Vampir?*“ Fragte Lucy. Sie musste sie treffen. Unbedingt, um das in Wirklichkeit zu sehen. „*Ja das tut sie. Seit unendlichen Jahren. Um Jahrtausende länger als ich. Sie hat mich geschaffen.*“

Arah verstummte einen Moment, dann fragte sie: „*Kennst Du die Bibel?*“

Und Lucy musste lachen, blickte Arah an und dachte, sie mache einen Scherz. Aber an ihrem Gesichtsausdruck erkannte sie, dass die Frage ernst gemeint war. „*Mehr oder weniger. Warum? ... Mich wundert, dass Du sie kennst. Wir sind Vampire, Untote, Verdammte, oder? Warum sollten wir uns mit so etwas beschäftigen?*“

„*Du gehst, wie viele Deiner Zeit, von dem göttlichen Hintergedanken dieses Werkes aus. Das Christentum hat es erfolgreich dazu gemacht. Für mich ist es nur ein Buch. Ein Buch mit wunderbaren Geschichten, die dem Menschen einfach nur Botschaften übermitteln. Friede, Liebe und die Erlösung, das Leben nach dem Tod.*“ Diese Worte aus Arah's Mund zu hören? Als wenn der Teufel einen zu Gott bekehren wollte. Von Natur aus, konnte das nur Sarkasmus sein.

„*Es sind grandiose Botschaften, die die Herde in Zaum hält und zum göttlichen Hirten treibt, den man nur in seinem jeweiligen Glauben sehen kann. In seinen Gotteshäusern, den Kirchen, Moscheen oder was auch immer gerade passend erscheint. ... Aber ich denke normalerweise nicht über so etwas nach. Ist ehrlich gesagt einfach zu langweilig und warum sollte es uns kümmern, da wir doch ewig leben?*“ Fragte Arah.

„*Und warum fängst Du dann davon an?*“ Irgendwie verstand Lucy den Gesprächsverlauf absolut nicht.

„*Weil es doch auch mit ihr*“, Arah zeigte auf das Bild, „*zusammenhängt. Sie hat mir die Anfänge erklärt. ... Na ja, es wenigstens versucht.*“ Ein leicht verlegenes Lachen. „*Warum ich auf die Bibel zu sprechen komme... kennst Du die Schöpfungsgeschichte? Das Paradies aus dem wir vertrieben wurden?*“

Es klingelte bei Lucy. „*Adam und Eva? Die von der verbotenen Frucht aßen und herausgeschmissen wurden?*“

„*Die Namen, die Lilith mir nannte, waren Ask und Embla. Ich denke aber, sie meinte genau das. Sonst hätte auch ich es mir nicht erklären können, worauf sie hinauswollte. Also, Adam und Eva. ... Wie auch alles Andere, ist es natürlich verdreht worden. Dem Ziel, der eigenen Mission angepasst worden. Zum einfachen Marketingnutzen verkommen. ... Willst Du es wissen? Willst Du verstehen, woher sie kommt?*“ Arah blickte Lucy erwartungsvoll an. Ihr musste klar sein, dass einmal angeschnitten, sie wissen musste,

worauf es hinauslief. „Ja. Erzähl es mir.“

„Der Name der Frau ist Lilith. In den Legenden zu dieser Zeit ist das der Name der Schlange, die Adam verführt hat oder auch der von Adams erster Frau. Das ironische daran ist, dass beides einen Kern Wahrheit in sich trägt.“

Lucy hing wie gebannt an ihren Lippen. „Es gibt also das Paradies. Es gibt Adam und Eva. Und es gibt einen liebenden Gott. Aber, wenn Du die Bibel gelesen hast, weißt Du, dass er prüft. Er fordert Opfer, nur um die Bereitschaft zu testen. Er versucht die Menschen, um Ihnen zu zeigen, wie groß und stark sie wirklich sind. ... Versteh mich nicht falsch. Ich glaube nicht an dieses Himmel und Hölle Getue. Ich nehme es, wie es kommt und erschaffe mir meinen Himmel und mein Königreich jetzt. Und für manch anderen könnte es ganz sicher die Hölle sein.“ Sie zwinkerte Lucy zu und entblöbte ihre Eckzähne. „Aber ich muss es Dir so erzählen, wie sie es mir erzählt hat. So wie sie es glaubt und weiß, damit Du es auch verstehen kannst.“

„Hat sie Dir gesagt, dass es einen Gott gibt?“ Unterbrach Lucy sie. Arah lachte auf, blechern, hohl und fast ein bisschen böse, ihre Augen glitzerten dabei.

„Sie war im Himmel. ... Sie war ein Engel.“

„Was?“ Entfuhr es Lucy.

„Geduld.“ Arah machte eine Pause, um augenscheinlich die Spannung zu genießen, die die Neugier in Lucy erweckte. „Gott wollte also Adam und Eva testen. Sie prüfen, wie es so oft auch in der Bibel zu lesen ist. Und dafür schickte er einen Engel zu ihnen ... Lilith.“ Wieder eine Pause, für die Lucy sie hätte töten können. Ein bisschen übertrieb sie es ja schon mit der Dramatik. „Der Sage nach, bot die Schlange Adam die Frucht an. Aber was, wenn die Schlange selber die Frucht war?“

Das verwirrte Lucy, dem konnte sie nicht ganz folgen. „Wie meinst Du das?“

„Adam und Eva waren rein. Unschuldig, und wie man es heute auch noch sagt, jungfräulich. Gott hatte sie als Paar erschaffen. Das hieß, sie waren gewissermaßen ein Ehepaar, vor ihm mit Treue gebunden. Gott schickte also Lilith in das Paradies um beide zu versuchen. Nicht mit einer Frucht von einem Baum, sondern mit den Verlockungen ihres Körpers. Der Sinnlichkeit, Lust und Leidenschaft. Warum meinst Du, sagt man, Lilith war Adams erste Frau?“

Lucy wusste keine Antwort, wartete auf das, was unweigerlich

kommen würde.

„Lilith war die erste Frau mit der Adam sich vereinigte. Sie schliefen miteinander, hatten Sex, wie auch immer Du es ausdrücken willst. Und Eva? Sie lernte von ihr die Kunst der Verführung, die Spiele der Leidenschaft. Beide waren nicht mehr dem Paradies und der Reinheit würdig, die Gott ihnen erschaffen hatte.“

„Und Gott schmiss sie aus dem Paradies?“ Fragte Lucy.

„Ja. Denn erstens hatten sie beide ihre Unschuld verloren und zweitens Ehebruch begangen, um es mit dem heutigen Begriff auszudrücken. Sie wurden verstoßen und vermehrten sich. So, wie Du es jetzt siehst. Aber, wie Lilith es sagte, es nie geplant war. Sie sollten als Paar im Paradies bleiben. Als Paar, das die Reinheit der Liebe an sich verkörperte und das in Ewigkeit. ... Guck Dir an, was aus Ihnen, aus uns, geworden ist. Ist Liebe nicht mittlerweile gleichbedeutend mit Sex, Lust, Hingabe und Leidenschaft?“

Auch hier antwortete Lucy nicht.

„Aber wie gesagt. Ich bin kein Kritiker, kein Philosoph. Ich sehe und genieße es zu sehr, um mich daran zu stören. Und im Grunde glaube ich auch nicht, dass es so wirklich angefangen hat.“

„Und Lilith? Ging sie wieder in den Himmel?“

Arah lachte erneut. *„Natürlich nicht.“*

„Aber sie hat doch getan, was er wollte, nicht wahr?“ Lucy merkte, wie sie das Schicksal von Lilith mitriss. Und jetzt schien es, als erkenne sie Leid in deren Augen auf dem Bild.

„Ja, das hat sie. ... Und zwar zu gut. Denn es war nicht nur Adam, der geprüft wurde. Sie sollte ihn prüfen, ihn versuchen, aber sich ihm nicht hingeben. Immer und immer wieder. Auch sie verlor ihre Unschuld. Glaubst Du, Gott ließe sie so wieder in den Himmel? Sie wurde genauso aus dem Paradies vertrieben. Der erste gefallene Engel, wie es heutzutage so schön heißt.“

„Und sie wurde ein Vampir?“

„Nein. Sie durfte ewig unter den Menschen wandeln. Sehen, wie sie geboren werden, sich vermehren und nach dem Tod in den Himmel auffahren. Zurück zu ihm. Und sie würde es nie wieder sehen, nie wieder den Himmel erblicken. Angekettet an eine Menschlichkeit, die nie endete.“

„Wie konnte er nur so grausam sein?“ Entfuhr es Lucy.

„Lilith sagte mir, eigentlich wäre er das gar nicht. Er gab ihr das nur auf ewig, dem sie erlegen war. Der Verführung.“

„Und was ist mit der Vergebung eines Gottes? Der Vergebung der Sünden?“
Fragte Lucy.

„Dafür hätte sie bereuen müssen. Aber das tat sie nie. Nicht damals und auch nicht Äonen an Zeit, die sie mittlerweile lebt.“

„Aber Sie ist ein Vampir?“

„Ja. ... Vor sehr langer Zeit kam ein anderes Wesen in diese Welt. Ein Wesen, das Dimensionen dem Verfall ausgeliefert hatte. Auf der Suche nach neuer Verderbtheit, fand es den Weg hierhin. Dieses Wesen war ein Vampir. ... Kain.“

Lucy blickte überrascht auf. „Kain, der seinen Bruder erschlug?“

„Genau der. Kain, der seinen Bruder erschlug und das Mal erhielt, das ihn auf ewig in die Dunkelheit drängte. Immerzu das Blut seiner Brüder trinkend.“

„Das steht auch in der Bibel“, sagte Lucy.

„Stimmt genau. Ich habe auch nicht gesagt, dass die Bibel falsch oder erfunden ist. Nur, dass die Zusammenhänge etwas entschärft wurden. Die Bibel erzählt die Geschichten, als wären sie alle hier an einem Ort geschehen. Als wären es nur Ausschnitte, Begebenheiten, die irgendwann passiert wären. Aber nicht jede Geschichte endet, weil sie keiner weitererzählt oder aufschreibt.“

„Soll das heißen, dass auch Kain noch lebt?“ Musste Lucy einfach fragen. Die Gedanken purzelten durcheinander, ließen sich nicht greifen und doch ein Bild erahnen, das so viel größer war.

„Nein, jetzt nicht mehr. Er kam in diese, unsere Welt. Überzog die Erde mit einem Blutbad und natürlich wurde Lilith auf ihn aufmerksam. Er machte sie zu einer Vampirin und auf gewisse Weise wurde sie seine Frau. Doch er starb Jahrhunderte später. Merlin, der Zauberer, riss ihm das Herz heraus.“

„Merlin soll auch wirklich gelebt haben? König Artus, die Tafelrunde, der heilige Gral?“

Arahs Augen leuchteten für einen Augenblick. „Dass Du das weißt. Das waren Zeiten. Zeiten, in denen wir noch träumen durften. Es war alles so einfach damals.“

„Du warst dabei?“ Das konnte Lucy nicht glauben.

„Ich war noch ein Kind. Spielte herum und sah zu, wie der Traum erwuchs, wie Merlin ihn mit der großen Persönlichkeit von Artus erschuf. Ob es Merlin wirklich gegeben hat? ... Ich bin seine Tochter.“ Ihre Miene verdunkelte sich schlagartig wieder. „Aber es kam anders, als wir es uns vorher auch nur vorstellen konnten. Merlin wurde getötet. Von wem kannst Du Dir sicher

denken?“

„Von Lilith?“ Fragte Lucy.

„Ja, sie tötete ihn. Und das, ohne selber einen Finger zu rühren. Die Verführerin pur. Aber das erzähle ich Dir ein anderes Mal.“

Sie schwieg und Lucys Blick wanderte zurück auf das Bild. Zu dem Bild einer Frau, das eine Geschichte erzählte, die um einiges größer war, als Lucy es jemals erahnt hätte. Ihr Blick fiel auf das Sonnenlicht, den aufgebrochenen Himmel über Lilith. Wie eine Einladung.

„Und warum lebt sie noch?“ Fragte Lucy.

Arah blickte sie verwundert an. „Wie meinst Du das?“

„Sie ist doch jetzt ein Vampir. Vorher konnte sie nicht sterben. Doch jetzt? Sie könnte sich der Sonne ausliefern.“

„Weil sie jetzt, nach all dem Leid, der Trauer und der Verzweiflung gar nicht mehr zurück will. Jahrtausende so ausgehalten und dann einfach abtreten und hoffen, dass einen der Himmel aufnimmt?“

„Und wenn er sie wieder empfing und zu einem Engel machte?“ Lucys Blick wurde verträumt bei diesen Worten.

Arah musste lachen. „Nein, ganz sicher nicht. Sie will es nicht mehr. Sie hat so lange ausgehalten und dann wieder ankriechen und um Einlass bitten? Sie hat etwas anderes im Sinn.“

„Und was?“

„Rache? Vergeltung?“

„An Gott? Wie sollte sie das machen?“

„Er hat sie vertrieben, aus dem Himmel gerissen und dazu verdammt auf ewig ein Mensch zu sein. Sie will ihm jetzt genau das nehmen, was ihm so viel wert ist. Die Menschen. Es waren die Menschen die er liebte und es auch immer noch tut. Und es waren Adam und Eva, die sie haben ihre Flügel verlieren lassen. Sie wird die Menschheit auslöschen und sich an Adam und Eva, gleichermaßen wie an Gott rächen.“

In Lucy purzelte alles durcheinander. Adam, Eva, Lilith, Kain und auch Gott. Arah ergriff ihre Hand. „Ich weiß, das ist etwas viel auf einmal. Und leider ist das noch nicht alles. Du wirst es verstehen. Keine Angst. ... Komm mit.“ Arah zog sie in den Schatten des Treppenaufganges und sie schlüpfen hinein.

Kapitel 12

Im Kellergewölbe eines verfallendes Zeichen des Glaubens

Anthana tauchte direkt im Kellergewölbe auf. Dort, wo sich in längst vergangener Zeit einmal der Eingang befunden hatte. Sie hatte sich angewöhnt, nie in der Mitte eines Raumes aufzutauchen, denn man wusste ja vorher nicht, was einen dort erwartete. Hier konnte keine Gefahr bestehen, denn erstens wusste keiner außer ihr, was sich hier tief unten in den Katakomben einer aufgegebenen Kirche befand. Die Kirche selber stand in einem der verruchtesten Viertel der Stadt, hier würde keiner so etwas vermuten. Und zweitens gab es keinen Eingang mehr. Er war vor Jahrhunderten durch ein Erdbeben verschüttet worden. Aber Anthana konnte auch so hier rein und so entpuppte sich dieser kleine Zwischenfall an Naturgewalt als wirklicher Glücksgriff.

Sie folgte dem dunklen Gang, verharrte kurz und ließ dann die Kerzen ringsum aufleuchten. Eine von ihr erschaffene Illusion, die ihrem Zweck diente. Denn normale Kerzen würden hier nicht mehr brennen können. Seit ewigen Jahren war auch kein Sauerstoff mehr in diesen Gängen. Ihr machte das nichts aus. Ihre Magie beschützte sie. Sie brauchte kein Essen, kein Trinken und auch keinen Sauerstoff mehr, dafür alterte sie auch nicht mehr. Ein Zauberspruch, den sie in jüngeren Jahren weiterentwickelt hatte, als sie noch nicht wusste, wie lange sie Arah würde folgen müssen.

Sie erreichte die schwarze Vitrine und ließ die Glastüren aufschwingen. Dort drin war es. Das schwarze Buch von Merlin. Alle seine Geheimnisse, Erlebnisse und das Wissen, das er angesammelt hatte. Der Ort und das Versteck des heiligen Grals, eine Liste aller Dämonen und Geister, sogar der Weg in das Paradies und der Name des Wächters, der dort mit seinem brennenden Schwert ausharrte und niemanden mehr passieren ließ. Geheimnisse, um deren Willen normale Menschen ganze Landstriche ausrotten würden, nur um an sie zu kommen. Deswegen war es gut, dass keiner außer ihr wusste, dass es dieses Buch wirklich gab. Sie glaubte sogar, dass Arah selbst nicht mal von dem Buch wusste. Sie hatten die gleichen Geschichten von Merlin gehört, zusammen am Lagerfeuer kauernd. Aber über gewisse

Dinge sprach er mit Arah nicht. So, als habe er vorher schon gewusst, was passieren würde. Aber das war natürlich Unsinn. Denn hätte er es gewusst, so hätte er es doch ganz sicher verhindert. Seinen eigenen Tod vereitelt und Arah von dem Weg zurückgebracht, den sie eingeschlagen hatte. Auf ihn hätte Arah ganz sicher gehört. Aber auf sie? Es bestand schon seit den Kinderschuhen eine Rivalität zwischen ihnen. Eine von Natur aus gegebene Dissonanz. Arah war die Wilde, die Zügellose, die Träumerin. Sie dagegen war sich nur zu genau der Pflichten bewusst, die ihre Macht mit sich brachte. Und ganz sicher war sie diejenige, die alleine über den Verstand entschied, sofern das im Bereich der Magie möglich war.

Neben dem Buch stand die schwarze Schatulle. Kein Schloss und keine Möglichkeit sie zu öffnen. Aber Anthana hätte es auch nicht gewollt. Es ging ein böses, verdorbenes Gefühl von diesem Kästchen aus, als wenn da etwas drin leben würde. So, als wenn dieses kleine verzierte schwarze Eisenkästchen selber leben würde und einen Herzschlag besäße. Selbst für sie, die nicht vor Dämonen und Geistern zurückschreckte, war es furchteinflößend. Es bereitete ihr Unbehagen, so als lauere da etwas, warte auf nur eine Schwäche von ihr. Natürlich war es nur Einbildung. Es war nur ein Kästchen.

Mit seinen letzten Worten hatte Merlin sie angefleht, sein Buch und dieses Kästchen in Sicherheit zu bringen. Arah dürfe es niemals in die Hände bekommen. Sterbend, musste sie es ihm versprechen und ihn einfach zurücklassen. Sie sah ihn danach nie wieder. Fand nur noch eine ausgebrannte Ruine vor. Die Legende Merlin, ihr Vater, nichts mehr erinnerte an ihn, blieb übrig als die Erinnerung in ihr. Und nach all den Jahrhunderten, spürte sie immer noch diesen Stich im Herzen. Sie vermisste ihn auch jetzt noch. Er hätte ihr einen Weg zeigen und ihr sagen können, was sie tun sollte.

Sie ließ das dicke Buch auf einen kleinen Tisch an der rechten Wand sinken und zog sich einen Stuhl heran, der verdächtig knarrte, als sie sich darauf sinken ließ. Sie schlug es auf, fand Sprüche, Anweisungen, wie Mixturen herzustellen waren. Die Bezüge und Linien der Natur, Diana, die Mondgöttin, ihr beständiger Begleiter, der Gehörnte, der Gegenspieler und doch bildeten sie eine Einheit.

So wie Gott und der Teufel in dieser modernen Welt. Steine, Kristalle und ihre wirkliche Bedeutung. Die Symbole und der richtige Nutzen. Danach die Liste aller Dämonen und Engel. Nur wer den richtigen Namen eines Wesens kannte, konnte es beschwören. In dieser Zeit war keiner mehr der Ursprungsnamen zu finden, sie waren den Religionen angepasst worden. Einzig und alleine Merlin kannte sie damals und hatte sie hier aufgeschrieben. Aber nichts davon war neu für Anthana. Sie beide, Arah und sie, waren in allem unterrichtet worden. Sehr genau und unerbittlich. Sie blätterte weiter, überflog die Zeilen einer alten Druidensprache, die selbst Arah nicht mehr lesen können dürfte. Weitere Anweisungen und Sprüche. Aber dann fand sie, was sie gesucht hatte. Der Fall von Kain. Wie Merlin ihn vernichten konnte.

Es fing alles mit Lilith an. Wie sie Adam und Eva verführte, aus dem Paradies und auch aus dem Himmel vertrieben wurde. Jahrhunderte und Jahrtausende wandelte sie als Mensch über diese Erde, ohne sterben zu können. Immer wieder tauchte sie mit anderem Namen und anderem Aussehen, das sich der jeweiligen Zeit anpasste, wieder auf und führte ihren Weg der Verführung fort. Eines Tages kam ein Anderer in diese Welt. Ein Dämon der Schatten. Sein Reich war die pure Existenz der Dunkelheit, ein Bestehen der Schatten selbst. Und mit dem Zugriff auf das Schattenreich konnte er durch die Dimensionen reisen. Lilith verführte ihn und gebar einen Sohn. Samuel, so hieß der Dämon, ließ ihren Sohn bei ihr, da er zur Hälfte ein Mensch war. Und genauso sollte er leben. Dann musste Samuel zurück in sein Reich, da man dort ohne ihn bereits rebellierte und versuchte die Macht an sich zu reißen.

Und etwas Anderes kam in diese Welt. Eine Kreatur, die ihr eigenes Reich dem Untergang geweiht hatte. Sie hatte ihr eigenes Schicksal herausgefordert und Götter getötet. Nosgoth, so hieß die Dimension, fiel dem Verfall anheim. Und Kain, der Dämon, der durch seine Macht auch Zugriff auf das Schattenreich hatte, kam in diese, unsere, Welt. Auch er traf auf Lilith. Und ebenso wie Samuel vorher, verfiel er ihr. Er machte sie zu einer Vampirin. Unter dem Einfluss von Lilith fing Kain an, eine Schreckensherrschaft aufzubauen, mit dem einigen Bestreben, auch diese Welt zu

vernichten. Samuel kehrte zurück und wollte seinen Sohn wieder haben. Aber auch mit Gewalt schaffte er es nicht. Lilith war um einiges stärker geworden und auch Kain war er nicht gewachsen. Lachend schickte Lilith ihn fort und verkündete ihm, dass ihr Sohn mit Vollendung des 30. Lebensjahres ein Vampir werden würde. Und er, Samuel, könne nichts dagegen tun.

Samuel wanderte gepeinigt über die Erde. Hilflös musste er mit ansehen, wie sich sein einziger Sohn unter ihrem Einfluss vollkommen veränderte. Er traf auf Merlin. Merlin bot ihm seine Hilfe an, sofern ihn Samuel dabei unterstützen würde Kain zu töten. Merlin teleportierte sich am Tage, als Kain und Lilith ruhen mussten, in ihr Schloss und nahm den 4 Jahre alten Jüngling mit. Er gab ihn in die Obhut seiner Frau, die ihn mit seinem Leben schützen sollte. Danach bereiteten sie sich auf den alles entscheidenden Kampf vor.

Als erstes musste das Schwert von Kain weg, das den eingesperrten Seelenfänger enthielt. Als nächstes musste ein Stück reiner Erde erschaffen werden, das so geheiligt war, dass Kain dort keinen Untoten herbeirufen konnte. Und dann noch der Zugriff auf das Schattenreich, bei dem Merlin nur Samuel helfen konnte. Denn er selbst hatte dort keine Macht. Es gelang schließlich, sie besiegten Kain. Doch Samuel starb und mit seinen letzten Worten forderte er von Merlin, seinen Sohn in eine andere Dimension zu bringen. Fort von dieser Magie, den Schatten, den Vampiren und Dämonen. Und Merlin versprach es dem sterbenden Gefährten. Am Ende war nur noch eines zu tun. Er schnitt Kain das Herz heraus um seiner Blutmagie die Macht zu nehmen, den Körper wieder zu heilen. Er verwahrte es in einem kleinen schwarzen Kästchen ohne Schloss, das sich zur richtigen Zeit von selber öffnen würde.

Anthanas Blick schreckte kurz hoch, sie sah auf die Kiste, doch sie war noch verschlossen und sie las weiter.

Es würde eine Zeit kommen, in der er selbst, Merlin, nicht mehr sein würde. Es würden Meistervampire auftauchen, die die Macht des Blutes von Kain manifestierten. Blut, Untod, Verwandlung und der Zugriff auf die Schatten. Wenn das passierte, so würde die Menschheit ausgelöscht werden. Und nur die Geister könnten einem

sagen, was zu tun sei. So, wie sie auch ihm sein Schicksal zeigten, so dass er Vorbereitungen treffen konnte.

Er hatte es gewusst. Ihr Vater hatte gewusst, dass er sterben würde und doch hatte er es nicht verhindert. Warum nicht? Anthana verstand es nicht. Aber er hatte ihr einen Hinweis gegeben. Sie sollte die Geister befragen. Nun gut, dann würde sie genau das tun. Den Äther betreten, in dem sie frei herumwirbelten.

Anthana klappte das Buch zu, nahm es von dem Tisch und verstaute es wieder in der Vitrine. Sie war dabei sehr darum bemüht, dieses kleine Metallkästchen dabei nicht zu berühren, es nicht einmal anzusehen. Sie schloss die Glastüren wieder, verharrte einen Augenblick, drehte sich dann um und blickte auf den roten Perserteppich genau in der Mitte des Raumes. Darunter war er, sie hatte ihn vor Jahren dort angefertigt. Ihr persönlicher Kreis, von dem aus sie ihre Zaubersprüche wirkte. Die stärksten, die anstrengendsten Sprüche, die ihre volle Konzentration erforderten. Aber ebenso auch die gefährlichsten, bei denen sie sich vor dem Zugriff der bösen Geister schützen musste. Die, die zerstören wollten. Die, die den Menschen ihr Leben neideten und auch wieder herüber wollten. Es war gefährlich und ein großes Risiko in den Äther einzutauchen. Man wusste nicht, auf wen man traf, welche Mächte dort gerade ihr Spiel trieben. Ein Moment der Schwäche, ein Funken an fehlender Konzentration und man könnte vielleicht nie mehr daraus zurück. Die eigene Seele würde hineingezogen werden und auf ewig dort treiben. Anthana hatte das bis jetzt erst dreimal gemacht. Das erste Mal mit Merlin zusammen. Er begleitete sie und holte sie in letzter Sekunde zurück, als alles verloren zu sein schien.

Sie hatte ihre Lektion gelernt und hütete sich davor, diesen Eingang, diese Möglichkeit, zu missbrauchen. Doch so wie es aussah, wollte Merlin, dass sie genau das jetzt machte. Er forderte sie geradewegs dazu auf und so wie es aussah, hatte er nicht wirklich eine Wahl.

Sie öffnete die oberste Schublade unterhalb der Vitrine und nahm die Säckchen heraus, die dort bereit lagen. Sie ging hinüber zum Teppich und zog ihn bei Seite. Darunter kam es zum Vorschein. Das Pentagramm, das von einem Kreis eingeschlossen wurde. Sie hatte damals ihren Opferdolch Diana gesegnet und es selber in den

schwarzen Stein geritzt. Dann hatte sie sich den Dolch auflösen lassen und die Reste in die Linien gestreut. Am Schluss alles mit dem Feuer selbst gereinigt. Sie nahm den ersten Beutel und folgte dem Kreis, streute dabei das Salz daraus in die Rille. Das Salz der Erde, das dem Kreis die Macht des Schutzes gab. Als sie wieder am Anfang ankam, nahm sie den nächsten Beutel, der die menschliche Schwäche enthielt. Unrat, Haare, Nägel, alles zu Pulver verarbeitet. Auch jetzt umrundete sie wieder den Kreis, sagte leise flüsternd die Formeln auf. Danach der dritte Beutel, der die Asche verbrannter Körper enthielt. „*Mensch, der Du aus Asche kommst und wieder zu Asche wirst.*“ Das Symbol der Endlichkeit, das im Kreislauf der Zeit auch Wiedergeburt bedeutet. Was endete, war auch gleichzeitig wieder ein Neuanfang. Sie folgte dem Kreis erneut und ließ sanft das schwarze Pulver in die Rille rieseln. Im nächsten Beutel waren die Kräuter. Die Kräuter, die ihren Geist öffnen würden, um ihn von seinem weltlichen Körper lösen zu können. In der Mitte des Pentagramms war eine Kuhle, die sie jetzt damit füllte.

Sie legte alles zurück in die Schublade und setzte sich an die unteren beiden Spitzen des Symbols, darauf achtend, dass sie selber innerhalb des Kreises war. Sie sprach die Formel, sagte die Worte, die seit Jahrhunderten in ihrem Wissen verborgen waren. Nach einiger Zeit fingen die Kräuter in der Mitte an zu qualmen und schließlich auch zu glühen. Weihrauch, Myrrhe und eine geheime Zutat, die aber entscheidend für die Wirkung war. Sie ließ ihren Oberkörper wippen, nach vorne, nach hinten, schneller und immer schneller. Der Rauch glitt in ihre Nasenflügel und sie atmete ihn tief ein. Er öffnete und befreite, was die Vernunft weggesperrt hatte. Sie spürte brennende Schnitte auf den Unterarmen und legte sie auf den Kreis. Sie hatte die Augen seit einiger Zeit geschlossen, aber sie wusste auch so, was passiert war. Das Blut floss aus ihr hinaus und füllte den Kreis zu beiden Seiten. Als sich die Bahnen der dunkelroten Flüssigkeit auf der anderen Seite trafen, schlossen sich ihre Wunden wieder. Jetzt würde es schnell gehen. Wie ein Zug, ein Ruck oder auch Tritt und sie wäre drin. Sie ließ die Arme vor sich ausgestreckt auf den Boden sinken und beugte sich so weit nach vorne, dass auch ihre Stirn den Boden berührte. Der Kreis um sie

herum entzündete sich, meterhohe Flammen schossen in die Höhe und brannten in blauer Färbung. Höher und höher züngelten sie, bis selbst Anthana von außen nicht mehr zu sehen war. Ihr Körper zuckte leicht, spannte alle Muskeln an, verkrampfte und lockerte sich dann auch wieder. Sie war drin.

Sie wirbelte umher, ohne Gestalt, ohne Körper und ohne Richtung. Sie folgte einem Strom, der wie im Dunst alle Farben wiederspiegelte. Sie wehte vorbei, an grünverzehrten gelb pulsierenden Gesichtern, an grün verzerrten Abbildern in Pein gefangen und rot pulsierendem Hass und Wut. Wenn sie sie berührte, wurde sie angesteckt, fühlte die Intensität der reinen Emotionen und konnte ihr nicht entkommen. Ein geöffneter Mund, geweitete Augen, ein stummer Schrei und sie flog hindurch. Sie wollte ausweichen, konnte es aber nicht und wurde gefangen, in purem Leid und Schmerz, der ihre eigene Seele aufschreien ließ. Sie brannte förmlich im Wechsel der Gefühle, versuchte dagegen anzukämpfen, sich daran zu erinnern, dass sie nicht hierhin gehörte. Doch umso schneller es wurde, umso mehr sie empfand, so viel mehr Leid, dass es einfach unerträglich wurde, verschwand auch langsam die Erinnerung von etwas außerhalb dessen hier. Sie selber schien erst noch grau, doch dann nahm sie die Farben der berührten Seelen an. Immer intensiver wurde ihr eigenes grün, bei jeder neuen Berührung verstärkte es sich und anstatt durch sie hindurchzufließen, blieb ein immer größerer Teil auch in ihr zurück. Irgendwo ermahnte sie eine Erinnerung, dass sie etwas vergessen habe. Das Bad im Mondlicht, um die Seele zu reinigen. Um so nicht die Last der Menschlichkeit mit hineinzutragen, die einem die Kontrolle stahl. Doch jetzt war es ihr egal. Immer mehr verschwand die Erinnerung an Anthana, an ein Leben außerhalb von dem hier. Eine Ewigkeit hier oder ein Zeitraum woanders? Hier spielte nichts mehr eine Rolle.

Ein Einschnitt, ein Loch, das sich neben ihr öffnete und sie aufsaugte. Weg von den Farben in eine Dunkelheit, die schwärzer nicht sein konnte. War das ihr Tod? Eine Erleichterung, eine Pause, nach dem Trubel, diesem Chaos der Gefühle. Es stoppte abrupt und sie fiel. Sie spürte den Fall, die Geschwindigkeit ohne auch nur einen

Körper zu besitzen. Sie landete auf einem Steinfußboden, umringt von Säulen, sah an sich herunter und entdeckte, dass sie doch wieder einen Körper besaß. Sie richtete sich wieder auf, leicht benommen und noch verwirrt.

„Nach all den Jahren, hätte Dir nicht so ein Fehler passieren dürfen. Gerade Dir nicht.“ Eine Stimme, die sie seit Jahrhunderten nicht mehr gehört hatte. Das war unmöglich! Sie drehte sich um. *„Vater?“* Und da stand er, in blauem Gewand, die weißen langen Haare kraus und wirr bis auf die Schultern, auf seinen knöchigen Stab gestützt.

„Ja, mein Kind. ... Doch Du weißt, dass ich es auch nicht bin. Ich bin tot, nur noch reine Energie, die nur zu einem Zweck wieder zusammengeführt wurde. Für Dich.“

„Wo sind wir hier?“ Sie sah über sich nur Schwärze, hinter den Säulen das Gleiche. Und doch war der Boden hell und die Säulen warfen Schatten. *„Dieser Ort und ich, existieren nicht. Das weißt Du. Und doch wurde er erschaffen, um Dir die nötige Erfahrung und Wissen zu geben. Hätte man mir vorher nicht alles gezeigt, so wäre es mir nicht möglich gewesen Dich zu finden und sogar zu retten. Du bist leichtsinnig geworden, Anthana. Du weißt, was die Mächtigsten tötet? Nur eine Sekunde, eine Unaufmerksamkeit, ein unbedeutender Fehler.“*

Sie senkte schuldbewusst den Kopf. *„Ich weiß. ... Die Erinnerung an Dich, Deinen Tod, muss mich aufgewühlt haben.“*

„Das ist nur eine Erklärung, keine Entschuldigung.“ Streng wie immer. Er hatte noch nie Fehler akzeptiert, Schwäche zugelassen. Er erhob wieder das Wort: *„Aber deswegen sind wir nicht hier. Ich habe nicht Jahre damit zugebracht, um meinen Zauber, einen Großteil meiner Magie, in die Zukunft zu schicken, nur um Dich zu rügen. Nur Du weißt, was Du tust und warum. Und am Ende musst auch nur Du damit Leben, oder eben sterben. Ich nehme an, Du hast es gelesen und deswegen bist Du hier?“*

„Ja“, antwortete Anthana nach einigen Sekunden. *„Aber was ich nicht verstehe ist, warum hast Du Deinen Tod nicht verhindert? Wenn Du es doch vorher wusstest? Ich habe Dich gebraucht, so oft. Du hättest es mir sagen können.“* Anthana konnte nicht dagegen an und merkte, wie ihr Tränen die Wange herunter liefen.

„Ach, meine Kleine.“ Er ging zu ihr, schloss sie in die Arme. Er roch sogar genauso wie damals. Ein bisschen nach den Kräutern mit

denen er arbeitete, vermischt mit einer eigenen Variation von Myrrhe. Stark in der Nase, würzig und doch so angenehm. „*Glaubst Du denn, ich hätte nicht gesucht? Danach geforscht, um eine Möglichkeit zu finden, die uns helfen könnte? Glaubst Du, es war leicht zuzulassen, dass Eure Mutter starb und ich Euch beide verlor?*“

„*Nein, natürlich nicht.*“

„*Ich suchte und suchte. Und dann erkannte ich die ganze Wahrheit, als man mir das Gesamtbild zeigte.*“ Ihre Tränen waren versiegt, sie fühlte sich langsam wieder, wie sie selber. Er entfernte sich ein Stück von ihr.

„*Manchmal muss man ein Übel erst geschehen lassen, damit man es vernichten kann.*“

„*Du sprichst von Arah?*“ Anthana fühlte sich leicht abgewiesen, wie er sie wieder alleine stehen ließ, aber er sollte es nicht merken.

„*Arah, Arathne, ist nur ein Werkzeug, das benutzt wurde. Selbst Lilith, die Frau dahinter, die Gott die Stirn bieten will, ist nur ein weiteres Stück auf diesem Pfad.*“

„*Du sprichst vom Schicksal?*“

„*In gewisser Weise ja, und doch ist es mehr. Einem Plan gleich, der dem Zufall die Macht raubt, aber ihm ebenso entstammt.*“

„*Verzeih, wenn ich das nicht so ganz verstehe*“, sagte Anthana mit einem nicht zu übersehenem Stirnrunzeln.

„*Ich zeige es Dir. Darum sind wir hier. Aber ebenso, weil Du eine Aufgabe zu erledigen hast. Nicht jetzt, sondern in der Zukunft.*“ Merlin strich mit seinem Stab durch die Luft und plötzlich entstand ein Fenster, durch das Anthana das Geschehen beobachten konnte. Genauso, wie durch eine dieser Entwicklungen der modernen Technik, die man als LCD bezeichnen konnte.

Sie sah den Anfang, das Paradies und den Sündenfall. Die Jahrhunderte verstrichen. Dann Merlins Kampf mit Kain. Sie sah, wie Merlin danach eine andere Dimension betrat und den Sohn Samuels in die Hände einer Nonne gab. Sie konnte das Wachsen der Blutlinie über die Jahre hinweg beobachten. Dann der Tod Merlins, das Auftauchen Liliths und die erbitterte Schlacht mit Luna Lupus. Das Sterben der Menschen, der Untergang der Zivilisation und das Aufziehen der ewigen Nacht. Erschaffen und beschworen von Lilith mit der Hilfe von Arah. Es ging weiter, in eine andere Dimension.

Ein anderes Böses, geboren aus der Liebe selbst. Sie sah Dämonen und Engel, Hand in Hand. Gott und den Teufel, Seite an Seite. Himmel und Hölle, verbunden in Einigkeit um alles Leben auszulöschen. Aber sie erblickte auch eine klitzekleine Hoffnung, eine kleine Gruppe, die sich erhob. Und dann verblaste das Bild wieder und zeigte nur einen Ausschnitt, wo sie selber etwas tat.

„Das ist es, worum es hier geht.“ Merlins Stimme wehte zu ihr hinüber, doch so ganz, war sie nicht da. Langsam begriff sie die Zusammenhänge. Wie eines zum anderen führte und sich so eine Handlung manifestierte, die unausweichlich war.

„Aber, ... das kann nicht sein. Das ist unmöglich. Man muss es doch aufhalten können, es verhindern, bevor es richtig anfängt.“

„Ja, das dachte ich am Anfang auch. Aber dann begriff ich, dass wenn selbst das kleinere Übel verhindert würde, das Größere trotzdem passiert. Und um das zu verhindern, bin selbst ich nicht mächtig genug.“

„Es muss doch etwas geben. All die Toten, das Leid....Nur deswegen?“

„Sag mir, Anthana, wenn das Gute zum Bösen wird und das Böse zum Guten. Wer kämpft dann für welche Seite?“

„Das kann ich nicht zulassen, niemals akzeptieren“, entfuhr es Anthana.

„Das da, muss nicht so passieren. Ich werde es abwenden.“

„Ja, meine Kleine. Ich weiß, dass Du das willst. Aber sag mir, wen Du töten willst und wen beschützen?“

Anthana wusste es nicht. Sie spielte es in Gedanken durch, in jeder möglichen Variation. Und doch führte es unweigerlich nur zu einem Ergebnis. „Ich werde es verhindern, irgendwie. Du hast das doch nicht ohne Grund vorher gesehen?“ Protestierte sie.

„Nein, nicht ohne Grund. Mir wurde das Wissen gegeben, um an den entscheidenden Punkten zu handeln. Mein Tod musste sein, wenn ich meine Macht hierauf verwenden wollte. Deine Aufgabe hast Du gesehen.“

„Das soll alles sein?“

„Ja, mehr kannst Du nicht tun. Es liegt nicht in unserer Hand. Aber ich weiß, dass Du Dich dennoch einmischen wirst. Du magst die Vernünftigere sein, aber auch in Dir steckt das wilde Naturell Deiner Schwester. Es war nicht die Beschwörung dieses Momentes, Deine Rettung aus dem Äther, die mich so sehr geschwächt hat, dass ich getötet werden konnte.“

„Was war es dann?“ Anthana klammerte sich an einen Funken

Hoffnung. Vielleicht hatte er einen Weg gefunden? Wenn nicht er, wer dann?

„Ich musste Dir ein Gefängnis erschaffen, das Dich gleichermaßen auch beschützt. Damit Du zum richtigen Zeitpunkt Deine Rolle spielst. Denn sonst würdest Du sterben. Aber in einer noch fernen Zukunft, an einem anderen Ort, wirst Du ebenso gebraucht.“

Wir werden uns nie wieder sehen. Ich bin so stolz auf Dich, meine Tochter, und alle Hoffnung setze ich alleine auf Dich. Es mag eine unbedeutende Kleinigkeit in Deinen Augen sein, was Du zu tun hast. Doch es sind nur Kieselsteine, die Kreise im Wasser ziehen und an den richtigen Stellen sogar Wellen verursachen können. Du wirst es verstehen, mit der Zeit.“

Und dann verschwand er einfach. Mit ihm auch alles Andere, der Steinfußboden, die Umgebung und dann auch sie.

Tief unten im Kellergewölbe einer verfallenden Kirche, zog es sich zusammen. Der Raum selber verschob sich, die lodernnden Flammen erloschen, der Rauch, gerade noch wirbelnd in der Luft, stand still. Und der Körper der Frau am Boden wurde weißer und weißer. Er wurde hart und leblos, zu einer Statue aus Stein, der auch die Zeit nichts mehr anhaben konnte.

<<>>

Im Schloss Dracula

Arah gab ihr ein Glas mit einer dunkelroten Flüssigkeit. Lucy betrachtete fasziniert das gebrochene Licht im dem feingeschliffenem Kristallbecher. Die Flüssigkeit dampfte leicht. Lucy roch das warme Blut, spürte das Verlangen ihres Körpers danach und doch nahm sie auch eine würzige Beinote auf, die sie dann davon abhielt, es einfach zu trinken. „Was ist das?“ fragte sie Arah.

„Es wird Dir helfen, Deinen aufgeregten Geist zu beruhigen, Dich fähig machen, die Kontrolle wieder zu übernehmen, damit Du auch das Übrige verstehen und aufnehmen kannst.“

„Ich bin ruhig“, sagte Lucy.

„Ja, von außen ganz sicher. Aber ich kann spüren, wie es immer noch in Dir herumwirbelt, die Gedankengänge sich überschlagen. Hab keine Angst. Ich vergifte Dich schon nicht.“ Sie schickte Lucy ein honigsüßes Lächeln herüber und durchschritt den Raum. Das Kaminfeuer loderte

knisternd, flackerte und züngelte. Die Wärme beruhigte ihren kalten Körper. Nicht, dass sie fror, aber sie fühlte sich, als hätte man ihr jede Wärme aus den Knochen gerissen und sie selber könne keine mehr produzieren. Vor dem knisternden Feuer ein flacher, breiter Tisch, dessen Buchenumrandung kunstvoll verziert und in allerlei Formen geschnitzt war. Sie saß davor in einem Sessel, dessen roter Bezug sie einsinken und sich entspannen ließ. Schräg neben ihr, leicht seitlich gestellt, noch ein Exemplar der Bequemlichkeit, wie es auch sie selber beherbergte. Um sie herum hohe Wände mit Regalen, die ebenso in Kleinstarbeit verziert worden waren. Gefüllt mit Büchern, Bänden und dicken Wälzern. Lucy machte gar nicht erst den Versuch, die Titel zu lesen. Bücher hatten sie noch nie interessiert und jetzt würde sie ganz sicher nicht damit anfangen.

„*Hast Du die alle gelesen?*“ Fragte sie Arah. Arah schloss die dunkelbraune Kommode an der Wand gegenüber und hielt ein Kästchen in Händen, als sie sich umdrehte. „*Leb erst mal hundert Jahre, dann werden Bücher zu unverzichtbaren Begleitern. Sie sind der Zugriff auf ein Leben, wie es unserer eins es niemals mehr haben wird. Und doch können wir durch diese kleinen Werke, ob Kunst oder Schund, auch in ein normales Schicksal wieder eintauchen. Sie kam zu Lucy herüber und nahm auf dem anderen Sessel Platz. Das Kästchen stellte sie auf dem Tisch ab. Als sie Lucys fragenden Blick bemerkte, sagte sie: „Geduld. Ich zeige es Dir gleich. Doch zuerst muss ich weitererzählen. Damit Du es ganz verstehen kannst.“*“ Lucy nahm den letzten Schluck aus dem Glas und stellte es dann auch auf dem Tisch ab. Sie konnte durch die feinen Schliffe das Feuer züngeln sehen. In mehreren Schichten übereinander gelagert, schien es durch die Kanten und Flächen. Es war Blut gewesen. Sie konnte in sich spüren, wie es sie stärkte, belebte und neue Kraft durch ihre Adern schickte. Aber es beruhigte sie auch. Sie fühlte, wie sie sich merklich entspannte. Sie ließ sich tiefer in den Sessel sinken. So könnte sie sogar direkt einschlafen. Und seltsamerweise war sie wirklich erschöpft und ausgelaugt. Es war einfach zu viel gewesen, dass in zu kurzer Zeit passiert war. Bis jetzt hatte Arah ihr viel erzählt, überhaupt hatte sich das Bild, das sie von ihr gehabt hatte, gewandelt. Hinter dieser wilden, teils herrschen

und temperamentvollen Person, war so viel Wissen und Erfahrung versteckt. Nicht einen Hauch hatte sie versucht ihr zu schaden. Im Gegenteil, sie hatte sie begleitet, ihr alles erklärt und geholfen es zu verstehen. Wie hatte sie nur so an ihr zweifeln können?

„Ich war nicht überrascht, als Du wieder auftauchtest und die Zeichen der Schatten mit Dir führtest. Es war nur eine Frage der Zeit, bis es passieren musste. Und unscheinbar, in Dir noch versteckt, habe ich es vorher schon fühlen können. Nicht ohne Grund habe ich Dich so sehr auf die Magie der Schatten hingewiesen. Sie konnten aber nur erweckt werden, wenn Du es zugelassen hättest, bereit warst, Dich zu öffnen. Genau das hast Du getan, fast wie durch einen Zufall, hast Du genau das Richtige gemacht. Willst Du wissen, was dahinter steckt?“

„Ja. Erzähl es mir“, sagte Lucy.

„Es fing alles mit Kain und seiner Macht an. Einer Macht, die mit seiner Existenz verbunden war. Er wurde von Merlin getötet und so ging auch seine Magie mit ihm ins Grab. Er hatte Lilith zwar zur Vampirin gemacht und sie wurde unsterblich, schneller und stärker, so wie sich auch ihre Sinne um ein Vielfaches verschärften. So, wie auch bei jedem anderen Vampir. Doch auf die Urquelle, die Macht Kains, konnte sie nicht zugreifen, wenngleich sie auch noch in ihrem Blut steckte. Lilith war klar, dass sie so die Menschheit niemals stürzen könne. Sicher, im Laufe der Jahrtausende wurden ihre vorhandenen Kräfte immer stärker, doch Kain selbst wurde schon so leicht vernichtet. Sie aber war nur eine gewöhnliche Vampirin. So konnte sie nicht meiner Schwester oder auch anderen Mächten gegenüberreten. Sie zog sich wieder zurück und wartete geduldig während die Jahre vorbeistrichen bis das Unvermeidliche passierte. Der erste Meistervampir tauchte auf. Der des Untodes. Wie er heißt, weiß ich nicht. Lilith hat es mir nie gesagt. Aber seine Macht, die Macht, die in seinem Blut erwachte, war ein Teil der ursprünglichen Quelle. Kain selbst hatte bestimmte Fähigkeiten. Zum Beispiel seine Blutmagie, die Verwandlung, der Untod und die der Schatten. In Dracula erwachte die Kraft der Verwandlung. Er konnte sich in Tiere verwandeln, sie beherrschen und seinem Willen unterwerfen. Deine Fähigkeiten kennst Du ja. Es ist die wieder erwachte Macht Kains, die da in Dir tobt und auf die Du zugreifen kannst.“

Arah erhob sich von dem Sessel, nahm das Kästchen vom Tisch und öffnete es. Sie zeigte Lucy den Inhalt. Ein schwarzer Diamant an einer silbernen Kette. „Mach schon, nimm es raus und zieh es an. Es ist

ein magischer Stein. Ein Symbol Deiner Meisterfähigkeit, das Dir hilft, sie zu kontrollieren“, sagte Arah.

Lucy zögerte, ein leichtes Vibrieren ging von dem Stein aus und fand seltsamen Anklang in ihrem Innern. *„Trau Dich. Keine Angst, es kann nichts passieren.“* Versuchte Arah sie zu motivieren.

Lucy nahm die Kette heraus, legte sie sich an den Hals und wollte sie schließen. Doch als der Stein mit ihr in Berührung kam, leuchtete er auf, bohrte und zog er an ihrem Innern. Sie fühlte, wie ihr Herz zusammengepresst wurde und sie atmetet nur noch keuchend. Der Stein wurde immer heißer, Lucy ließ die Kette los, doch er fiel nicht. Er wand sich an ihre Haut und grub sich in ihr Fleisch, in die Brust. Sie versuchte ihn wegzuziehen, zu lösen, doch es ging nicht. Ein kurzer Schmerz, der fast unerträglich wurde, dann war der Stein verschwunden und die Schmerzen ebten ab. Aber sie spürte ihn noch in sich, wie ein anderes Lebewesen. Sie nahm die Kette von ihrem Schoß, wollte aufspringen und merkte, dass ihr dazu die Kraft fehlte. Sie fiel wieder in den Sessel zurück und spürte, wie sie immer schwächer wurde, ihr Geist selber sie in den Schlaf ziehen wollte.

„Was ... hast Du gemacht?“ Brachte sie nur mit großer Anstrengung heraus. Arah nahm ihr die Kette ab, legte sie in das Kästchen zurück und platzierte es wieder auf dem Tisch. Lucys Wahrnehmung verzerrte sich, alles schien zu schwanken, verlor an Farbe und erhielt sie im Wechsel auch wieder zurück.

„Du dummes Kind. Was glaubst Du, bringt es Lilith, wenn Du diese Kraft hast? Was hätte sie dann davon? Du bist der Träger, aber sie wird sie benutzen.“ Arah lachte böse und funkelte sie an.

„Aber warum hast Du das getan? Warum hast Du mir erst alles erzählt? Ich habe Dir vertraut ... Werde ich sterben?“ Es wirbelte alles in ihr und schoss quer. Nur mit Anstrengung konnte sich Lucy noch wach halten.

„Du wirst nicht sterben. Ewig eingesperrt wirst Du sie mit Macht versorgen. So wie alle anderen vorher auch. Ich brauchte Dich nur, um Dich hierhin zu bekommen und Dich solange in Sicherheit zu wiegen. Denn hättest Du gewusst, was Du alles wirklich kannst, wäre ich Dir nicht mehr gewachsen gewesen. ... Du hast es mir so einfach gemacht. Von Anfang an. Sag mir, Lucy, seit wann bist Du ein Vampir?“ Sie lächelte Lucy an, doch sie nahm es nur als

verzogene Maske auf.

„*Ich ...*“ versuchte Lucy sich zu erinnern. Aber sie konnte es nicht fassen, nicht in Worten ausdrücken.

„*Du hast es doch gesehen. Du hast gesehen, was ich mit den Menschen im Club gemacht habe. Ein leichter Zauber aus meiner Hexenkiste. Du bist so naiv, so unschuldig und genau deswegen warst Du interessant.*“ Arah stand auf, kniete sich vor sie, strich ihr mit der Hand durch das Haar. Lucy konnte sich nicht einmal mehr abwenden, ihrem Körper war jegliche Kraft entwichen.

„*Meine kleine Lucy. Du kannst Dich nicht erinnern, nicht wahr? Aber das ist kein Zufall.*“ Arah sprach ein paar Worte, die Lucy nicht verstand. Und auf einmal schossen Bilder in ihren Verstand. Sie sah ihre Hochzeit, sah ihr Leben, wie Mark die Wohnung verließ und Tom erschien. Sie bäumte sich mit aller Kraft auf, doch mehr konnte sie nicht. „*Mark*“, entflohen es ihren Lippen, dann fielen ihr die Augen zu. Arah lachte und sah Tom an, der am Ende des Raumes aus den Schatten auftauchte. Er sah erschrocken aus, eingeschüchtert, fast klein und zerbrechlich. „*Bring sie hinunter zu den Anderen.*“ Tom nickte, traute sich nicht, auch nur ein Wort zu sprechen. Er hob Lucy vom Sessel hoch und ging mit ihr in die Schatten. Arah wartete ein paar Minuten, dann folgte sie ihm.

Sie tauchte auf und sah Tom vor den Kästen stehen. Die Türen und Wände aus Glas, standen sie nebeneinander. Tom stand vor dem Äußersten und betrachtete Lucy, die am Boden lag. Arah sprach die Worte und Lucys Körper erhob sich in die Luft. Ein eisiger Hauch erhob sich um sie, der aus ihrem Innern selber zu kommen schien und den Kasten einfro. Die Scheiben an der Tür knisterten leise, als sie sich der gesunkenen Temperatur anpassen mussten. Tom drehte sich kurz um, entdeckte sie und ließ seinen Blick zurück auf den eingefrorenen Körper sinken.

„*Wünschst Du Dir immer noch, so mächtig zu sein, wie sie? Dann wärest jetzt Du da drin und sie würde Dich anschauen*“, sprach Arah leise. Doch es war das einzige Geräusch in diesem Kellerraum der eingefrorenen Wesen. Balthoc, Dracula, Lucy und Sermion, sie alle waren hier gelandet. Vertreter der Macht Kains, die ihnen aber nichts mehr nutzte.

„Leben Sie noch?“ Fragte Tom.

„Wenn man es so nennen kann, dann ja. Sie haben kein Bewusstsein, sind gefangen in einem ewigen Traum. Sie existieren nur noch, um Lilith zu dienen. Als Quellen ihrer neuen Macht.“

„Kommt sie hierher?“

„Schon bald. Sie wird es mich wissen lassen, wenn es so weit ist.“

„Und jetzt? Was passiert weiter?“ Fragte Tom.

Sie glitt an seine Seite und säuselte ihm ins Ohr: „Beschäftige Dich nicht mit den Problemen der Großen, solange Du nur ein Handlanger bist.“ Tom hütete sich, ihr zu widersprechen und schwieg. „Aber Du kannst es mir beweisen. Eine Aufgabe, die Du erfüllen musst, dann erzähle ich Dir alles. Und wer weiß, vielleicht wirst Du an meiner Seite stehen, wenn es passiert ist.“ Sie schenkte ihm ein Lächeln und merkte, wie er zu Wachs wurde, viel zu leicht formbar. Er fiel auf die Knie. „Was? Was soll ich tun?“

„Ich will, dass Du zurück in den Club gehst. Du wirst dort einen alten Bekannten treffen. Erzähl ihm, dass Lucy tot ist. Und wenn Du die Begegnung überlebst, es schaffst, wieder hierher zu kommen, dann bist Du vielleicht meiner würdig.“

Tom richtete sich auf und machte sich auf den Weg. Erneut verschwand er in den Schatten, ohne zu zögern. Er war wirklich langweilig. Kein Aufbäumen des Willens, kein Widerstand, nur stummer Gehorsam. Eine Erleichterung, dass er nicht zurückkehren würde. Er würde es nicht überleben, das konnte er nicht. Arah konnte Lilith nicht spüren, das beunruhigte sie etwas. Wieso verbarg sie sich? Es war alles vorbereitet, sie hatte es geschafft. Jetzt fehlte nur noch das Ritual. Und dann? Ja, was dann? Die Auslöschung der Menschheit? Der Fall von Luna Lupus? Es würde eine Freude sein, ihr dabei zu zusehen. Lilith gab dem Allem immer den Anschein vom puren Bösen, der wilden Zerstörung.

Aber erst war Mark noch an der Reihe. Zwei Tage bis Vollmond und es entwickelte sich prächtig. Er war ein Alpha geworden und nichts anderes hätte sie erwartet. Sie konnte es kaum aushalten, den nächsten Stein ins Rollen zu bringen. Aber was jetzt zählte, war Geduld. Und das Ergebnis würde umso imposanter werden. Dieser starke, willensfeste Charakter würde sich einfach selber vernichten. Er würde aufgeben und jeglichem Kampf aus dem Weg gehen,

bevor es überhaupt begonnen hatte. Und sie, Arah, würde es sein, die ihn so weit gebracht hatte. Es amüsierte und heizte sie an. Bauern herum zu schubsen, war eine Sache. Aber Menschen mit freiem Willen, die genau das taten, was sie wollte, das war etwas vollkommen anderes. Lilith würde stolz sein auf sie. Sie hatte ihr alles beigebracht. Über die Verlockung, die wirklichen Triebe und Wünsche, die man manchmal nur einfach etwas kitzeln musste, um ein Ziel zu erreichen.

Und doch war sie froh, dass Lilith noch nicht da war. Sie war so unberechenbar. Und wenn ihr das Spiel mit Mark nicht gefallen würde, so würde sie ihn einfach töten und all die Arbeit wäre umsonst gewesen. Geduld. Sie musste jetzt erst einmal Geduld haben. Morgen Nacht schon, wird sie auftreten und sich offenbaren dürfen. Vor dem Schein des ersten Vollmondes, denn sonst würde er ein Tier bleiben. Und als das, würde er ihr nicht gefallen. „*Geduld*“, sagte sie sich noch einmal.

Kapitel 13

Bilder wirbelten durch meinen Verstand. Szenen, die ich nicht zuordnen konnte. Ich sah eine junge Frau, die mir seltsam bekannt vorkam, wie sie durch einen Wald lief. Sie war in Aufruhr, ihr Herz pochte wie wild, die Augen in Schrecken geweitet, der Blick fuhr immer wieder hinter sie. Doch sie konnte nichts entdecken. Ein Heulen erklang, so unmenschlich und bedrohlich laut, dass die junge Frau im Lauf zusammenzuckte. Der volle Mond brach durch die Blätterdecke, die der Wald über ihr ausbreitete. Sie rannte immer schneller. Und in ihrer Hast übersah sie einen querliegenden Baumstamm, stolperte und fiel hin. Gepeinigt, schrie sie auf. Sie hatte sich das Knie aufgeschürft und ihre Panik verstärkte die Schmerzen noch. Sie drehte sich auf den Rücken, durchforschte den Wald hinter sich. Doch auch jetzt, nichts zu sehen. Sie gönnte sich einen Moment, holte Luft und versuchte den Körper zu beruhigen. Ein Moment nur, in dem ein Knäuel aus schwarzem Fell durch das Mondlicht flog und sie unter sich begrub. Sie kam nicht mal mehr zu einem Schrei, als aus ihrem zerfetzten Hals das Blut in Strömen ausbrach. Einige weitere Sekunden und sie war nicht mehr. Ich hörte das Schmatzen und Würgen der Kreatur, das aus dem toten Körper der Frau das Fleisch in Stücken herausriss. Sie richtete sich zur vollen Größe auf, spannte die Muskeln an, öffnete das Maul und schickte ein langes, tief gezogenes Geheul zur Silberscheibe am schwarzen Himmel. Weit und breit war es das einzige Geräusch und alles, was sonst im Wald war, sich als Raubtier oder als Beute im Dickicht herumtrieb, floh in panischem Entsetzen.

Ein Schrei, der durch die Szene schnitt und sie in Stücke zerriss.
„*Mark.*“

Lucys Stimme in Todesangst, unter Schmerzen und hilflos der Gefahr ausgeliefert. Ich schreckte hoch, löste mich aus diesem Schleier, der meine Gedanken und den Verstand bedeckt hielt und öffnete die Augen. Ich brauchte ein paar Sekunden, um mich zurechtzufinden. Aber es lag nicht an der Dunkelheit, die nur durch eine breite Fensterfront durchbrochen wurde. Meine Sinne waren verwirrt, abseits der normalen Bahnen gesprungen und es dauerte, bis sie wieder einkehrten. Ich sah die Betten zu beiden Seiten, die

hohe Decke und bemerkte jetzt, dass ich nicht alleine war. Und seltsamerweise störte mich die Anwesenheit dieser Person kein bisschen. Ich erkannte trotz der Dunkelheit die lockigen Haare und nahm auf ganz undefinierbare Weise einen starken Geruch wahr, der in mir eine Erinnerung auslöste. Sie schickte mich Jahre zurück in ein Café vor dem Hauptbahnhof. Zu einer schicksalshaften Begegnung, die mir später nur wie ein Traum vorgekommen war. Ein leichter Duft, süß aber nicht zu sehr, mit einem Hauch von Rosen. Und auch der Name bildete sich wie von selbst. „Rose“. Die verlorene Rose, die in dieser Nacht am Rhein verschwunden und nie wieder aufgetaucht war. Ich wartete auf den Aufruhr, das Losbrechen der Gefühle, Liebe, Hass, Schmerz oder Wut. Egal was. Aber nichts geschah. Ihre Anwesenheit hatte eine seltsame Wirkung auf mich. Ich konnte sie in mir spüren, spüren, wie sie mich zu beruhigen schien. Als wenn man sich in Mutters Arme begibt und alle Sorgen der Welt hinter sich lässt. Eine Erfahrung, die ich nie gemacht hatte und doch nachvollziehen konnte. Aber wie ein Warnsignal pochte auch etwas Anderes in mir. Das Wissen, das Lucy in Todesgefahr war. Dass sie nach mir gerufen hatte und meine Hilfe brauchte. Und so stark es auch in mir pochte, bei Rose zu bleiben. So stark mein Verlangen auch war, liegenzubleiben um darauf zu warten, dass sie erwachte. Das Wissen, dass Lucy in Gefahr war, mobilisierte Kräfte in mir um dem Drang zu bleiben, widerstehen zu können. Ich schälte mich unter der Decke hervor, so langsam und vorsichtig, wie es nur ging, um Rose nicht aufzuwecken. Denn irgendwie wusste ich, dass ich nicht würde gehen können, wenn sie erwachte.

Mein nackter Fuß berührte den kalten Stein und knickte weg. Ich rutschte ganz vom Bett und fiel auf die Knie. Mühsam versuchte ich meinen Körper aufzurichten. Ich spürte die Kraft in den Muskeln, spürte den starken Herzschlag in mir selber, und doch war alles so unsicher, als wäre ich ein Neugeborener in meinem eigenen Körper. Ich wackelte, strauchelte noch ein paar Mal, dann unter voller Konzentration und mit Willensanstrengung, schaffte ich es, ihn unter Kontrolle zu bringen. Ich machte vorsichtig ein paar Schritte und es funktionierte. Ich erblickte mein Handy, Brieftasche und

Schlüssel direkt neben dem Bett. Ich nahm es weg, verstaute es in den Taschen und blickte mich um. Nur ein Eingang, der mich von hier wegbringen konnte.

Ich wusste definitiv nicht, wo ich war. Und auch, was das für Klamotten waren, die ich trug. Ein schwarzer Rolli, eine schwarze Stoffhose, die wie angegossen saßen und genau mein Stil waren, aber eben nicht von mir. Neben dem Bett am Boden sah ich ein Paar Turnschuhe und die Socken dazu. Ebenfalls in Schwarz. Ich ergriff sie und machte mich auf Zehenspitzen auf den Weg vorbei an den Betten. Dieser Raum erinnerte mich an ein Lazarett, wie man sie in Kriegsfilmen sah, nur ohne Zelt darüber. Oder wie eine der Stuben beim Bund und doch um einiges größer. Ich öffnete die Tür und hatte Glück. Kein Quietschen und kein Knacken. Hinter mir schloss ich sie leise wieder und schlüpfte in die Socken und Schuhe. Es wunderte mich eigentlich nicht, dass beides wie angegossen passte. Etwas Anderes bemerkte ich. Ich konnte spüren, dass Rose sich in diesem Raum befand. Ich wusste es ja sowieso, aber auch in mir, war es wie ein Ziehen, ein Drängen, zu ihr zu gehen und sie in die Arme zu schließen. Aber es war leichter dem hier Draußen zu widerstehen, es einfach zu ignorieren. Und doch spürte ich diese seltsame Verbindung.

Ich befand mich in einem Flur, dessen Boden mit rotem Teppich belegt war. Es dürfte kein Problem sein, sich hier lautlos zu bewegen. Ich folgte ihm, ging vorbei an Türen, an Kerzenhaltern, die die elektronische Version brennen ließen und erreichte endlich eine Treppe, die sich abwärts wandte. Es ging vorbei an einem Fenster, durch das ich einen Blick warf. Ich sah Baumreihen, Büsche, die riesige Quadrate formten und ganz weit entfernt einen Zaun, der in einem prunkvollen Tor endete. Wo zur Hölle war ich gelandet? Die Beete da draußen, der geschnittene Rasen, überhaupt die riesige Fläche, waren zu viel, um einen kleinen Vorgarten zu präsentieren. So edel und prunkvoll gehörte es in die gehobene Klasse. Ein Anwesen, eine Villa? Aber was machte ich dann hier? Ich folgte der Treppe weiter und unter der Ahnung, die ich gerade gehabt hatte, erkannte ich die Einzelheiten. Der rote Teppich, der zwar mittig verlief, aber durch goldleuchtende Schienen auf

schwarzem Stein befestigt war. Der Stein, der so poliert, sogar das Licht reflektierte. Die Holzschiene der Treppe, die Türrahmen, alles mit Einzelheiten gespickt, gepflegt und ohne Fehl. Hier wurde darauf geachtet. Mindestens eine Putzfrau, ein Gärtner und wer sich so etwas leisten konnte, der hatte auch das Haus dazu.

Ich folgte dem nächsten Gang am Ende der Treppe und erblickte breite Glastüren, die den Weg zu einer Terrasse öffneten. Durch das Glas sah ich den riesigen Garten, der doch eher an einen Park erinnerte. Ein weißer Holzzaun, der die Terrasse über Treppen damit verband. Ich bewegte mich darauf zu und zögerte. Auf der einen Seite die Türen zum Garten, auf der Anderen, ein Weg, der durch den Teppich weitergezeichnet wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite der Treppe, die ich gerade heruntergekommen war, ein kleiner Treppenabsatz von nur drei Stufen, eine Biegung und dann ging es steil hinauf. Und über dem Treppenansatz auf dieser kleinen Anhöhe hing ein Bild. Es war in Gold eingefasst und prunkvoll verziert. Ich ging näher heran und strich über den Rahmen. Es handelte sich um Holz, das einfach nur golden lackiert worden war. Aber es war mehr das Bild, das mich faszinierte und einen Traum real werden ließ.

Ein Wald, vor dem sich eine Lichtung befand. Die silbrige Fläche am Himmel und darunter die Szenerie vor dem sonst schwarzen Himmel. Ein Wolf, zu groß für die natürlichen Vertreter der Gattung, der sein Maul zum Himmel erhob und unter ihm eine Frauenleiche. Ich konnte sein Geheul hören, spürte die Hetze der gepeinigten Frau, bis sie zum Opfer wurde. Es war das Abbild meines Traumes.

Und auf einmal blendete sich in meinem Verstand ein anderes Bild ein. Ich, sterbend, unter Schmerzen, am Boden verendend und über ein Ungetüm, das dieser Bestie so sehr ähnelte. Schmerzen, das Brechen meiner Schulter und der darauffolgende Abgrund, in den ich fiel. Ich griff an meine Schulter, zog den Kragen des Rollis zur Seite und betrachtete sie sehr genau. Aber nicht eine Spur, kein Kratzer, keine Narbe, nichts. Ich zog den Rolli hoch, entblößte meinen Bauch, inspizierte meinen Oberkörper, aber auch hier, natürlich nichts. Ich war gestorben, oder? War das hier der Himmel,

die Hölle? Eine Traumwelt, in der ich auf ewig gefangen war? Meine Illusionen mir selber erschuf? War deswegen auch Rose hier? Ich schüttelte den Kopf, versuchte so, den Verstand frei zu bekommen. Ich wusste, dass dem nicht so war. Und eigentlich wusste ich auch, was das zu bedeuten hatte.

Ich erinnerte mich an die Szene vor Jahren, als Rose verschwand. Wie sie schnupperte und die Präsenz von etwas anderem spürte. Mein Tod, der unausweichlich gewesen war und doch stand ich hier. Ich hatte es doch längst schon bemerkt, wollte es nur nicht in meinen Verstand lassen, da es auch Einbildung sein könnte. Die Gerüche, die ich wahrnahm. Ich konnte vorher schon das Holz riechen, den trockenen Staub auf dem Teppich und die Reste der Politur auf dem Stein. Es war stockfinster hier und doch betrachtete ich ein Bild. Nur ein leichter Schein brach sich durch das Glas, verlor sich aber wieder am Anfang. Die Frage war nur, ob ich es zulassen sollte. Sollte ich der Erkenntnis den Weg frei räumen, es aussprechen und ihm so Wirklichkeit geben? Oder es als Ahnung weiter bestehen lassen?

Ich brach diese Gedanken ab und ließ mich in die Erinnerung treiben. Ich hatte die Wohnung verlassen. Wenn also ich angegriffen wurde von spitzen Eckzähnen, was war dann mit Lucy? Wartete sie zu Hause auf mich? Oder schwebte sie in Lebensgefahr? War es das gewesen, was mich geweckt hatte? Wenn sie nicht mein Glück hatte, dem Tode geweiht mit neuer Kraft wieder aufzustehen, dann würde sie sterben. Und das würde ich nicht zulassen. Ich spürte ein Feuer in mir, wie es aufflammte und mir noch mehr Kraft gab. Das pure Leben pulsierte durch meine Adern. Ich huschte zur Tür und hoffte, dass sie nicht abgeschlossen war. Wenn doch, so täte es mir Leid für den Besitzer. Lucy war in Gefahr und nichts und niemand würde mich jetzt aufhalten. Ich merkte, wie sich mein Denken verengte, es sich viel mehr auf die Wahrnehmung konzentrierte und meine Muskeln sich anspannten. Der Besitzer hatte Glück, die mittlere der drei Türen, ließ sich mühelos öffnen. Ich rannte raus, sprang die Stufen der Treppe hinunter und landete im Gras.

Ich sah den Schemen zwischen den Bäumen auftauchen, zwei weitere, die ihm folgten und mit unglaublicher Geschwindigkeit auf

mich zuhielten. Sie schienen keine Gestalt zu haben und doch sah ich sie, konnte ich sie spüren. Der erste war heran, hielt weiter direkt auf mich zu. Ich sah es aufblitzen, warf mich zur Seite und rollte mich ab. Nicht eine Sekunde zu früh, denn über mir fuhr eine silberne Klinge durch die Luft, hinterließ ein Sirren genau dort, wo mein Kopf gewesen wäre. Ich brauchte keine Augenblick, um zu begreifen, dass das Ziel mein Tod war, kein Spiel oder leichtfertiger Angriff. Die zwei weiteren Schemen kamen näher, ebenso gefährlich aufblitzend. Ich rannte auf sie zu. Sie beschleunigten und ich spannte meine Muskeln an und flog genau in dem Moment, als sie angriffen, über sie hinweg. Ich landete hinter ihnen auf allen Vieren und schnellte herum, bereit für die nächste Runde. Es kochte in mir, die Anspannung wuchs und ich fühlte Befriedigung aufsteigen, die die Vorfreude auf einen Kampf verstärkte. Ich war noch nie ein Schläger gewesen, hatte mich eher davor gedrückt und ganz sicher, außer beim Bund, nie ein Training absolviert. Und doch wusste ich, was ich zu tun hatte, und wie. Es schien aus meinem Innern zu kommen, als wenn das Wissen und das was durch den Angriff erwacht war, mich beschützen würde. Ein Teil von mir, der doch auch anders war.

Die Schemen wurden zu Gestalten, die lange Schwerter bei sich trugen. Der silbrige Glanz verriet mir, dass sie eine Gefahr waren. Nicht die Schwerter an sich, aber das, woraus sie gemacht waren. Woher ich das wusste? Das würde ich noch herausfinden. Der erste von den dreien, der mich angegriffen hatte, erreicht die Zweiergruppe und trat vor sie. Er musterte mich von oben bis unten. Kurz rasierte Haare, ein scharf geschnittenes Gesicht und ein überheblicher Blick, der mich reizte. *„Du hast den falschen Weg gewählt, Welp.“* Die anderen Beiden lachten spöttisch. *„Und das in zweierlei Hinsicht. Lara war mir versprochen. Byron selbst gab mir sein Wort. ... Und Du darfst das Gebäude nicht verlassen.“* Er strich mit dem Finger über die Klinge. *„Normalerweise kein Grund für ein Todesurteil. Aber so, wie ich das sehe, bist Du mir im Weg. Sie gehört mir.“*

Er stieß die letzten Worte heraus und wollte angreifen. Ich spürte seine Bereitschaft dazu, sah den vorgezeichneten Weg und fast ohne mein zu tun, reagierte mein Körper von alleine. Meine Sicht

veränderte sich schlagartig. Ich sah plötzlich alles wie durch einen bläulichen Schleier und doch gewann es noch an Intensität. Ich konnte jeden Grashalm auf dem Boden erkennen und durch ihre Kleidung, verräterische Zuckungen, die Muskelbewegungen ankündigten. Und was ich roch. Es war einfach atemberaubend, wie ein Bankett. Ihr Schweiß, der durch das pulsierende Herz hinaus gepresst wurde und dessen Takt in meinem Ohr wiederhallte. Ihre Aufregung des bevorstehenden Sieges, die Kampfbereitschaft und der Wille zu töten. In mir spürte ich, dass sie mir nicht gewachsen waren, nicht mal ein bisschen. Ich konnte den Wolf in ihnen sehen, ihn spüren und seine Macht einschätzen.

Eine leise Stimme aus unausgesprochenen Worten in meinem Verstand. *„Lass uns spielen. Sie wollen Dich töten und wir wollen ihr Blut. Unsere Feinde sollen wissen, mit wem sie es zu tun haben.“* Eine Wildheit zog über mich, das Verlangen, ihr Blut sprudeln zu sehen, ihnen das Herz herauszureißen. Ich sprang auf, war in Sekunden zwischen ihnen, sah ihre Verblüffung, ihr Entsetzen, als sie den Fehler begriffen. Den ersten trat ich einfach mit voller Wucht in die Seite. Er kippte, fiel und ich hörte seine Knochen knacken und brechen. In mir heulte es vor Befriedigung auf. Ich fuhr herum, griff dem nächsten an den Hals und brach ihm mit einem einzigen Ruck das Genick. Erschlafft fiel er auf den Boden. Ich war schon beim dritten, spürte in mir das Jaulen, das Verlangen und Drängen nach Nahrung, zu reißen und zu zerfleischen. Ich gab nach. Wie ein Fremder, fühlte ich, wie sich meine Zähne, die gewachsen zu sein schienen, in das Fleisch gruben, spürte den warmen Schwall des Blutes, der mir die Kehle herunterfloss und schreckte zurück.

Ich sprang nach hinten, landete auf allen Vieren und kämpfte dagegen an. Ich hatte gemerkt, wie etwas in mir immer stärker wurde, mir die Kontrolle nehmen wollte und mich verschwinden ließ. Ich keuchte und spuckte, Blut floss aus meinem Mund. Nicht mein Eigenes. Eine Welle überkam mich. Eine Welle aus ungezügelter Kraft und unkontrollierbaren Gelüsten. Ich durfte nicht nachgeben. Und ich würde nicht nachgeben. Mein Körper, mein Verstand und mein Wille. Es wurde in mir gefochten, doch umso länger es dauerte, umso mehr Kraft gewann ich. Dann ebte

es ab und verschwand. Doch ich wusste, dass es nicht weg war, sondern noch immer in mir lauerte. Stärker als alles, was ich bis jetzt kontrollieren und unterdrücken musste. Mächtiger und gefährlicher als meine eigenen Dämonen, die mich so oft in den Abgrund reißen wollten. Denn diese Kraft arbeitete mit der Versuchung, der Verführung und machte mich so verdammt mächtig. Aber ich wusste, dass ich mich verlieren würde, immer mehr von mir selber aufgeben würde, bis ich zu etwas anderem geworden wäre. Zu einem Tier. Ich durfte mich nicht davor verstecken, denn dann bekam es nur noch mehr Angriffsfläche, übernahm einfach in einem unvorsichtigen Augenblick die Kontrolle.

Der Umgang mit ihm würde der Gleich sein, wie mit allem, mit dem ich vorher schon zu tun hatte. Ich musste ihm Freiraum gewähren. Es raus lassen, soweit ich es unter Kontrolle halten konnte, damit ihm die volle Wucht fehlte, wenn es angriff. *„Wir sind nicht zähmbar. Und das willst Du auch gar nicht. Willst Du schwach, menschlich sein? Du könntest so viel mehr mit mir zusammen erreichen“*, jaulte es in mir, säuselte mit der Stimme des Verführers. *„Ganz sicher will ich das alles. Aber unter meiner Kontrolle, mit meinem Willen. Gewöhn Dich daran. Ich bin kein leichtes Opfer“*, antwortete ich stumm. Keine Antwort, keine Entgegnung. Hatte ich auch nicht erwartet.

Es war also etwas in mir. Etwas starkes, Mächtiges und Urgewaltiges. Ein Wolf. Und ich war ein Werwolf. Der Umstand störte mich eigentlich nicht. Ich richtete mich auf, im Mund immer noch den verschwindenden Geschmack von Blut und hörte ein Rascheln. Ich fuhr herum und sah den Anführer der dreien, an einen Baum gelehnt. Kein Schwert mehr an seiner Hand.

„Keine Gefahr“, kam es aus meinem Innern.

„Kann ich jetzt mit Dir sprechen? Lebst Du in mir?“ Fragte ich stumm.

„Von jetzt an leben wir zusammen. Auf ewig verbunden. Und Du solltest dankbar sein, dass Du mich hast. Denn ich bin um einiges mächtiger als die Rudelgänger hier alle.“

Innerlich musste ich lachen. Überheblichkeit, warum wunderte mich das nicht? Ich konnte sein Grollen förmlich spüren. *„Ich meine, wenn ich Fragen habe, wirst Du antworten? Hast Du eigenes Wissen oder nur meines?“*

„Das ist die Macht der Urquelle. Wir beide gehören zu den Mächtigsten und deswegen sind wir getrennt. Wir erleben das Gleiche, Stärken und Schwächen teilen wir uns. Und doch sind wir zwei, die in Einigkeit verbunden sind.“

„Ok, daran werde ich mich gewöhnen müssen.“

„Sei dankbar. Andere Wölfe haben nur ein Tier in sich. Das nicht einen eigenen Geist besitzt, nicht nach Einigkeit strebt, sondern nur übernehmen will.“ Die Stimme in mir verstummte. Auf jeden Fall gewöhnungsbedürftig. Ich war an meine eigene böse Stimme gewöhnt, doch war sie auch immer ich gewesen. Das hier dagegen? Jemand, etwas, in mir?

„So jemanden wie Dich gab es seit 400 Jahren nicht mehr. Eigentlich bis jetzt nur zwei mal. Byron und sein Vater.“ Sagte der Typ am Baum. Er schien gar nicht mehr kampfbereit, eher schreckhaft und musterte mich ängstlich.

„Byron?“ Fragte ich.

„Der Anführer hier, von Luna Lupus. Er spricht mit Dir, oder?“

Ich nickte nur.

„Ich habe davon gehört, wollte es aber nicht glauben. Und Byron redet nicht über sich selber. Du solltest gehen, bevor er merkt, was Du bist. Er würde Dich töten, muss er, weil Du in seinem Revier bist und sogar Wölfe aus seinem Rudel getötet hast.“

„Ihr habt mich angegriffen“, fuhr ich ihn an.

„Ja, aber das spielt keine Rolle. Er braucht nur einen Grund, den er jetzt hat.“

Ich wollte sowieso hier weg und ging an dem Typen vorbei, ohne ihn weiter zu beachten. Ich musste wissen, was mit Lucy geschehen war. „Lucy? Du hast eine Gefährtin. Lass uns zu ihr gehen.“ Kam es von drinnen.

„Lucy ist meine Frau.“

„Und Rose, wie Du sie so schön betitelst, ist Deine Gefährtin. Du spürst die Verbindung, wie auch ich sie fühlen kann. Du weißt, was Du fühlst.“

Ich beschloss es zu ignorieren. Überhörte die säuselnde Stimme, die mich zum Umkehren bewegen wollte. Und endlich verstummte sie. Ich öffnete das Tor und war draußen. Jetzt musste ich mich nur noch orientieren, um einen Weg nach Hause zu finden.

Ich blickte mich um. Hinter mir der lange weiße Zaun, der sich noch etliche hundert Meter weiter zog. Vor mir eine Straße, rissig und

voller Schlaglöcher, die sich bis zum Horizont am Zaun entlang schlängelte. In der Ferne konnte ich erkennen, dass das Grundstück von Bäumen abgelöst wurde, die ihre Äste wie Arme in den Himmel reckten. Mir direkt gegenüber war nichts. Nichts, das mir helfen konnte mich zurechtzufinden. Eine breite Wiese, kleine Blümchen und jede Menge Unkraut darin. Weite Felder in der Ferne, ganz klein in einer Kuhle, ein Häuschen. Bis auf das riesen Gebäude hinter mir, war das ganze Gebiet hier freies Gelände. Ich konnte mich zum Haus da drüben durchschlagen, aber ob mir das helfen würde? Telefonieren, ein Taxi rufen? Hier würde bestimmt keiner rauskommen. Wo auch immer ich war, es befand sich an der Grenze zum Nirgendwo. Sicher, bebaut, auch gepflegt, aber ohne direkte Anbindung an die vermögten Hochhäuser, die ich so gewohnt war. Und so machte ich mich auf den Weg, folgte der Straße am Grundstück vorbei.

An für sich war ich ein Großstadtkind. Verloren ohne die Verkehrsmittel, die mir das Schonen der eigenen Kräfte so weit ermöglichte, bis es zur Gemütlichkeit wurde. Kein Taxi, keine Bahn und kein Bus. Und leider weit und breit auch keine Schilder. Ich holte mein Handy heraus und schaltete es an. Keine Pin Abfrage, die stellte ich immer aus. Ich fand es einfach nervig und bis jetzt wurde es mir noch nie gestohlen. Wäre es mal soweit, dann würde ich es ganz sicher auch anders handhaben. Es vibrierte, der Begrüßungsklingelton, das Aufleuchten des Displays und die Netzsuche fing an. Es vergingen ein paar Minuten, dann erschien die überaus erfreuliche Mitteilung, „Kein Dienst“, auf die ich fast gewartet hatte. 3:15 Uhr zeigte mir das Display und ich schaltete das Handy wieder aus.

In der Kindheit hatte meine Gruppenleitung mir erzählt, dass man sich an den Sternen und am Mond oder der Stellung der Sonne orientieren konnte. Pech für mich, dass ich damals nicht aufgepasst hatte, denn für mich waren es nur blinkende Lichter und eine riesige silberne Scheibe, der nur noch ein kleines Stück zur Vollendung fehlte. Aber etwas war hängengeblieben. Wir wurden als Kinder oft irgendwo abgeladen, am Anfang eines Weges, mit Inlinern oder Fahrrädern ausgestattet und mussten uns den Weg zum Ziel selber

suchen. Zu einem Ziel, an dem man mit Kartoffelsalat und heißem Tee auf uns wartete. Das hatte meinen Blick für die Umgebung geschult. Ich wusste, worauf ich achten musste, was ich als erstes finden wollte. Einen Anhaltspunkt, irgendetwas, das mir zeigte, wo ich war und in welche Richtung ich musste. Eine Bus- oder Bahnhaltestelle, ein Straßenschild, mit der unscheinbaren Richtung wo es zu einem Stadtteil ging. Die Fahrrad- und Wanderwegmarkierungen mit der Kilometeranzahl zur Stadtmitte. Doch noch fand sich nichts dergleichen und so marschierte ich weiter.

Der Zaun wurde zu einem Wald, der sich auch auf die andere Straßenseite schob. Sicher konnte ich mich auch zum Wald wenden, aber wo ich dann hinkam, stand in den Sternen geschrieben. Entweder meilenweit nur weiter Land, ein Wald, der sich über Kilometer zog? Die Wahrscheinlichkeit vom Ziel abzuweichen, war einfach zu hoch. Die Straße würde unweigerlich wohin führen, dafür war sie ja schließlich da. So blieb ich an ihrem Rand, folgte ihr immer weiter, bis auch das riesige Anwesen hinter mir nur noch als winziger Punkt zu sehen war. Der Mond prangte dort oben, leuchtete und erhellte meinen Weg. Eine Anziehungskraft, ein Locken, ging von ihm aus, die mich ihn immer wieder ansehen ließ.

„Kennst Du die Sage von Sonne und Mond?“ Fragte mich mein Wolf. Es würde noch einige Zeit dauern, die ich hier spazieren musste, warum nicht mit ihm unterhalten?

„Eine Sage?“ Fragte ich ihn ohne meine Lippen zu bewegen.

„Ja. Es gibt eine der Getrennten liebenden.“

„Mich wundert, dass Du so etwas kennst. Bist Du nicht ein Wolf, ein Tier?“

Ein verächtliches Schnauben.

„Ich bin so viel mehr als das. Wenn Du willst, ein magisches Wesen, das nur die Form eines Wolfes hat. Und durch meinen Ursprung habe ich Zugriff auf das Wissen aus dem Äther. Willst Du sie hören?“

„Schieß los.“

„Also gut. ... Gott schickte zwei Engel auf die Erde. ...“

Ich musste lachen. „Gott und Engel? Glaubst Du daran? Kommt jetzt eine Passage aus der Bibel?“

Er schnaufte wieder, es hörte sich leicht verärgert an.

„Ich glaube an nichts. Ich weiß und erkenne. Es gibt einen Gott, eine Macht, der ihr Menschen diesen Titel gegeben habt. Doch ist sie nicht allmächtig und unfehlbar. Das mächtigste Wesen, ganz sicher. Aber Du würdest es nicht verstehen, dafür müsste ich Dir alles neu erklären.“

Ich sparte mir eine Antwort darauf. Ob ich an Gott glaubte? Ich akzeptierte ihn, weil es alles taten. Aber als liebenden Schöpfer hinter dem Allem? Dann müsste ich ihn hassen. Dann hatte er persönlich mir dieses Leben geschrieben und das konnte kein guter Gott sein.

„Darf ich fortfahren?“

„Mach ruhig, ich unterbreche Dich nicht mehr“, antwortete ich. Er war wirklich mehr als nur ein Wolf. Zugriff auf den Äther? Wissen um Gott und Engel? Was war er? Ein Geist? Ein Dämon? Oder alles zusammen?

„Du weißt, dass Du jetzt mehr Kraft hast als vorher?“

„Ich habe so etwas vermutet. Warum?“ Fragte ich.

„Wenn Du in diesem Tempo weitergehst, wirst Du Dein Ziel in Stunden nicht erreichen.“

„Was meinst Du? Soll ich joggen?“

„Genau das. ... Keine Angst, Du wirst Dich dabei nicht erschöpfen.“

Und ich versuchte es. Ich fiel in den Lauf, merkte, wie sich mein Herzschlag nach ein paar Minuten beschleunigte und das war es auch schon. Meine Atmung ging etwas schneller, aber blieb ruhig. Beim Laufen selber schienen sich meine Muskeln nicht zu erschöpfen, ich schwitzte nicht einmal. Ich erreichte ein Straßenschild, das mir an einer Kreuzung den Weg zur Stadtmitte zeigte und folgte ihm.

„Was ist jetzt mit den Engeln?“ Fragte ich nach drinnen. Er war verstummt, hatte sich zurückgezogen.

„Ich dachte, es interessiert Dich nicht?“

„Doch, doch. Erzähl ruhig. Wissen schadet doch nie. Und auch wenn es nur eine Geschichte ist, so vertreibt es doch die Zeit, nicht wahr?“

Er fing wieder an:

„Gott schickte also zwei Engel auf die Erde. Sie sollten unter den Menschen wandeln, sie beobachten und mit ihnen leben und ab und zu auch eingreifen und ihnen helfen. Engel sind von Natur aus, ohne Geschlecht. Aber als sie die

Gestalt von Menschen annahmen, wurden sie zu Mann und Frau. Die Jahre vergingen und sie lernten die Gefühle kennen, die ihnen vorher so fremd gewesen waren. Die Trauer, den Hass, die Wut und natürlich die Liebe. Sie fingen an, sich mehr umeinander zu kümmern, als um die Menschen um deren Willen sie auf der Erde waren. Mit den Jahren vergaßen sie alles. Sie vergaßen, dass sie einmal Engel waren und eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Sie heirateten und letztendlich liebten sie sich. Sie lernten die Leidenschaft kennen, das Verlangen und die Begierden der Menschlichkeit. Und Gott trennte sie voneinander.

Der Mann kam auf die eine Halbkugel der Welt, die Frau auf die Andere. Sie verzehrten sich auf die Entfernung nacheinander, versuchten sich wiederzufinden, doch es gelang nicht. Gott trennte sie jedes Mal voneinander, wenn sie sich nur zu nahe kamen. Er wollte, dass sie alleine blieben, damit sie ihren Weg widerfinden konnten, die Bestimmung und die Aufgabe, weswegen sie auf der Erde waren.

Und so erhob sich der Mann in den Himmel und entzündete ein Feuer aus sich selber. Sein Ursprung als Engel des Himmels, gab ihm die nötige Kraft dazu. Er brannte lichterloh und wurde selber zu einem Licht, das seiner Liebsten den Weg zu ihm erhellen sollte. Sie aber suchte und suchte den Weg, aber fand ihn nicht. Tagsüber irrte sie umber, des Nachts erklomm sie die Hügel, um besser sehen zu können. Letztendlich ging auch sie an den Himmel, um das Feuer ihres Liebsten sehen zu können. Des Nachts verschwand es einfach und sie konnte ihn nicht mehr spüren. Sie erkaltete, suchte und forschte vom Himmel aus. Im Innern noch lodernd und voller Sehnsucht. Auch ihr Ursprung als Engel veränderte sie. Machte sie kalt von außen und ließ sie doch leuchten.

So umrundet er die Erde in brennender Pracht, um seiner Liebsten zu zeigen, wo er ist. Und sie sucht weiter und weiter und kann doch sein Licht nicht mehr sehen. Sie verzweifelt, wird immer schwächer. Dann treibt es sie wieder an, die Leidenschaft, das Begehren stärkt sie und sie steht in voller Pracht am Himmel. Und heulen deswegen wir Wölfe nicht den Himmel an? Spüren wir nicht ihr Verzehren, den stummen Ruf nach ihrem Geliebten, in den wir einfallen? Erweckt ihr Verlangen, die Leidenschaft und das Begehren, das in ihrer vollen Kraft, zum Vollmond, majestätisch auf die Erde scheint, nicht das Tier in uns? Werden wir nicht rasend, ungezügelt in unkontrollierbarer Begierde nach allen Gelüsten?“

Seine Stimme verstummte und ich war unbewusst stehen geblieben. Ich betrachtete die silberne Scheibe am Himmel und merkte, dass sie

durch seine Erzählung einen anderen Sinn für mich bekam. Ich sah sie nicht mehr als Mond, sondern als Leidende, als Suchende, von ihrem Geliebten getrennt. Ich verfiel wieder in Lauftempo.

„Und wieso sagt man, dass Gott erst die Sonne und dann den Menschen erschaffen hat?“

„Wer sagt, dass alles wahr sein muss, was aufgeschrieben wurde? Wenn es vorher immer Tag war und man gar keine Sonne benötigte? Erst zwei Menschen, die im Ursprung Engel waren, aus Liebe und dem Weg zueinander, der Welt sie gaben? Man sagt, der Mensch hatte vor dem Paradies auch keine Sünde und doch entstand sie genau dort. Wer kennt den wirklichen Ursprung von allem? Wie es wirklich war? Ich habe Dir nur erzählt, was ich weiß.“

„Ehrlich gesagt, gefällt es mir. Vielleicht ist es nur eine Sage, eine Geschichte, aber sie berührt mich.“ Antwortete ich. Er schwieg und auch ich hing meinen Gedanken nach. Bilder tauchten in meinem Geist auf. Wie ich Lucy das erste Mal traf, der erste Kuss, die Hochzeit und die Nächte, in denen wir uns geliebt hatten. Auch ich war von ihr getrennt, ahnte, dass sie in Gefahr und vermisste sie so sehr. Ich blickte den Mond im stummen Verständnis an. Zu verbrennen, weil die geliebte Person nicht bei einem war, stumm einem Weg zu folgen, aber innerlich in Aufruhr und voll überkochender Gefühle. Mal in Verzweiflung und Sorge, dann wieder Hoffnung und voll unaufhaltbarer Motivation. Oh, wie sehr ich die beiden verstand.

Vor mir tauchten die ersten Häuser auf, dann das gelbe Ortsschild und ich war endlich in der Stadt. Die Häuser waren abgedunkelt, die Rollos geschlossen. Nur ab und zu ein Widerschein an den Gardinen von den buntesten Farben. Ich erreichte eine Bahnhaltestelle, ein Blick auf die elektronische Anzeige. 4 war es bereits. Eine dreiviertel Stunde war vergangen? So war es mir gar nicht vorgekommen. Der Fahrplan sagte mir, dass ich frühestens in einer Stunde mit Anschluss rechnen konnte und so machte ich mich wieder auf den Weg. Ich fiel wieder in den Lauf, diesmal um einiges schneller. Ich wusste, wo ich lang musste, kannte diesen Stadtteil und die Wege, die mich nach Hause und zu Lucy führen würden. In meinem Tempo, dass mich immer noch nicht ermüdete, wäre ich mit der Bahn nur langsamer gewesen. Ich rauschte über leere Bürgersteige, ausgestorbene Straßen, die ganze Stadt war wie

leergefegt. Einmal fuhr eine Polizeistreife vorbei und ich verlangsamte in normales Tempo. Fragen, zu viel Aufmerksamkeit, konnte ich jetzt nicht gebrauchen. Und dann, eine Abbiegung weiter, sah ich den Hauseingang schon in der Ferne. Ich legte noch mal richtig drauf, raste über die Straße und stand dann auch schon davor. Die Tür aufgeschlossen, die Treppen hinauf, nicht einmal das Licht schaltete ich an. Ich öffnete die Wohnungstür voller Schwung, die Vorfreude blitzte auf und erlosch wieder. Ich merkte sofort, dass hier etwas nicht stimmte. Ich schloss die Tür hinter mir und die Gerüche prasselten auf mich ein.

Ich ging hinüber ins Schlafzimmer, wo es am intensivsten waren. Ein Blutfleck am Boden, der aber nicht von Lucy war. Ein unverkennbarer Geruch, nach Tod aber nicht Verfall. Ich speicherte ihn ab und sah förmlich eine Spur davon aus dem Fenster gleiten. Noch frischer und stärker als alles andere hier, ein menschlicher Geruch, Schweiß und ein leichter Nebengeruch von Leder. Ich riss die Pappe vom Fenster und sah die Glasscherben. Lucy war etwas passiert. Das Bild des Glatzkopfes tauchte vor mir auf, wie er mich umbringen wollte. Das musste seine Spur sein. Ein Vampir, ein Untoter. Ich zögerte keine Sekunde und sprang aus dem Fenster.

Ich landete mit einem harten Stoß auf allen Vieren, aber es schmerzte nicht. Kein Knacken, kein Stauchen von Muskeln. Es hätte mich auch enttäuscht, wenn das der Fall gewesen wäre. Tausend Gerüche, Spuren in allerlei Noten, die sich hier übereinander zogen. Ich konnte die untote Spur ausmachen, aber sie nicht von der Umgebung trennen, erkannte keine Linie, der ich folgen konnte. Es war einfach zu viel anderes hier.

„Hilf mir“, sagte ich nach innen.

„Aber dafür musst Du Dich etwas zurückziehen, mit die Kontrolle überlassen.“

Und ich tat es.

Ich sah durch meine Augen, nahm alles wahr und doch war ich nur wie ein Beifahrer neben dem Steuer. Mein Körper beschleunigte ungemein, sprang vom Boden ab, erklomm Fenstersims um Fenstersims und war auf dem Dach. Ich sprang von Häuserdach zu Häuserdach, Straßenzüge eilten in unglaublicher Geschwindigkeit

vorbei. Dachgiebel lösten sich, fielen herunter, doch bevor sie aufschlugen, war ich schon hunderte Meter weiter. Von Schornsteinen auf Balkone, von dort auf Leitern und Hausgipfel, immer schneller im Wechsel ging es. Ich versuchte gar nicht erst die Umgebung zu erkennen. Bei dieser Geschwindigkeit war das auch unmöglich. Es verschwamm geradezu alles in Schlieren. Dann verlangsamten wir und stoppten plötzlich. Wir sprangen vom Dach herunter und landeten in einer Seitengasse. Flackernde Neonlichter, die den Eingang zu einem Club zeigten.

„*Da drin.*“

Und ich bekam die Kontrolle wieder. Ich überquerte die Straße. Wo ich war, spielte keine Rolle für mich. Ich kannte diesen Stadtteil hier nicht, erkannte nur, dass er ziemlich heruntergekommen war. Ich stieß die dicke Eisentür auf und betrat den Club. Zuerst überschwemmte mich ein Wust an Gerüchen. Diese eigene Note des Menschen, der auch in meiner Wohnung gewesen war, hing auch hier in der Luft. Aber viel wichtiger, dieser leichte Hauch von Untot überlagerte alles. Und mitten drin, in diesem doch dunklen Raum stand er. Er drehte sich um und ich erkannte meinen Glatzkopf wieder. Der, der auch mich töten wollte. Und eigentlich überraschte mich das nicht.

„*Wo ist Lucy?*“, sprach ich ihn direkt an und ging weiter auf ihn zu. Er mochte ein Vampir sein, aber jetzt war auch ich nicht mehr nur ein Mensch, den er einfach bei Seite schieben konnte. Der Wolf in mir jaulte vor Vorfreude auf. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte ich ihn ohne alles Gerede drum herum einfach in Stücke reißen sollen. Er versuchte nach oben zu kommen, wollte übernehmen, doch noch hielt ich ihn in Schach, wenn ich auch nur zu genau merkte, dass mir sein Drang sehr gefiel.

„*Was glaubst Du denn?*“ Er fing an zu lachen. Ein Lachen, dass ich ihm herausreißen würde. Er würde nicht mal mehr Glucksen können, wenn wir miteinander fertig waren. Ich konnte den Wolf sabbern spüren, geifern an Hand der Beute, die er haben würde. „*Lass mich frei. Lass mich es tun*“, säuselte er. Ich ignorierte ihn so gut ich konnte. „*Im Angesicht des Todes zu lachen, ist entweder Dummheit oder falscher Mut*“, sagte ich zu dem Glatzkopf.

Er verstummte schlagartig, zeigte mir seine Zähne und war vor mir, bevor ich es bemerken konnte. Ein Schlag und ich flog gegen die Säule am Eingang, riss dabei den Tisch daneben um. Das Scheppern von Gläsern, Stühle, die umfielen und eine Benommenheit in mir. Ich versuchte mich wieder aufzurichten, spürte feine Schnitte in der Handfläche und hörte das Knirschen von Glas. Der Schmerz machte mir nichts aus. Er gab mir die Kontrolle und meinen Geist gegen die Wildheit und den Trubel, der nun in mir erwachte. Es drängte mich, fraß und wand sich, um nach draußen zu kommen. Doch gab ich nach, würde ich nie erfahren, was mit Lucy geschehen war. Er fasste mich am Kragen und drückte meinen Kopf schmerzhaft an die Säule. „*Willst Du es sehen?*“ Sein übel riechender Atem wehte mir scharf zwischen den unmenschlichen Zähnen ins Gesicht.

Wieder tauchten Bilder in mir auf. Lucy, wie sie versuchte zu fliehen, die Wohnungstür erreichte und er sie am Pferdeschwanz zurückeriss. Ich sah, wie Lucy auf das Bett geschmissen wurde und er sich auf sie warf. Ich fing ihren Blick auf, hilflos und in panischem Entsetzen hin und her schwenkend. Sie war ihm willenlos ausgeliefert, unfähig, sich zur Wehr zu setzen. Er ließ mich los und ging ein Stück von mir weg.

„*Ihr Blut war süß und sie so jung und voller Leben. Du hättest dabei sein müssen. Ich glaube, sie versuchte in ihrem letzten Atemzug Deinen Namen zu rufen. Ist das nicht romantisch?*“ Er sah mich an, verstummte und wartete auf eine Reaktion.

Aber ich war zu nichts fähig, wie gelähmt. Lucy war tot? Von diesem Scheusal ausgesaugt worden? In mir war es ruhig, zu ruhig. Aber ich wusste, dass er wartete. Ich hätte diesen Vampir nicht töten können. Weder körperlich noch geistig war ich jetzt dazu in der Lage. Und so sagte ich nur zwei Worte nach innen gerichtet: „*Tu es.*“

Mein Blut wurde heiß, brannte in meinen Adern, es fühlte sich an, als würde es in mir kochen. Meine Augen zogen sich zusammen und veränderten sich knisternd, gaben nach ein paar Sekunden ein anderes Bild wieder als gerade noch. Die Umgebung wurde von einem bläulichen Schimmer überzogen, der sich über die dunkelsten Ecken legte und in Kontrasten sichtbar machte, was vorher noch

verborgen war. In aller Klarheit sah ich das pulsierende Leben vor mir. Den toten Körper, aber das schlagende Herz darin. Ich hörte das Rauschen seines Blutes, wie es immer schneller durch die Adern raste. Und nur ganz leicht, roch ich Angst, sein Erschrecken, das mir durch die Poren herüber wehte. Er trat zurück, seine Augen weiteten sich. Kein Lächeln mehr, kein boshafter Zug um die Lippen. Nur stammelnde Worte: „*Was bist Du?*“ Durch ein von Schmerzen verzogenes Maul, während mein Kiefer brach, sich zog und streckte, Zähne herausbrachen und Blut in meinen Rachen floss, antwortete ich: „*Dein Henker.*“ Dann fing es am ganzen Körper an. Meine Knochen zogen sich, brachen und formten sich neu. Die Muskeln wurden gezehrt, bis an das Zerreißen gespannt und schwellen an. Schmerzen am ganzen Körper, ein Keuchen, ein Jaulen und mein hechelnder Atem, beherrschten mich vollkommen. Mein Rücken bog sich, quetschte meinen Oberkörper in eine unnatürliche Haltung und ich fiel auf die Arme. Doch es waren keine Arme mehr. Dicht behaart mit weißem Fell lief es auf Klauen zu, an denen schwarze Nägel ihren Sitz hatten. Meine Füße zogen sich, ich spürte, wie sie die Turnschuhe zerrissen, blickte hinab und sah nur noch Fell, das auch aus ihnen wuchs. Die Schmerzen ebten ab und dann wurde auch mein Denken heruntergefahren. Triebe kochten hoch. Empfindungen und Instinkte ließen keinen Platz mehr für einen Verstand. Und ein Stück weit verschwand auch ich.

Der Wolf blickte sich um, erhob sich zur vollen Größe und heulte auf. Befriedigt sah er, dass dieses schwächliche Opfer zusammenzuckte. Er sprang nach vorne, sein Maul direkt über dem Gesicht des Vampires. Er atmete die feinen Ausdünstungen ein, sah unscheinbaren Schweiß an seiner Stirn und ließ in einer schnellen Bewegung nur ganz leicht, seine Vorderzähne über dessen Hals fahren. Nur leicht, ganz sanft und eine Spur dunkelroten Blutes quoll hervor, die zu schnell wieder versiegte. Der Wolf leckte sie herunter und grunzte wohligh. Dann fuhr er herum, an das Ende dieses Raumes, blickte den Vampir an und ließ ein Knurren erklingen. Er fletschte die Zähne, öffnete das Maul und schloss es wieder. Das Klacken der Zähne beim Zusammentreffen ergab neue Zuckungen beim Vampir. Er sah eine Chance und rannte los. In

Sekunden erreichte er den Eingang des Clubs und war draußen. Der Wolf heulte auf. Eine leichte Beute, ein kurzes Spiel. Er rannte los, riss beim Durchqueren der Tür, die Eisentür aus den Angeln und folgte der Spur aus Todesangst. Der Vampir war schnell, aber nicht schnell genug. Nach hundert Metern erreicht er ihn, sprang, landete und riss ihn zu Boden, so dass er weiterschlitterte und überrascht aufschrie. Er rutschte über die Straße, knallte mit voller Wucht gegen den Bürgersteig, der ihm eine Wunde am Kopf bescherte. Die Note von Blut, ein noch stärkerer Schwall an Angst, der nun die Luft füllte. Eine Ekstase der Empfindungen, die den Wolf noch mehr anheizte. Er umkreiste sein Opfer, knurrte es an. Der Vampir sprang auf, versuchte zu entkommen, doch der Wolf war bei ihm, biss zu und riss ihm das Fleisch aus der Wade. Erneut fiel der Vampir zu Boden. Und wieder versuchte er sich ihm zu entreißen. Eine Drehung, die nach der ersten Zuckung so vorhersehbar für das Tier war. Aber der Wolf ließ es zu. Der Vampir erhob sich vom Boden und rauschte los, immer schneller der Takt der Füße auf dem Boden, nur unterbrochen von den Zuckungen der Schmerzen, die ihm die Wunde bescherte. Der Wolf sah ihn immer kleiner werden in der Ferne. Und dann wurde der Vampir langsamer, er drückte sich in einen Hauseingang, schlüpfte in die Schatten und tauchte auf dem Dach gegenüber wieder auf.

Er blickte hinunter und sah den Wolf nicht mehr. Erleichterung machte sich breit. Tom hatte überlebt, er konnte zurück zu Arah. Denn eigentlich hatte sie nicht gesagt, dass er den Wolf töten musste. Er sollte nur überleben und zurückkehren. Hatte sie das gewusst? Wusste sie, dass er so einer Kreatur begegnen würde? Und was hatte sie gehofft? Dass er überleben würde oder dass er starb? Eine Ahnung machte sich breit, die ihm ganz und gar nicht gefiel. Aber hatte er eine Wahl? Was sollte er sonst tun? Er konnte nur zurück zu ihr und war ihr ausgeliefert. Ihren Launen und den Spielen. Spiele, die er so gar nicht verstand. Er blickte an seinem Bein herunter. Es war verheilt, blutete nicht mehr. Es wurde Zeit zu verschwinden.

Ein Rascheln hinter dem Vampir, ein kratzendes Geräusch, das sich über den Stein zog und er wurde in die Seite gestoßen. Mit solcher

unerwarteten Wucht, dass er über den Rand des Daches in die Tiefe stürzte. Er fiel ungebremst auf den Stein und spürte, wie Knochen brachen. Der Wolf landete auf dem Vampir und biss zu, riss Fleisch und Sehnen aus der Seite und würgte es hinunter. Der Vampir versuchte ihn abzuschütteln und davonzukriechen. Aber er schaffte es nicht. Der Wolf drückte ihn mit aller Kraft in den Asphalt und biss erneut in die gerade geschlagene Wunde, durch Knochen, Sehnen und Adern. Das Blut schoss in die Höhe, verteilte sich und schon war es vorbei. Der Vampir entflammte und in rotscheinender Glut löste er sich auf.

Der Wolf schnaubte, trottete hin und her. Zu schnell war es vorbeigewesen. Eine Beute ohne Fleisch, ohne Blut. Nur Asche, die sich nicht fressen ließ. Er erhob seine Schnauze in die Luft, sog die Gerüche ein und fand im Haus nebenan viel Blut, viel Leben. Keine Vampire, die sich in Asche auflösen würden. Er heulte auf, langezogen und tief. Es hallte durch die Straße, zog sich in Gassen und Winkel, in denen selbst die Ratten jetzt Schutz suchten. Ein Jäger war unterwegs. Einer der schlimmsten.

Der Wolf brach die Holztür einfach aus der Verankerung. Dicke Löcher im Mauerwerk, Späne und Pulver, das auf den Boden rieselte. Ein leichter Druck an seinem Rücken, der zu einem kurzen Schmerz wurde. Er fuhr herum und sah seine Gefährtin. Noch nicht verwandelt. Er beschnupperte sie, leckte ihr den Hals und stupste sie an. Sie sollte sich auch verwandeln. Gemeinsam konnten sie sich dort oben vergnügen, es war genug für zwei. Sie strich ihm über das Fell am Nacken und schüttelte den Kopf. Sie zeigte ihm, was sie in Händen hielt. Ein Glasbehälter mit einer langen Spitze. Der Wolf merkte, dass seine Beine nachgaben, die Muskeln schwächer wurden und er auf den Boden sank. Er hob den Kopf. Ein leises kraftloses Jaulen entfuhr ihm. Was hatte sie getan? Dann sank er auf die Pfoten und seine Augen fielen zu. Bevor er in einen wirbelnden Strudel aus Träumen glitt, merkte er, dass er hochgehoben wurde. Aber seine Gefährtin war bei ihm. Was konnte ihm schon passieren? Die letzten Fetzen an Gedankenresten, vor Szenen, die den Träumen entsprangen.

Kapitel 14

Er beobachtete, wie sich die Brausetablette sprudelnd auflöste und den Inhalt des Wasserglases mit Blasen spickte. Ein letztes Aufblubbern, dann kippte er es hinunter. Nicht, wie er erwartete hatte, mit bitterem Nachgeschmack, sondern nur leicht säuerlich. Die Kopfschmerzen wurden etwas dumpfer, pochten nur noch im Hintergrund. In seiner Aufregung gestern Abend, musste er eine Schlaftablette zu viel genommen haben. Er hatte geschlafen, so viel war sicher. Er erinnerte sich an wüste Träume, aufflammende Bilder ohne tieferen Zusammenhang. Aber die Kopfschmerzen, mit denen er heute Morgen aufgewacht war, waren die Hölle.

Lennord betrachtete das Bild von Mark und Lucy. So richtig weitergekommen, war er nicht. Er watete durch ein Dickicht, in das das Licht einfach nicht fallen wollte. Er hatte sich gestern vor der ersten Tablette die Briefe noch einmal durchgelesen. Nicht im Dunkel eines Kellers, unter dem hellen Licht einer Tischlampe, waren sie zwar interessant zu lesen, doch hatten sie nicht mehr diese verheerende Wirkung wie vorher auf ihn. Es war lustig, wenn nicht sogar beängstigend, wie leicht er selber in so etwas hineinrutschte. Vampire? Bis jetzt hatte er noch keinen vor dem Lauf seiner Waffe gehabt. Und er hegte die Vermutung, dass das auch nie passieren würde. Er schaltete den Monitor wieder ein und las sich die Ergebnisse der Autopsie noch mal durch. Sein Büro engte ihn momentan nur ein, er war lieber auf Achse, da draußen am Tatort, als sich durch Akten zu wälzen. Aber er musste es tun. Dem Neuling hatte er fei gegeben und die Brüder waren an einem anderen Fall dran. Der Chef hatte sie abgezogen. Ein Mensch, der quer durch die Stadt über die Dächer sprang. Heute Nacht gegen vier. Na ja, wer es glaubte. Batman ließ grüßen. Er hatte seinen Chef ungläubig angesehen, hielt es erst für einen Scherz. Aber er hatte keine Wahl, er musste seine Leute abtreten, vor allem, da überall momentan Engpass an Mitarbeitern bestand. Krankheit, Urlaub, es kam mal wieder alles zusammen. Wenigstens war einer der Beiden so nett gewesen und hatte ihm eine Fallnummer aufgeschrieben, die dem hier ähnelte. Blutarmut hatte die Ärztin im Bericht aufgeführt. Herzversagen als Todesursache. Nach einem Telefonat setzte sie ihn

in Kenntnis. Die Leichen enthielten kein Blut. Als wenn es ihnen abgepumpt worden wäre. „Ausgesaugt“, hatte sie mit einem Lachen ergänzt. Es wies alles in diese seltsame Richtung. Vampire, Vampire und Vampire. Oder nur jemand, der alles daran setzte, es so aussehen zu lassen.

Er tippte die Nummer ein, die auf dem Post-It stand. Sogleich tauchte der nächste Bericht auf. Eine Mann, seine Frau und die Tochter. Vor einigen Tagen in einem Kaff ebenso tot aufgefunden. Alle drei ohne einen Tropfen Blut im Körper. Aber anders als die Clubbesucher, hatte der Mann eine Waffe dabei gehabt und allem Anschein nach auch geschossen. Aber man fand keine Blutspur, genauso wenig, wie die Patrone. Der Bericht endete mit dem Vermerk, dass der Mann in einem Lagerhaus am Hafen gearbeitet habe. Das habe man an rekonstruierten Wegen erkennen können, auf denen er zu oft wegen erhöhter Geschwindigkeit geblitzt wurde. Und es sei ganz sicher kein Zufall gewesen, dass ein paar Stunden vorher, genau das Lagerhaus abgebrannt sei. Ob der Mann es angezündet habe oder nicht, sei nicht feststellbar.

Ein Zufall, dass es das Stück Hafen dieser Stadt war? Obwohl die Leichen kilometerweit entfernt aufgefunden wurden? Er schnappte sich die Jacke vom Stuhl und machte sich auf den Weg. Das musste er sich ansehen. Vielleicht ergab sich ja eine Spur? Auf irgendeine Weise hingen diese Fälle zusammen. Die Frage war nur, wie? Die ausgesaugten Leichen waren eine Verbindung, die man nicht übersehen konnte. Doch wie passten Mark und Lucy da hinein? So richtig Sinn ergab es einfach nicht.

Der Fahrstuhl zeigte in regelmäßigen Abständen das Erreichen der Etagen an. Wenigstens war sonst keiner unterwegs, der an dessen Benutzung dachte. Die Türen glitten langsam auf und er rauschte hinaus. Aufzüge waren nicht sein Ding. Nicht, dass er unter Platzangst litt, aber in so einem kleinen Raum ganz der Willkür einer Maschine ausgeliefert? Maschinen konnten Fehler haben, nicht mehr richtig funktionieren, ein Kurzschluss, ein gelöstes Kabel. So einfach, so unscheinbar und man saß für Stunden in dieser stickigen Kabine fest. Man las ja oft von so etwas, doch er selber war noch kein Opfer davon geworden. Wer wusste, wie er reagieren würde? Er

wollte es sich nicht einmal vorstellen.

Es ging direkt an den Frauenparkplätzen vorbei, die natürlich überfüllt waren. Auf der anderen Seite, die weiß umrandete Fläche, in deren Mitte ein Rollstuhl abgebildet war. Schon nach einigen Metern und zügigen Schritten, erreichte er seinen BMW. Noch einer der Vorzüge, die die Beförderung mit sich gebracht hatte. Auf einem weißen Schild stand in schwarzen Buchstaben R.Lennord angeschlagen. Er hatte einen eigenen Parkplatz, nicht weit vom Eingang des Aufzuges. Das lästige Rumkurven am Morgen, das Suchen nach einer Lücke, fiel damit weg. Ein sehr angenehmer Umstand. Er drückte das unscheinbare Plastik an seinem Schlüsselbund und die Lichter leuchteten auf. Der kurze Signalton schnitt in die Stille, der das Ausschalten der Alarmanlage anzeigte. Er setzte sich rein und startete den Motor. 8:15 sah er in der Armatur neben dem Datum leuchten. Keine gute Zeit, um dem Straßenverkehr zu folgen. Die Pendler waren unterwegs und der Berufsverkehr hatte eingesetzt. Aber weiter im Büro sitzen, auf den Monitor starren und sich Spekulationen hingeben, die einen nicht weiterbrachten? Dann doch lieber im Schneckentempo an den Straßenzügen vorbeischleichen. Ebenso nervig, aber man fühlte sich doch etwas freier. Er legte den Gang ein, kurz nach hinten geblickt, und er fuhr an. Raus aus dieser schraffierten Fläche, gestoppt, der nächste Gang, diesmal vorwärts und er folgte im Schritttempo den Schildern zur Ausfahrt. Er sah die Ausfahrt schon von weitem und der Pförtner erkannte ihn durch die Windschutzscheibe. Die Schranke glitt hoch, ohne dass er anhalten musste. Im Vorbeifahren nickte er ihm kurz zu und dann war er auch schon Draußen.

Sonnenlicht, das hereinbrach und sich brennend in die Augen bohrte. Ein Hupenkonzert, eine Schlange ohne Lücke. Beschimpfungen und aufgeregte Stimmen aus den Autos. Willkommen in unserer kleinen Stadt. Er hatte damit gerechnet, hatte es nicht eilig und merkte doch, dass die angespannte Stimmung hier, auch ihn unruhig machte. Die Autos krochen vorbei bis sich eine Familienkutsche seiner erbarmte und der Fahrer ihm durch ein Handzeichen bedeutete, dass er einkehren durfte. Dann war er drin. Drin in einer Schlange, die sich aus eigener Hetze zur Langsamkeit

verdammt. Ein Strom, der zu viel war für die engen Bahnen der Stadt. Er sah in den Rückspiegel, als der Fluss kurz stoppte. Ein rotes Lichtsignal, das einer Schranke gleich, eine Grenze formte. Hinter ihm der Mann, der so nett gewesen war, ihn hereinzulassen. Daneben die Frau, wie Lennord sich vorstellen konnte. Der Mann mit Schweiß bedeckt, gestikuliert wild mit den Armen, die Augen unter den Brillengläsern funkelten wild hin und her. Sie, über den Rücksitz nach hinten gebeugt, gab dem kleinen Kind eine Flasche. Und doch hinderte sie diese Aufgabe nicht daran, mit der anderen Hand nach vorne zu zeigen, wilde Kreise zu ziehen und wild auf ihn einzureden. War das der Dank dafür, dass der Mann Lennord hereingelassen hatte? Eine Standpauke, wie eilig man es selber habe und man jetzt noch länger stehen müsse?

Lennord musste lachen. Ganz sicher hatte er Mitleid mit dem armen Wesen der Gattung Mann und doch, er hatte sein Schicksal selber gewählt. Hätte man ihm diese Szene vor Augen geschickt, als er vor versammelter Gemeinde das Ja-Wort geben musste, hätte er es gesagt? Oder wäre er in panischem Entsetzen geflohen? Ja, die Ehe. Erschaffen aus Träumen, Traumbildern und Idealvorstellungen, die sich nach kurzer Zeit in ein Gefängnis und für manchen auch die Hölle verwandelten. Er beneidete den Typen hinter sich ganz sicher nicht. Und doch ... Er wusste wofür er alles tat. Wofür er morgens aufstand, wofür er länger im Büro blieb. Und vielleicht heute Abend, wenn ihr Kind schlief, der Trubel des Alltages vorbei war, würde er seinen Frieden haben. Seine Frau, seine Tochter, im Kreis seiner eigenen Familie. Lennord sah noch immer in den Rückspiegel. Die Frau drehte das Gesicht des Mannes zur Seite. Er, noch widerwillig, anscheinend eingeschnappt, und sie küsste ihn. Danach lächelte sie und auch er stieg darauf ein. Der Schweiß auf der Stirn, die Panik in den Augen, nicht mehr zu sehen.

Lennord holte das Handy aus seiner Jacke, stellte es in die Halterung in der mittleren Konsole und das Freisprechen an. Er suchte sich die Nummer von Sandra heraus und wählte. Er hatte gestern Abend schon überlegt sie anzurufen, es dann doch wieder gelassen. Was, wenn sie bereits einen Neuen hatte und ihn schon längst vergessen? Und auch, was wollte er überhaupt von ihr? Eine Frage, die er

immer noch nicht beantworten konnte. Es klingelte ein paar Mal, dann ein Knacken und eine Männerstimme: „Ja? Wer ist da?“ Und Lennord verfluchte sich selber. Er blickte in den Rückspiegel, sah die Frau an der Schulter des Mannes gelehnt, die Augen geschlossen und bemerkte, dass er enttäuscht war. Er hatte wirklich gehofft? Ein Umstand, der ihn selber verwirrte. Noch einmal: „Wer ist denn da?“ Erklang die Stimme des Mannes durch die Freisprechanlage. Lennord Finger suchten den Weg zum Auflegen.

„Richard, bist Du das?“ Ertönte ihre Stimme und leiser im Hintergrund: „Lass das. Das geht Dich nichts an.“

„Richard?“ Erklang es wieder.

Er räusperte sich. „Ja, ich bin es. Entschuldige, ich stecke gerade im Verkehr und war kurz abgelenkt.“

„Du hast Dich lange nicht mehr gemeldet.“ Kein Vorwurf in der Stimme, eher eine unscheinbare Frage.

„Ich hatte viel um die Ohren. Viel Stress, keine Zeit. Du kennst das ja.“

„Zu gut, viel zu gut“, sagte sie.

„Der Typ gerade ist Dein Neuer?“

„Wer? ... Andreas? ... Nein. Nur ein Freund meines Vaters, der mir den Herd repariert. ... Warum? Würde es Dich stören?“

Eine peinliche Pause, die er unterbrechen musste.

„Vielleicht“, sagte Lennord.

Keine Antwort durch den Hörer, nur Stille. Er räusperte sich. Eine wirklich unangenehme Situation. Der Blick im Rückspiegel zeigte das Bild der Familienkutsche unverändert.

„Hast Du Lust, Dich heute Mittag zu treffen? In unserem Restaurant?“ Sagte Lennord nach einer Pause des Schweigens.

„Du meinst bei Diego? ... Da waren wir seit Deinem Antrag nicht mehr.“

„Ja, genau da. Oder wäre es Dir woanders lieber?“

„Nein. Gerne. ... Wirklich gerne.“ Sie schien überrascht zu sein.

„Hast Du denn Zeit? Keine wichtigen Fälle?“ Fragte sie nach ein paar Sekunden.

„Doch ganz sicher habe ich die und Zeit wohl eher auch nicht. Aber ich nehme sie mir. Wozu bin ich mein eigener Chef, habe gewisse Freiheiten, wenn ich mir nicht mal ein Mittagessen gönnen kann?“

Sie sagte nichts. Und eigentlich war das auch nicht nötig. Lennord

bestätigte nur, was sie ihm immer in langen Streitereien klar machen wollte.

„Sagen wir um eins?“

„Ich bin da. Und versetz mich bitte nicht“, ihre Stimme aus den Boxen.

„Das werde ich nicht. Versprochen.“

„Dann freue ich mich darauf.“

Ein paar Sekunden Stille und dann, er wusste selber nicht warum, sagte Lennord: „ Sandra, ... Du fehlst mir.“ Danach fand er ohne Zögern den Knopf am Handy und legte auf.

<<>>

Im Nirgendwo eines leerstehenden Gebäudes

Ich erwachte. Nur mühsam lösten sich die Bilder von meinem Verstand und gaben ihn frei, damit dieser die Umgebung aufnehmen konnte. Ich war in irgendeinem Loch, so viel war klar. Der muffige Geruch von Feuchtigkeit, der den Wänden entstammte, die Luft, die förmlich nach Staub schmeckte. Und das Weiß einer Lampe an der Decke, die zwar hell leuchtete, aber von Gitterstäben umrankt waren, deren Lackierung schon absprang und rotbraunen Rost an Ecken und Kanten führte.

Ich hob meinen rechten Arm, wollte mir durch das Gesicht wischen und wurde ausgebremst. Ein klirrendes Geräusch, ein Druck am Handgelenk und ich blickte genauer hin. Ich war angekettet. Ketten, die zu Metallschienen liefen, an Armen und Beinen befestigt. Sie ließen mir gerade genug Freiraum um es anzuheben, aber mehr auch nicht. Ich selber lag auf einer Liege, die mich sehr an die aus Arztpraxen erinnerte. Nicht ungemütlich, aber angekettet darauf, wie ein Gefangener. Eingesperrt und hilflos. Ich zerrte an den Ketten, es klirrte und schepperte, aber sonst tat sich nichts. Sie gaben nicht nach, nichts schien sich zu lösen. Ich wandte mich nach Innen. Aber auch dort eine merkwürde, schon ungewöhnliche Stille.

„Es tut mir leid. Aber ich musste es tun.“ Eine weibliche Stimme, die von einer Frau in der Ecke des Raumes kam. Das Licht blendete mich, so dass ich sie nicht erkennen konnte. „Sekunde. Gleich ist es besser.“ Ein kurzes Klicken und das Licht erlosch. Es wurde nicht so dunkel, wie ich erwartet hatte. Nur grauer, leicht abgedunkelt. Draußen

musste es bereits hell sein. Ich hörte Schritte und dann tauchte eine Gestalt im helleren Bereich auf. Ich erkannte sie sofort. ... Rose. „Was soll das hier?“ Fragte ich und musterte sie. Sie hatte nichts von ihrem Reiz verloren. Schien auch keinen Tag älter geworden zu sein und hatte immer noch diese merkwürdige Wirkung auf mich. Ich fühlte mich mit jeder Faser meines Körpers zu ihr hingezogen. Spürte ein Verlangen in mir, das ich nicht erklären konnte. Ich rief mir die Erinnerung ins Gedächtnis. Die Bilder, die der Vampir mir geschickt hatte. Von Lucy, gepeinigt, gefangen und hilflos. Es funktionierte. Wenn auch nicht so sehr, wie ich es wollte. Trauer in mir, die mein Herz umklammerte, eine Sehnsucht, die fraß. Und doch noch tiefer, dumpfer, aber nicht abgeschwächt, eine Verbindung und starke Gefühle für Rose.

Sie strich mir über den Kopf und beugte sich herunter. Mit allen Sinnen nahm ich sie jetzt wahr und das spülte alle Erinnerungen an etwas Anderes weg. Ihr Geruch, so betörend, weich und wild, zerbrechlich und verführerisch. Als ihre Lippen die meinen berührten, gab ich mich dem hin. Leidenschaft flammte mit einer Stärke auf, wie ich sie noch nie erlebt hatte und ich stöhnte enttäuscht auf, als sie sich von mir löste. Ihr Haar wischte noch einmal über mein Gesicht, reizte und liebte meine Sinne, als sie sich wieder aufrichtete. Ich versuchte mich ebenfalls aufzurichten, ihr hinterherzukommen, wurde aber von den Ketten zurückgerissen. Sie blickte mich an. Mit diesen leicht grünen Augen, ihren sinnlichen Lippen. Die Verheißung der reinen Liebe öffneten sich: „*Es musste sein. Zu Deinem Schutz.*“

„Schutz?“ Fragte ich sie.

„Ja. Du hättest sonst Unschuldige getötet. ... Woran erinnerst Du Dich?“

„An einen Vampir in einem Club. Danach irgendwie an nichts mehr.“ Und wirklich. Alles danach war wie weggewischt. Ich sah Bilder in Blut getränkt, Empfindungen, Wildheit und die pure Freiheit. Aber sonst nichts. Kein klarer Zusammenhang, nichts was passiert war, oder wo.

„Du hast den Vampir getötet. Und danach hättest Du Dir die nächsten Opfer gesucht. Einmal frei gelassen, hättest Du gefressen, gefressen und gefressen. Unkontrollierbar und nicht mehr zu stoppen. Solange, bis die Sonne

aufgegangen wäre oder Du Dich selbst verloren hättest und auf ewig als Bestie herum wüten würdest. Deswegen musste ich eingreifen.“

„Was hast Du getan? Und warum bin ich immer noch angekettet?“

„Eine kleine Mischung aus Eisenkraut und einem Betäubungsmittel. Stark genug, um den Wolf zu schwächen und Dich zu beruhigen. Denn auch jetzt bist Du noch eine Gefahr. Es ist aufgebender Mond. In zwei Nächten haben wir Vollmond und Dein Wolf wird stärker sein als jemals zuvor. Du wirst Dich verwandeln und nichts dagegen tun können. Die Frage ist nur, warum hast Du Dich jetzt schon verwandelt?“ Sie musterte mich, als gäbe ihr mein Gesichtsausdruck die Antwort.

„Der Vampir hat mir gesagt, dass er Lucy getötet hat. Sie folterte und leiden ließ. Und da habe ich ihn freigelassen. Ich konnte nicht anders. Er hat den Tod verdient. Ich habe ihn getötet, ihn auch leiden lassen, oder?“

„Ja, das hast Du. ... Du hast ihn freigelassen?“

„Ja. Er drängte und drängte, säuselte mit seiner Stimme, dass wir den Vampir zerreißen sollten. Zerfleischen für das, was er ihr angetan hatte. Und am Schluss gab ich nach.“

Sie lachte.

„Was ist so lustig daran?“ Fragte ich sie.

„Du sprichst mit ihm?“

„Ja. Oder eher, er hat damit angefangen.“

„Das erklärt so einiges.“

„Was zum Beispiel?“ Fragte ich sie.

„Wie wäre es damit, dass Du Dich vor Deinem ersten Vollmond verwandelt hast? Ein Ding der Unmöglichkeit. Normalerweise erweckt erst der Mond das Tier in Dir. Und erst nach langem Training und mit großer Willensanstrengung, kannst Du lernen, Dich auch ohne Vollmond zu verwandeln. ... Aber er spricht mit Dir.“ Eine kurze Pause, in der sie mit abwesendem Blick um mein Bett herumwanderte. Sie machte fast verrückt. Hin und Her, dann andersherum und wieder zurück. Das Kleid schwang um ihre Hüfte. Hob und senkte sich über die Oberschenkel und ich merkte, dass meine Gedanken wegglitten. Ungewollt, unfreiwillig, aber auch ohne, dass ich mich wehrte, tauchten Szenen in meiner Vorstellung auf. Von ihr und mir. Und dann stoppte sie ihren Lauf und riss mich aus den Verlockungen dieser Einbildung. *„Es sei denn, Du bist ein Alpha. Ja, das könnte es*

erklären. ... Dann stimmen die Geschichten also.“ Ihre Augen leuchteten mich an. „Ich würde Dich gerne zu Byron bringen, aber das geht nicht. Nicht, nachdem Du zwei aus dem Rudel getötet hast.“

„Sie haben mich angegriffen“, fuhr ich ihr dazwischen.

„Das mag sein, spielt aber keine Rolle. Wenn Du ein Alpha bist, braucht er keinen Grund. Nur einen Auslöser, den Du ihm jetzt geliefert hast. Mal abgesehen von Deiner Sprungakrobatik über die Dächer der Stadt. Das ist zu viel Aufmerksamkeit, die keiner gut heißt. Die Polizei untersucht das bereits. Sie werden natürlich nichts finden, aber sie müssen ja auch nicht mit aller Kraft daraufhin gewiesen werden.“ Sie zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben meine zwangsläufige Liege.

„Alpha?“ Fragte ich sie.

„Der Rudelführer. ... Es gibt gewisse Rangordnungen unter Wölfen in der freien Natur, die auch wir Werwölfe übernommen haben. Denn zur Hälfte sind wir jetzt genau das. Und wenn man nicht aufpasst, übernimmt einen der Wolf ganz. Und deswegen bist Du hier. Um es zu lernen. Nach Deinem ersten Vollmond zeige ich Dir alles.“

„Woher wusstest Du, wo ich war?“ Und dann fiel mir etwas ein. „Du warst das vor dem Laden? Als der Vampir mich angriff? Woher wusstest Du, dass ich sterben würde?“

„Du hattest mein Mal und deswegen standen wir in Verbindung. Eine Bindung, über die auch Du auf meine Fähigkeiten in abgeschwächter Form zugreifen konntest. Du erinnerst dich daran, wie Du den Typen damals vor dem Bahnhof verscheucht hast? Den Ex von Lucy? Da hast Du unbewusst darauf zugegriffen.“

Ich erinnerte mich daran. Eine Szene, in der ich diesen Schläger verfolgen und jagen wollte. „Dein Mal?“ Fragte ich sie.

„Wenn ein Wolf, ein Werwolf um genau zu sein, sich seinen Gefährten unter den Menschen aussucht, dann wird er gezeichnet. Sichtbar für das Rudel und alle anderen Wölfe. Es bedeutet, dass man diesen Menschen früher oder später verwandeln wird. Man geht vorher schon eine Bindung ein, die über Gefühle geschweift wird. Ich selber, war erst kurz vorher von Byron zu einem Wolf gemacht worden. Mein erster Vollmond und sie brachten mich weg. Und ohne mein Wissen, hattest Du mein Mal. Ich wusste immer, wo Du warst und als Du im Sterben lagst, konnte ich es genauso spüren. Ich kam und verwandelte Dich.“

Eine Parallele in meinen Gedanken, die mir so gar nicht gefiel. „Was ist mit Vampiren? Können die auch so zeichnen, so ein Mal geben?“

Sie überlegte kurz. „Ich habe gehört, dass sie es können. Doch ist es bei Ihnen eher eine Vorstufe der Verwandlung. Sie wählen keine Gefährten. Nur ob jemand leben darf oder stirbt. Soweit ich weiß, werden daraus Spender. Menschen, die den Vampiren mit Leib und Seele unterworfen sind und nur noch für sie leben. Aber das trifft fast nie zu. Warum auch? Vampire beciren und verzaubern ihre Opfer, warum sollten sie auf so lange Zeit so viel Arbeit dahinein stecken? Und außerdem müsste der Mensch dem Vampir auf emotionale Weise näher kommen. Liebe, zu der sie gar nicht fähig sind. Ein innerer Austausch von Gefühlen, vielleicht? ... Aber Vampire, diese blutsaugenden Untoten, würden sich niemals lange von der Quelle ihrer Begierde fernhalten. Über kurz oder lang würde der Mensch sterben oder als Untoter wiedergeboren werden. ... Warum fragst Du?“

„Nur aus Interesse. Um das Ganze irgendwie zu verstehen. ... Was ist mit einem Menschen, der von Beiden gezeichnet wurde? Von einem Werwolf und Vampir? Wäre das möglich?“ Fragte ich sie nicht ohne Grund.

„Theoretisch, ja. Aber undenkbar. Wie Du weißt, lebt der Mensch nicht lange genug dafür. Und wenn doch, so müsste der Vampir sich weit genug zurückziehen, damit der Wolf es nicht spüren könnte. Warum sollte ein Vampir einen Mensch zeichnen, der schon einem Wolf gehört? Undenkbar und ohne Grund.“ Sie lachte.

Und doch blieb ein leichter Zweifel in mir bestehen. „Woher kommen die Werwölfe? Gibt es einen Ursprung, so wie Lucian, von dem die Lycaner abstammen? Ist das wahr?“

„Nein. Absolut nicht. Nur die Erfindung eines menschlichen Geistes. Aber keine uninteressante.“ Sie blinzelte mir zu und fuhr dann fort: „Wir würden uns eher als Lupaner bezeichnen, denn als Lycaner. Vor allem, da es diesen Lucian nie gab. Wir stammen von Kain ab, so wie die Vampire.“

„Kain“, entfuhr es mir überrascht.

„Ja. Kain. ... Und bevor Du fragst. Ja, der aus der Bibel, der von Gott selbst verfluchte, weil er seinen Bruder tötete. Aber er kam woanders, aus einer anderen Dimension, wie es mir Anthana mal erzählt hat.“

„Anthana?“

„Stimmt, Du weißt ja gar nichts. Sie ist die Tochter von Merlin.“

„Ich bin aber noch in der richtigen Welt?“ Fragte ich. „Merlin, Zauberei, der

... Merlin?“

„Ja, der Merlin. Doch kennt ihr ihn nur aus Sagen und Legenden. Anthana und Arathne waren seine Töchter. Beide leben noch, im Gegensatz zu Merlin.“

Arathne? Der Name kam mir bekannt vor. Irgendwo hatte ich das doch schon mal gelesen? Nur wo?

„Wie auch immer. Merlin tötete Kain, wurde aber selber von seiner Tochter ermordet. Vorher erschuf Kain Lilith, die erste Vampirin hier und beschwor mit seiner Macht ein Wesen, das halb Mensch und halb Wolf war und ihm gehorchen sollte. Doch der Mond machte es wild, rasend und unkontrollierbar. Als es ihn dann selber anfiel, sperrte er es in einer Höhle ein. Kain war also tot und Lilith zog mit ihrem Blutdurst über das Land. Und vor knapp 400 Jahren entkam dieser Werwolf. Er wütete und zerstörte ganze Landstriche. Einem Soldaten gelang es dann schließlich diese Kreatur zu töten. Eine Hexe sagte ihm, dass er Silberkugeln verwenden müsse. Die Kreatur starb, hatte ihn aber gebissen. So verfiel er diesem Fluch und wurde als neue Bestie wiedergeboren. Byron, sein Sohn, musste mit ansehen, wie sein Vater seine Mutter tötete. Im Versuch, sie zu retten, wurde auch er verletzt und ein Opfer dieses Fluches. Aber anders als sein Vater, war er von starker Willenskraft. Er lernte das Tier zu kontrollieren und brachte schließlich seinen eigenen Vater zur Strecke.“ Sie stand auf, nahm eine Spritze vom Seitentisch und jagte sie mir ins Bein.

„Wieso?“ Fragte ich sie.

„Ich muss zum Rudel. Byron ruft mich. Er will wissen, was passiert ist. Und bleibe ich hier, findet er Dich. Und er wird Dich töten. Das werde ich nicht zulassen.“ Sie sah mich liebevoll an. Ich merkte, wie sich Benommenheit und Schläfrigkeit durch meine Adern zog und immer stärker wurde.

„Ich erzähle es Dir noch zu Ende. Kannst Du mir noch folgen?“

Ich nickte nur mühsam mit erschlaffenden Muskeln.

„Ok. ... Das alles sind nur Mythen und Legenden, wie sie Byron gerne erzählt. Niemand von uns hat Kain, Lilith oder Merlin, jemals zu Gesicht bekommen. Man kann daran glauben, was man will. Fakt ist, dass Byron Luna Lupus gegründet hat. Ein Clan, deren Ursprung unserer Rudel ist. Wir kämpfen gegen jede Bedrohung der übernatürlichen Art und beschützen so die Menschen, die wir ja auch noch sind. ... Eine schöne Geschichte, nicht wahr?“

Sie kam näher, hauchte mir einen Kuss auf die Wange, den ich nur

leicht wahrnahm. Der Schlaf hatte mich schon in seinen Fängen. „Und in nicht ferner Zukunft, werden wir die Blutsauger vernichtet haben. Und alle Kreaturen der Hölle, die Anthanas Schwester im Kreuzzug gegen die Menschheit begleiten. Das einzige Übel, der Kern des Bösen, ist sie alleine. Arathne, wie sie hieß und auch wenn sie sich jetzt Arab nennt, wird sie unserer Macht nicht entkommen. Wir vernichten sie und alles Übel, dass sie über diese Welt gebracht hat.“

Ihre Worte hallten nach, brauchten einige Sekunden, bis sie den Sinn erhielten, der mich verstehen ließ. Wieder ein Schleier, Bilder wie Wolken, die sich über Gedankengänge legten. Ein Wort schnitt ein, versuchte mich siedeheiß aufzuwecken. „Arab“, klang es nach, immer wieder. Ich versuchte mich zu wehren, mich aufzubäumen, doch es gelang nicht. Immer tiefer wurde ich gezogen, in Bilder und Landschaften, unzusammenhängend und doch wie eine Flut, die mich einfach wegspülte.

<<<>>

An einem Hafen der besagten Stadt

Er stocherte mit den Schuhen in der Asche herum. Denen machte das nichts aus. Sicherheitsstiefel, die keinen Cent kosteten. Ihn auf jeden Fall nicht. Er hatte seine Beziehungen in der Materialbeschaffung der Wache. Und ab und zu fiel dann mal ein Paar für ihn ab. Praktische, ohne Zweifel. Vielleicht einen Hauch illegal, aber nur ein Hauch, für den ihn keiner verklagen würde.

Lennord hatte geschlagene zwei Stunden gebraucht, um vom einen Ende der Stadt zum Anderen zu gelangen. Er konnte dem Berufsverkehr entfliehen, als er auf die Autobahn wechselte. Nur, um dann wieder in einer neuen klebrigen Masse an Kleinwagen zu landen. Und wie es bis jetzt aussah, war das Ganze umsonst gewesen. Hier fand sich nur verkohltes Gemäuer, von Ruß geschwärzte, geplatze Glasscheiben, die von der Hitze nach Außen gebogen waren.

Steine und Asche. Mehr gab es hier nicht. Er ging weiter. Unter seinen Füßen verfiel Material, das mal zu etwas Nutze gewesen war. Es blättert erst und fiel dann in sich zusammen. In der Mitte dieser ehemaligen Halle lagen die Reste des Daches verteilt. Die Polizei und die Spurensicherung hatten sie dort zusammengetragen. Auf

Steinklötze gelegt, wie es im Bericht stand. Und die Ecke genau so eines Steines erblickte Lennord jetzt. Warum sie hier in dieser Halle gewesen waren, der Zweck, wurde nicht im Bericht erwähnt. Ihm war klar, dass es einfach ignoriert worden war. Vielleicht noch nicht mal mit Absicht. Einfach aus Desinteresse, dem fehlenden Spürsinn, jeder noch so kleinen Spur folgen zu wollen. Ein abgebranntes Lagerhaus. Chemikalien, die falsch gelagert wurden. Ein Kabel, das nach Übernutzung einen Funken an der falschen Stelle herausließ. Erklärungen, um nicht weitersuchen zu müssen, fanden sich wahrlich sehr schnell.

Er packte ein dickes Ende an verkohltem Holz, fühlte das raue Material an der Handfläche, den Ruß, der sich den Linien anpasste und zog es vom Stein herunter. Unter Poltern fiel es hinab. Staub und Asche wurde aufgewirbelt, die ihn ein paar Schritte zurückweichen und in einem Hustenanfall die eingeatmete Luft wieder ausstoßen ließ. Die Lunge beruhigte sich gleichermaßen schnell, wie sich auch die Asche wieder auf den Boden absenkte.

Er betrachtete den Steinhaufen, der jetzt frei lag und entdeckte etwas. Unter dem Ruß, unter der Ascheschicht war ein Strich. Lennord holte einen Kugelschreiber aus der Tasche, drückte die Mine heraus und folgte der Linie im Stein. Es ging einmal ganz um den ganzen Block. Was war das? Eine Vertiefung? Aus welchem Grund?

Aber dann machte es Klick und das Bild drehte sich mit einem Mal in seinem Verstand. Wenn das Obere ein Deckel war, der diesem Block auflag, dann ähnelte es einer Truhe. Kein Steinblock, sondern eine Steintruhe. Er drückte mit aller Kraft gegen eine Ecke, spürte den Widerstand und gab nicht nach. Der Schweiß brach ihm aus den Poren, die Lunge schnappte immer schneller nach Luft. Doch er schaffte es. Sehr, sehr langsam und knirschend bewegte sich die Platte. Zentimeter um Zentimeter. Und schließlich konnte er einen Blick hineinwerfen. Sie war leer, wie er enttäuscht feststellte, während er sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn wischte. Aber nicht ganz.

Er griff hinein, fühlte etwas Seidiges, Weiches und zog es hinaus. Im Licht der Sonne betrachtete er es. Es war ein Polster. Eine

Unterlage. In Rot gefertigt und anscheinend aus Seide. Was machte das in einer Steintruhe? Vor allem, wo sonst nichts darin war? Es nagte an ihm, zwang ihm ein Bild vor Augen, wie er es gar nicht sehen wollte. Das war eine Unterlage. Eine Unterlage, die auf dem Stein platziert war, damit etwas darauf gelagert werden konnte. Und nicht etwas, sondern jemand. Das war definitiv verrückt.

Er verließ die Halle, die Ruinen, die einmal gezeichnet hatten und ging zu seinem Wagen. Er nahm auf dem Fahrersitz Platz und blickte in den Rückspiegel. Er betrachtete sich darin, holte dann ein paar Reinigungstücher aus dem Fach an der Armatur und wischte sich das Gesicht und die Hände sauber. Dabei trieben seine Gedanken unfreiwillig weiter. Ein verbranntes Lagerhaus, in dem etwas in Steintruhen geschlafen hatte. Ein ausgesaugter Leichnam, der wahrscheinlich der Brandstifter war. Das ließ sich erklären, ergab sogar Sinn, wenn man den Aspekt mit den Vampiren einfach mal nicht näher betrachtete. Nur wie standen Lucy und Mark damit in Verbindung? Mark, der mit einer Vampirin geschrieben hatte? Die nach dem Desaster hier, sich auf den Weg zu ihm machte, ihn tötete und die Frau mitnahm? Und danach mit Lucy in diesen Club ging und weitere 12 Personen tötete? Lucy stand einfach daneben, war vielleicht sogar eine Geisel? Aber warum hätte sie Mark töten sollen? Warum ihn, wenn sie vor Jahren mit ihm in Kontakt stand? Angenommen, sie wäre wirklich eine Vampirin, egal, wie abwegig sich das anhörte, dann würde sie doch sein Blut trinken, oder? Aber es gab keine Leiche. Vielleicht war er gar nicht tot?

Er musste diese Arah finden. Sie war der Schlüssel zu Allem, so wie es aussah. Nur war Lennord sich nicht im Klaren darüber, ob er das wirklich wollte. Er startete den Wagen, legte den Gang ein und fuhr an. Er trat auf die Bremse und stieg wieder aus. Er hatte etwas in den Augenwinkeln gesehen, etwas kurz Aufblitzendes am Rande des Wassers. Ohne Zögern marschierte er schnellen Schrittes zur Quelle dieses Signales. Er bückte sich herunter, fischte es aus dem Wasser und betrachtete es. Es war angeschmolzen, die Ränder verformt und wieder durch das Wasser gehärtet. Ein Logo drauf. Zwei Dreiecke, die sich schnitten und einen Stern ergaben. Darunter die roten Buchstaben EGS. Es konnte aus dem Gebäude stammen. Die

Explosion hätte es dorthin katapultiert haben können. Die Spuren der der Verformung ließen das vermuten. EGS. Das sagte ihm absolut gar nichts. Aber er sollte herausfinden, was das war. Vielleicht eine Spur? Oder auch nur eine Sackgasse. Aber es war besser, als einem Namen nachzujagen, der einer Vampirin gehören sollte. Er stieg wieder in den Wagen und gab Gas. Wieder in die Stadt und in das nächste Internetcafé. In einer Stunde wollte er sich mit Sandra treffen. Er sollte sich etwas beeilen.

<<>>

Im Herrenhaus von Luna Lupus

Sie betrat den Saal und die gedrückte, angespannte Stimmung schlug ihr entgegen. Sie hatte es nicht anders erwartet. Byron rief sie nicht ohne Grund zu sich und angesichts der Situation, lief es nicht auf ein fröhliches Geplänkel hinaus. Aber man würde keine Gewalt anwenden, das hoffte sie. Sie war nicht der Übeltäter, hatte nicht gegen die ungeschriebenen Gesetze des Rudels verstoßen. Aber sie gewährte ihm Schutz. In wie weit man ihr das vorwarf, würde sie gleich sehen. Sie ging vorbei an den kleinen Grüppchen, wartete auf das leise Flüstern hinter vorgehaltener Hand. Aber nichts erklang. Nur stumme Blicke, die sobald sie den ihren trafen, plötzlich ein wichtigeres Ziel fanden, das sehr oft am Boden lag. Sie erreichte das Ende des roten Teppichs, blieb direkt vor Byron und seinem vermeintlichen Thron stehen. Sie ließ sich auf die Knie sinken und erhob sich dann wieder. Byron blickte sie an, ausdruckslos und ohne Mienenspiel. David, sein Sohn, stand wie immer an seiner Seite. Der Adjutant des Königs. In seinen Augen funkelte es böse und seine Lippen waren zu einem ironischen Lächeln verzogen. Ein Wink seines Vaters und er würde sich auf sie stürzen.

Byron erhob die Stimme: „*Wo ist er?*“

Es fiel ihr schlagartig ein. Er konnte ihn nicht spüren. Und weil sein Wolf schlief, betäubt war, ob Alpha oder nicht, hatte er keine Fährte hinterlassen. „*Du weißt, dass ich Dir das nicht sagen kann.*“ Lara versuchte ruhig zu bleiben. Reizte sie ihn zu sehr, würde er seine aufgezwungene Ruhe vergessen.

„*Du willst es nicht.*“ Der Tonfall wurde schon schärfer. „*Er hat zwei*

aus dem Rudel getötet. Ob er nun ein Alpha ist, oder nicht. Ich muss ihn bestrafen, ... das weißt Du.“

„Du würdest ihn töten, wenn Du die Chance dazu hättest. ... Und die zwei, oder auch ... drei.“ Lara sah Simon an, der sich zwischen den Anderen verstecken wollte, *„haben ihn angegriffen. Er hat sich nur verteidigt.“*

„Ist das wahr?“ Sein Blick fuhr herum, seine Nase zog verdächtig fein die Luft ein, die Augen bekamen den verräterischen Glanz. Alle im Raum konnten das Aufwachen des Tieres fühlen. Den Zorn, der wie ein Wirbelsturm durch den Raum fegte und doch nichts berührte. Das Rudel entfernte sich von Simon, der nun alleine da stand, sich hilflos umsah und gewahr wurde, dass er der neue Mittelpunkt war. Unter Byrons Blick schien er zu schrumpfen, fiel auf die Knie und sagte im flehentlichen Ton: *„Ja. ... Wir dachten, es wäre Dein Wille. Ein Alpha, der Dir Deinen Platz rauben will. Und Lara, sie war mir versprochen. Wir dachten, wir ...“* „Schweig“, schnitt Byron ihm jedes weitere Wort ab.

Lara lachte innerlich lauthals auf. Versprochen, sie und versprochen. Dieses Häufchen Elend sollte ihr Gefährte werden? Sie hatte ihre eigene Wahl getroffen.

„Darüber sprechen wir noch.“ Sagte Byron und wandte sich wieder Lara zu. *„Er wird sich unterordnen müssen oder im Kampf auf Leben und Tod um den Platz im Rudel kämpfen müssen. Und ich bin mir sicher, dass er einen Kampf mit mir nicht überleben wird.“* Byron hatte sich beruhigt und die Worte wahrlich sorgfältig gewählt.

„Du vergisst die dritte Möglichkeit. ... Er muss gar nicht in das Rudel. Er kann ein neues wachsen lassen. Mit mir an seiner Seite.“

Es wurde schlagartig mucksmäuschenstill im Saal. Nicht mal mehr ein einzelner Atemzug war noch zu hören.

„Die Wahl habt ihr. Das stimmt. Aber dann muss er aus meinem Revier verschwinden. Sonst wird es Krieg geben.“

Das Schlimmste war überstanden. Das war der Augenblick, vor dem Lara sich gefürchtet hatte. Sie wusste vorher nicht, wie er reagieren würde. Manchmal war er einfach unberechenbar. *„Ich habe meine Wahl bereits getroffen. Und ich denke, dass Mark mir zustimmen wird. Wir bleiben bis der Vollmond vorüber ist, dann verlassen wir Dein Gebiet.“* Sie ließ sich noch einmal auf die Knie sinken, drehte sich dann um und schritt

geradewegs zur Eingangstür des Saales und öffnete sie.

„Du warst mir ein liebes Rudelmitglied. Einen sanfteren, liebevolleren und doch so widerspenstigen Wolf, wird er nicht finden. Mein Rudel mag Euch versperrt sein, doch Luna Lupus begrüßt Euch mit Freuden. Wir haben doch dieselben Feinde. ... Und wer weiß, vielleicht zeigen sich die Umstände noch als Glücksgriff?“ Schickte ihr Byron die Worte hinterher, auf die sie nicht vorbereitet war.

Sie drehte sich noch einmal um, lächelte ihn an und sagte: *„Danke.“* Dann verschwand sie durch die Tür. Simon machte Anstalten ihr zu folgen, doch Byron schüttelte nur den Kopf.

<<>>

Bei Diego`s

Er beachtete den musternden Blick der jungen Dame hinter dem kleinen Pult nicht.

„Es ist wirklich wichtig. Es wird sich doch ein Tisch finden lassen?“ Lennord konnte sich nur mühsam beherrschen.

„Es tut mir leid. Wir sind voll belegt. Sie hätten reservieren sollen.“ Kein Lächeln, nur monoton der Satz, den sie ihm vorher schon gesagt hatte. Kalte Augen hinter einem Gestell aus Glas. Ein strammer, frisch gestärkter weißer Kragen, ein Jackett darüber und die stilvoll gebügelte Hose. Alles bis auf das kleinste Detail perfekt ausgerichtet. Prinzipienreiter. Diese Frau machte keine Fehler. Nicht an ihrer Kleidung und ganz sicher platzte sie auch nicht fünf Minuten vor einer Verabredung in ein Restaurant, um einen Tisch zu bekommen. Und genauso viel Verständnis brachte sie jetzt ihm entgegen. Wo waren denn die leicht pummeligen und herzlichen Empfangsdamen? Die, die sich mit einer Liebesgeschichte erweichen lassen würden. Eine Träne unterdrückend, ihn zu einem Tisch begleiten würden und alles Gute wünschten? In der einzigen Hoffnung, das Happy End einer Liebesgeschichte erleben zu dürfen. In seiner Phantasie natürlich.

Und wenn man mal so eine brauchte, fand man nur die eiskalte Vertreterin der Gattung Frau. Die, die nicht einen Millimeter von Normen abwich, keine Fehler zuließ und ganz sicher kein Auge zudrückte. Auch das Wedeln mit ein paar Geldscheinen würde hier nichts bringen. Eher würde sie ihn rausschmeißen lassen. Lennord

ließ seinen Blick in das Restaurant gleiten, über die von Kerzenlicht erwärmte Atmosphäre, die von einem Klavier begleitet wurde. Leise Unterhaltungen, das Klirren von Glas, das von einem Liebespaar herüber wehte, die mit Sekt anstießen.

Hier hatte er Sandra den Antrag gemacht. Verunsichert, jung und voller Träume für eine ungewisse Zukunft, hatte er sich ein Herz gefasst und sie gefragt. Sie ließ ihn erst zappeln, nahm einen Schluck aus dem Glas und sagte dann: „*Ja, für immer und ewig.*“ Was waren das für Zeiten. Wäre er jetzt noch einmal in dieser Situation, würde er das Gleiche tun? Die Antwort darauf war ein klares Ja, wie er sich eingestehen musste. Bei allen Frauen, die er traf, ob im Büro oder im Alltag, ob hinreißend, sexy und verführerisch oder grau und unauffällig. Bei nur einer Frau empfand er etwas, sprach sein Herz von alleine. Ein Herz, das er zu schnell ignorierte, gerade bei dem Übel, durch das er tagtäglich watete.

Was hatte sich nur im Gegensatz zu damals verändert? Er verdiente mehr Geld, hatte mehr Freiheiten, und doch? Er war noch immer der Gleiche. Was hatte sich nur so sehr verschoben, dass er seine Frau als Ex ansah? Ihr aus dem Weg ging, obwohl er sie doch vermisste? Eigentlich gar nichts. War es wirklich ihr Unverständnis für seine Arbeit gewesen? Das dauernde Meckern und Nörgeln? Oder war das nicht nur die Folge des wirklichen Problems? Dass er seinen Job so sehr über sie stellte? Nicht mehr für sie da war, vielleicht sogar vor ihr flüchtete? Eine Erkenntnis, die einen schalen Geschmack im Mund hinterließ. War es der Trotz gewesen, die Langeweile, die ihn hatte alles aufs Spiel setzen lassen? Im Grunde war es nicht wichtig, was genau zur Trennung und zu diesem Abstand geführt hatte, der ihn sich schon ärgern ließ, wenn er auch nur ihre Stimme hörte. Vergangen war vergangen. Aber sie war an das Telefon gegangen. Sie schien sogar vermutet zu haben, dass er dran war. Und sie war sogar bereit gewesen, sich mit ihm zu treffen. Hier in diesem bewussten Restaurant. Irgendwo, tief in sich, merkte Lennord, dass er hoffte. Und auch, wenn er es nie zugeben würde, der harte Kerl von einem Mann, so freute ihn die Aussicht, sie wiederzusehen und endlich das Kriegsbeil zu begraben.

„*Ich hoffe, Alice hat sie nicht zu lange warten lassen?*“ Leichter Akzent, der

Griff an seinem Arm, der ihn umschwenken und in das freundliche Gesicht blicken ließ. *„Sie ist noch neu hier und kennt meine persönlichen Gäste noch nicht.“* Diego, Gott sei Dank. Er mochte diesen herzlichen Ausländer. Er hatte ihm schon beim ersten Date mit Sandra, die kleinen Extras von den Augen abgelesen. Die Rosen auf dem Tisch, der Geiger, der die extra Melodie gespielt hatte. Und auch die Tische drum herum, die leer blieben, obwohl eine Schlange vor dem Restaurant wartete. Am Abend, bei der Rechnung, wollte Lennord ihm dann ein paar Scheine extra geben, doch er lehnte ab. *„Die Liebe zweier glücklicher Menschen ist mir Lohn genug.“* War seine Antwort damals. Und so sehr es sich auch nach einer Floskel anhörte. Diego kaufte er ab, dass er jedes Wort genauso meinte.

Diego führte ihn an einen Tisch in der hintersten Ecke, der etwas abseits lag. Das Kaminfeuer prasselte direkt zu seiner Seite und gab dem Allem eine einzigartige Note. *„Nun aber schnell, nehmen sie Platz.“* Schnitt er Lennord jedes Wort vorher schon ab und schob ihn auf den Stuhl. *„Ihre Frau ist gerade aus dem Taxi gestiegen. Sie muss ja nicht wissen, dass sie nicht reserviert haben.“* Er nahm die Servietten vom Teller, platzierte das Besteck daneben. Dann füllte er die Gläser mit dem Wein, die ein herbei kommandierter Kellner im Eiltempo brachte. Diego flüsterte ihm zu: *„Die Kunst der Romantik steckt in der Illusion. Lassen sie sie träumen. Die Liebe verdient das.“* Bevor Lennord antworten konnte, war Diego auf der anderen Seite des Tisches, zog den Stuhl ein Stück zurück und nahm Sandra den Mantel ab. Sie war aufgetaucht, ohne dass Lennord es bemerkt hatte. Er manövrierte sie zum Tisch und schob ihr den Stuhl unter, so dass sie sich elegant hinsetzen konnte. Diego reichte ihnen beiden die Karte und sagte: *„Winken Sie einfach, wenn sie so weit sind.“* *„Danke, Diego“*, sagte Sandra mit einem Lächeln und er entschwand.

Sie hatte ihre braunen Haare mit einer schwarzen Schleife seitlich befestigt. Stilvoll gepudert, feines Makeup, dass ihren Teint elegant im Schein des flackernden Feuers leuchten ließ. Sie trug einen Hauch von Nichts, schwarz glitzernd und ihre weiblichen Formen sehr unterstreichend. Wie gut sie aussah. Er selber kam sich fast schäbig daneben vor. Er war direkt nach dem Besuch am Hafen nach Hause gefahren, hatte sich den besten Anzug herausgesucht

und war hineingeschlüpft. Und doch, neben ihr wirkte er einfach fade. Das Internetcafé, die weiteren Nachforschungen, hatte er auf später verschoben. Und bei ihrem Anblick, bereute er es kein bisschen.

„Ich hätte nicht gedacht, dass wir einen Tisch bekommen. Hast Du reserviert oder hat Dir Diego mal wieder aus der Patsche geholfen?“

„Er hat mich rausgehauen“, gab Lennord zu.

Sandra fing an zu lachen, nahm dann das Weinglas vom Tisch und hob es an. Er tat es ihr gleich.

„Worauf wollen wir anstoßen?“, fragte sie.

Tja, das war eine gute Frage. *„Auf Liebe, Glück, Reichtum?“* Antwortete Lennord.

„So plump?“ Hakte sie nach.

Er blickte in ihre Augen, spürte, wie sehr er sie noch liebte und sagte: *„Auf Vergessenes, Vergrabenes und doch nie Verlorenes?“*

„Darauf trinke ich nicht.“ Sagte sie.

Enttäuschung machte sich breit, bis er das Augenblinzeln bemerkte, dass sie ihm herüberschickte. Er stellte das Glas ab, ging um den Tisch herum und küsste sie einfach. Sie ließ es geschehen, bekam glänzende Augen dabei. Sie legte ihre Hand auf seine Wange und sagte: *„Richard. Wenn Du mich noch liebst, warum sagst Du es nicht einfach? Als dieses förmliche zur Show stellen in einem feinen Restaurant? Ich wäre wirklich lieber woanders mit Dir. Und auch ich vermisse Dich seit dem Tag der Trennung. Wenn Du eine Auszeit brauchtest, so verstehe ich das. Und doch habe ich gewartet und gehofft, dass Du zurückkommst. Warum glaubst Du, hast Du nie Scheidungspapiere erhalten?“*

Lennord sagte nur: *„Ich liebe Dich.“* Bevor er fortfuhr, legte sie ihm einen Finger auf die Lippen. *„Lass uns gehen.“* Lennord winkte den Kellner herbei, legte ein paar Scheine auf den Tisch und half ihr wieder in den Mantel. Sie ging schon voraus, als auch Lennord in seine Jacke schlüpfte und Diego ihm aus dem Durchgang zur Küche zuzwinkerte. Lennord lächelte ihn an, winkte ihm und folgte Sandra dann an der eisigen Alice vorbei, deren Blick ihn durchbohren wollte. Aber es störte ihn nicht.

Der Kellner brachte die Gläser wieder in die Küche und sagte an Diego gewandt: *„Na, die waren ja lange da.“* Diego blickte ihn einen

Moment nur abwesend an, dann entgegnete er: „*Liebe braucht viel Zeit um zu wachsen. Und nur eine Sekunde, um zu vergessen und verleugnet zu werden. Sie dehnt Sekunden, streckt sie zur Ewigkeit eines nie endenden Paradieses. Beherrscht die Zeit also sie, oder umgekehrt? Ist deswegen jede Sekunde in der sie lodert, nicht unschätzbar wertvoll? Und neu entdeckt, nicht zu kostbar, um sie in einem Restaurant zu vergeuden? Es wäre traurig gewesen, wenn sie länger geblieben wären. Wenn sie geschwiegen hätten, anstatt sich zu offenbaren, was jedes Herz für sich schon wusste. ... Ja, die Liebe.*“ Seufzte Diego.

Der Kellner antwortete darauf nicht, er sah nur, wie sein Chef wie gedankenverloren über den Ehering strich, als lieb kostete er ihn. Der Kellner hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Denn am nächsten Tisch winkte man schon nach ihm. Ein neues Tablett, ein frisches Lächeln und auf ins Getümmel.

<<>>

In der Wohnung von Mark und Lucy

Sie schloss die Wohnungstür auf und trat ein. Hinter sich, ließ sie sie sanft ins Schloss fallen und fing die Gerüche ein. Seine Fährte überlagerte alles andere hier. Nach ihm war keiner mehr hier drin gewesen. Sie spürte einen Lufthauch im Nacken, folgte der Böe und fand ein eingeschlagenes Fenster vor. Lara hob die Pappe vom Boden auf und drückte das Klebeband wieder an den weißen Rahmen des Fensters. Nur kurz überlegte sie, ob sie einen Notdienst der Menschen anrufen sollte. Verwarf es dann aber wieder. Das hier war nicht ihre Wohnung und sie wusste noch nicht einmal, wie Mark reagieren würde, dass sie sie mit seinem Schlüssel betrat. Aber sie mussten die Stadt verlassen und es wäre von Vorteil, wenn er etwas mitnehmen könnte, dass ihn irgendwann daran erinnern würde, woher er kam.

Sie schob die verspiegelten Türen des Kleiderschranks auf und sah den Eastpack am Boden. Sie nahm ihn heraus, merkte beim Anheben schon, dass er leer war und wollte den Kleiderschrank gerade wieder schließen, als ihr etwas auffiel. Eine rosa Ecke, die in Plastik unter einer Reisetasche hervor schien. Sie schob die

Reisetasche bei Seite und fand einen Haufen CDs. Sie wühlte sich dadurch und entdeckte, weswegen sie hierher gekommen war. CD Hüllen beschriftet in weiblicher Handschrift, „*Mark's Bilder*“, mit Monat und Jahr versehen. „*Mark's Dateien*“, „*Lucys Bilder*“, und noch einige mehr flogen in der Kiste herum. 10 CDs an der Zahl, die sie alle im Eastpack verstaute.

Geld hatte sie genug. Die Mitglieder von Luna Lupus wurden sehr gut damit versorgt. Eine monatliche Überweisung und so gut wie keine Ausgaben. Sie hatte in den letzten zwei Jahren so einiges angespart. Und obwohl sie damit gerechnet hatte, dass man ihr Konto gesperrt hatte, war ihr sogar noch etwas überwiesen worden. Mit den Worten „*Für den Start. Gruß Byron*“, hatte er ihr eine Summe überwiesen, wovon sie sich sogar ein Einfamilienhaus leisten könnte. Aber weswegen sie hier war, war nichts, dass man mit Geld kaufen konnte.

Sie wusste, dass es unweigerlich kommen würde, sah auch jetzt schon die Anzeichen dafür. Wie sehr er sie begehrte, sich nach ihrer Berührung sehnte. Bei ihr war es nicht anders. Es war eine Verbindung, die sie eingegangen waren. Die Tatsache, dass ihre Wölfin ihn zu ihrem Gefährten gewählt hatte, würde alles andere einfach wegspülen. Sein Wolf würde versuchen, jegliche Erinnerung an Lucy zu vernichten und keine anderen Gefühle mehr zulassen, als die, die sich an seine Gefährtin wendeten. Verdammt, es war gerade ein paar Tage her, dass seine Frau gestorben war und doch trauerte er nicht. Mark ließ es zu, dass der Wolf ihm das nahm und durch etwas stärkeres ersetzte. Und so, wollte sie es nicht. Sie wollte Lucy nicht ersetzen. Sie hatte gesehen und erlebt, wie sehr ihn Lucy zum Guten verändert hatte. Und genau aus diesem Grund hatte sie sich zurückgezogen und ihm so sehr gewünscht, dass er ein normales Leben haben könnte. Sie war da gewesen, bei seiner Hochzeit. Ganz hinten versteckt und hatte spüren können, wie er von innen heraus strahlte, als er ihr das Ja-Wort gab. Aber als sie Jahre später spürte, dass er in Gefahr war, da konnte sie sich nicht zurückhalten. Ihn sterben lassen? So, am Boden liegend, vor Schmerzen wimmernd? Das hätte sie nicht übers Herz gebracht.

Es war aber auch ein seltsamer Zufall gewesen, dass die Vampire

ausgerechnet ihn und seine Frau angriffen. Im Grunde machte es keinen Sinn. Aber was ließ sich bei Blutsaugern schon logisch erklären? Sie spielten mit ihren Opfern. Und vielleicht war Mark nur in so ein verdrehtes Spiel hinein geraten?

Sei's drum. Sie hatte, was sie brauchte. Und wenn die Zeit gekommen war, würde sie ihn an seine Frau erinnern. Aber erst musste er seinen ersten Vollmond erleben und lernen mit dem Wolf zurechtzukommen. Und danach würde sie ihn an Lucy erinnern, für ihn da sein, damit er durch die Trauer steigen konnte, ohne sie einfach zu ignorieren. Dafür war sie ihm einfach zu wichtig. Und im Grunde schuldete sie es auch Lucy. Sie sollte nicht vergessen werden. Sie sollte in ihm weiterleben. So wie sie es sich selber auch wünschen würde, passierte ihr etwas. Als seine „Rose“ in seinem Herzen aufbewahrt. Also, wie konnte sie Lucy das verweigern?

Die Sonne senkte sich bereits ab und der Mond gewann an Stärke. Ihre Wölfin konnte es spüren und gab es an sie weiter. Es wurde Zeit, zu Mark zurückzukehren. Er würde noch einige Zeit schlafen. Sie wusste nur nicht, wie lange noch.

Kapitel 15

Lila Neonleuchten, die durch das weitspurige Netz ihren übernatürlichen Schein auf die Masse schickten. Die Masse an sich hebenden und senkenden Häuptionern, im harten Bass, der durch die Boxen vibrierte. Die Gitarren setzten ein und einem Impuls gleich, ging ein Ruck durch die Tanzenden. Ihr Rhythmus beschleunigte sich, glich sich in Trance schaukelnden Geistern. Die tiefe Stimme des Sängers, rau und krächzend, noch weiter verzehrt durch das Rauschen des Mikrophones. Der rote Lack passte sich ihren eigenen Bewegungen an, legte sich über jede Form und Erhebung und gab sie weiter nach außen. Sie brauchte keinen Ausschnitt, keine Spur ihrer Macht, um zu verzaubern. Der Stoff gab alles weiter, bis zu den Erhebungen der Brustwarzen und legte sich kalt und hauteng an ihren Körper.

Sie schob sich in die Masse aus bewegenden Körpern, die sich ganz der Begierde und Lust hingaben. Tiefe Küsse, vornübergebeugt, in pochender Begierde vereint. Hände, die hinab glitten und Zentren der Lust fanden und noch weiter aufheizten, bis zur Ekstase. Arah konnte es spüren. Durch die Adern eines Jeden strömte es zu ihr, verzauberte sie und weckte einen Dämon, der so sehr nach Nahrung schrie. Sie zog einen jungen Kerl von dem Objekt seiner Begierde weg und verschloss seinen protestierenden Geist durch einen tiefen Kuss. Sie ließ sich von seinem Feuer anstecken, gab sich seinen Händen hin, und wiegte im Rhythmus, schwang die Hüfte hin und her. Er fand seinen Platz zwischen ihren Oberschenkeln, gab sich ihr hin, liebte ihren Körper mit den Lippen, den Händen und allen Sinnen. Oh, wie sehr er sie begehrte. Sie spürte durch das kalte Material sein pochendes Zentrum der kochenden Glut. Sie fuhr herum, ließ es zu, dass er sich von hinten an sie drängte und beugte sich über die Frau, sie sich von ihr führen ließ. Arah fuhr ihr mit den Lippen das Kinn herunter, leckte ihr den Schweiß von der Haut. Die junge Frau stöhnte auf, atmete immer schneller und gab sich dem Takt hin, in dem Arah sich bewegte. Arah fand durch das Latex ihren Brustansatz und saugte sanft daran, umkreiste das Zentrum mit der Zunge. Die Frau stöhnte auf, diesmal lauter und drängte sich fordernder an sie. Ihre Augen öffneten sich und Arah sah die

vollkommene Hingabe und Unterwerfung darin. Ihre Lippen vibrierten, die Augen schlossen sich wieder und gaben sich ganz den Schüben der in Wellen erwachten Lust hin. Arah fuhr ihr mit der Zunge hinauf bis zum Hals. Jeder Zentimeter gab die innere Wärme wieder und Arah grub ihre Zähne sanft hinein. Die Frau stöhnte bei dem kurzen Stich auf, gab sich der Ekstase vollkommen hin. Arah saugte das Leben auf, fühlte es in sich fließen, wie die junge Hitze durch ihre toten Adern pulsierte. Pures Leben, Leidenschaft und überkochende Gefühle. Die Frau holte noch ein letztes Mal Atem, dann ließ Arah sie einfach in die Menge fallen und fuhr herum.

Der junge Mann war schon längst nicht mehr fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Er hatte sich so sehr angeheizt, an ihr gerieben, dass jegliche Vernunft abseits der Lust, wie weggeblasen war. Sein Wille sie zu besitzen, zu unterwerfen und den eigenen Takt aufzudrängen, schrie aus der stillen Maske, die ihren Körper musterte. Sie ließ es zu, dass er sie küsste, wilder und immer fordernder sich die Zunge in ihren Mund grub. Ein kurzer Biss, und leicht, nur ganz leicht, floss etwas von seinem Blut in ihren Mund. Der Schmerz machte ihn noch wilder. Er wollte sie direkt hier nehmen. Sie ließ es zu, dass seine Hände unter ihr Kleid fuhren. Eng an ihre kalte Haut gepresst, suchten Finger ihr Zentrum, versuchten sie anzuheizen und der Lust zu unterwerfen. Arah gab sich dem hin, genoss die Vorfreude, einem Vorspiel gleich, die ihr noch immer sanft verrinnend die Kehle herunterfloss. Sie löste sich von seinem fordernden Mund, drehte seinen Kopf gegen den leichten Druck seitlich und grub die Zähne in seinen Hals. Nicht, wie bei der Frau, nur sanft. Sie grub und riss die Haut auf, spürte die Schmerzen, die ihn zusammenzucken ließen. Er versuchte sich zu lösen, hing aber bereits im Netz der Spinne, in dem er versucht hatte zu jagen. Nur ein paar Minuten, dann erschlaffte sein Körper und sie ließ ihn zwischen die Tanzenden sinken.

Sie fuhr sich mit den Fingern über die Lippen, leckte die Reste daran ab. Was für ein Mahl. Was für eine Göttlichkeit der Gefühle, die nur die Sünde hervorbringen konnte. Sie schob sich zwischen die Tanzenden, fühlte das Blut durch ihre Adern strömen. Junges Blut, voll frischen Lebens. Was für ein Paradies. Zu keiner Zeit war es

möglich gewesen, so sehr auszuleben, was man begehrte und wollte. Und das sogar noch, ohne verbrannt zu werden. Ein Palast für den Teufel, ein Foul für die Sünde. Eine Kirche, der Begierde selbst errichtet. Sie konnte sie hier alle nehmen, im Blut eines Jeden baden. Einen frischen Schluck trinken, das Leben kosten, es beenden und zum Nächsten wechseln. Jeder hier würde sich ihr hingeben. Jeder hier würde den Tod, die Vernichtung umarmen, solange er nur so sexy und verführerisch war. Sie war ein Teufel unter Dämonen. Sie lachte laut auf, schob sich an das nächste Paar heran und streichelte dem jungen Kerl über den Rücken. Sie spürte die vibrierende Lust, sein junges Feuer und musste selber aufstöhnen. Der Typ drehte sich um, versuchte sie zu küssen, doch sie schob ihn weg.

Dafür war sie nicht hier. Sie brauchte Neugeborene für einen Auftrag. Wie viele Menschen waren hier? 50, 60 bestimmt. Die sollte sie unter Kontrolle bekommen. Sie erhob sich auf die Bühne, tanzte um den Sänger, der sich fasziniert musterte, aber seinen Gesang nicht unterbrach. Sie trat hinter ihn, strich ihm mit dem Finger über den Nacken. Sie merkte, wie sein Körper auf die Verheißung reagierte, sich die Haare hochstellten und etwas in ihm erwachte, das sich nach Erfüllung sehnte. Ein fester Griff, ein Knacken und er sank zu Boden. Sie entwand das Mikrophon seinen toten Fingern und bemerkte befriedigt, dass die Musik verstummt war und die Menschen sie erschrocken ansahen.

„Mensch, willst Du unnützlich vergehen, oder als Diener ewig leben? Ich verspreche Euch Begierden, Gelüste und die Erfüllung aller Wünsche in einer Dunkelheit, die nie vergeht und immer stärker wird.“ Die Menschen ergaben sich ihrem Willen, sanken auf die Knie und sahen sie wie gebannt an. Enttäuschend, wirklich enttäuschend. Wo waren die Helden, die Freigeister, die sich dem Bösen trotz aller Verlockungen nicht unterwarfen? Sie hätte so einem gerne persönlich das Herz herausgerissen und ihm gezeigt, wie lange er überdauerte. So musste sie mit der Meute an Schafen Vorlieb nehmen. 10 würde sie töten, der Rest würde brav jede Weisung ausführen, die sie ihnen gab. Sie lachte laut auf. Die moderne Welt war wirklich ein Paradies.

<<>>

In einer Eigentumswohnung der gehobenen Klasse

Er betrachtete sie eine Zeit lang. Merkte, wie ihr ruhiger Atem auch sie einschläfern wollte. Die braunen Haare hatten sich über die eingedrückten Kissen verteilt. Wie ein sanft gewobenes Netz zogen sich die feinen Fäden darüber und fanden ihren Weg zurück zu ihrem schönen Kopf. Die kleinen Ohren, deren Rand sich in hellerer Farbe von den dunklen Haaren abzeichnete, die spitzere Augenpartie, die ihre asiatische Herkunft unleugbar machte. Darüber, die zur Linie gezupften Augenbrauen und die nach oben gebogenen Wimpern unter deren Lidern sich die bezaubernden Augen hin und her bewegten. Er zog die Bettdecke von ihren Füßen an, über ihre Beine und den zierlichen Körper nach oben. Sie drehte sich um, der rechte Arm landete auf dem leeren Platz neben ihr, der Linke umschloss die Decke.

Lennord suchte den Weg in die Küche und nahm ein Glas vom Spülbecken. Ein kurzer Blick hinein. Es war sauber, und er ließ einen Schluck Wasser hineinlaufen. Er drehte den Wasserhahn so weit auf, dass nur ein leises kaum wahrnehmbares Rauschen erklang, als sich ein dünnes Rinnsal auf den Weg in das Glas machte. Ein Schluck nur, der reichte. Er ließ die angenehme Kühle die Kehle herunterlaufen und merkte, wie es den erschöpften Körper leicht erfrischte. Durch das breite Küchenfenster sah er das Mondlicht, den Vorgarten und die Häuser ringsum. Ob Sandra sich immer noch um die Beete da unten kümmerte? Damals, als sie frisch verheiratet diese Wohnung gekauft hatten, hatte sie wie von selbst diese Aufgabe übernommen.

Herr Bonder, dem die Wohnung im Erdgeschoss gehörte, hatte die 70 bei weitem überschritten. Und aufgrund seiner körperlichen Schwäche, er hatte sogar eine künstliche Hüfte, soweit Lennord sich erinnern konnte, war er nicht fähig, sich um den Garten zu kümmern, der an seine Terrasse grenzte. Es wohnten mehrere Familien in diesem Haus, doch ihnen wäre ein bezahlter Gärtner lieber gewesen, als selber Hand anzulegen. Lennord verstand das nur zu gut. Er mochte es genauso wenig, im Dreck und der Erde zu wühlen und in mühsamer Kleinarbeit, das Unkraut zu zupfen. Sandra war da anders. Wie sie sagte, gab es ihr etwas, diese kleinen Beete zu pflegen. Das Rasenmähen, sowie das Stutzen der Hecke,

überließ sie dem Gärtner.

Mitunter versuchte sie Lennord zur Mitarbeit zu bewegen, ihn zu motivieren. Erzählte ihm von den Fadenwurzeln, wie man es richtig zupfte, um ja nichts im Erdreich zu hinterlassen, das wieder sprießen konnte. Er lächelte gutmütig, sah wie sie darin aufging, selber richtig anfang zu blühen, zog es aber lieber vor auf der Liege in der Sonne zu sitzen und sich einem Wälzer hinzugeben. Denn ein Vorteil brachte ihre Arbeit mit sich. Sie durften den Garten und die Terrasse benutzen, die eigentlich Herrn Bonder gehörten. Er kam des Öfteren dazu, erzählte alte Kriegsgeschichten und wie sehr ihn Sandra an seine Helen erinnerte, die vor Jahren schon gestorben war. Und im Stillen wusste Lennord, dass Sandra dieses Stückchen Erde als ihr Eigen betrachtete. Sie machte ihre Arbeit wirklich gut, das musste auch er zugeben.

Es war seltsam, wie viel ihm hier wieder einfiel. Wie ein Blick, eine Tür in ein altes Leben, die zugefallen und vergessen worden war. Und jetzt? Einmal wieder drin, tauchte alles wieder auf. Die Momente und Augenblicke hier, selbst Herr Bonder da unten, die waren Teil eines Lebens, das er vermisst hatte. Alleine zu wohnen war etwas Anderes, etwas vollkommen anderes, als hier in dieser Gegend als ein Ehepaar, das jeder gerne sah und grüßte.

Jetzt lag es an ihm. Sie trug den Ehering immer noch, wie ihm erst später auffiel. Er konnte sich einfügen, seinen Platz hier in diesem Leben wieder füllen. Und im Grunde hatte er sich schon entschieden. Er würde Abstriche machen müssen. Gerade im Job. Aber es störte ihn irgendwie nicht mehr. Er überlegte sogar, den Job ganz aufzugeben. Eine Detektei aufzumachen, das wäre doch was. Ein verrückter Gedanke. Und doch hätte er dann Zeit für seine Frau, Zeit für ein Leben, dass er vorher so leichtfertig weggeschmissen hatte.

Aber erst einmal musste er noch diesen Fall aufklären, dann würde er weitersehen. Vampire? Hier in seinem alten Leben, hörte sich das wirklich seltsam an. Aber er würde der Spur folgen. Er hatte noch einen Namen, eine Abkürzung genauer gesagt. EGS. Er würde herausfinden, was es damit auf sich hatte. Aber nicht jetzt. Und auch nicht morgen. Diese beiden Tage würde er ganz seiner Frau

widmen. Der Fall würde nicht weglaufen, die Spuren nicht zu sehr erkalten. Aber eine Beziehung, eine Ehe konnte das. Das wusste Lennord jetzt.

Er ging wieder ins Schlafzimmer. Sie hob den Kopf. „*Schatz, wo warst Du?*“ Eine von Müdigkeit getränkte Stimme aus dem Halbschlaf.

„*Nur in der Küche. Einen Schluck Wasser trinken.*“ Er glitt unter die Decke und kuschelte sich an sie.

„*Geb nicht weg. Bleib bei mir. ... Für immer.*“ Die letzten Worte gingen über in ein tiefes Luftholen und ihr folgender rhythmischer Atem, zeigte ihm, dass sie schon wieder eingeschlafen war. Er würde bleiben, nicht mehr so schnell von ihrer Seite weichen. Das hatte er schon beschlossen.

<<>>

In besagtem Club

Herrlich. Wirklich eine Augenweide, wie sie dort in Grüppchen standen und sich gegenseitig bestaunten. Sie austauschten über die Welt, die wie eine neue Dimension vorkommen musste. Arah erinnerte sich nicht mehr an ihre erste Nacht als Vampir, als Lilith sie verwandelte und ihr die Welt zeigte, wie sie sie noch nie gesehen hatte. Aber sie erinnerte sich noch zu gut daran, wie blind ihr mit einem mal die Sterblichen vorkamen. Durch die Welt streifend, ohne die wahre Schönheit um sie herum, jemals entdecken zu können. Es war eine aufregende Zeit gewesen. Die Tage als Neugeborene. Sie erinnerte sich an den Bluttausch, den Lilith noch aufgeheizt und verstärkt hatte. Mit ihr war sie durch ganze Landstriche gezogen. Massen an zerstörten Städten voll der Schreie, die niemand mehr hören konnte, weil sie dem Feuer zum Opfer fielen. Sie waren unbesiegbar, unaufhaltsam und so mächtig. Und sie wusste, dass sie es für immer sein würde. Dann stellte sich ihr Merlin entgegen. Trennte Lilith von ihr und versuchte an ihre Vernunft zu appellieren. Er wollte sie davon überzeugen, dass sie die Begierden und Gelüste beherrschen müsse, weil sie sie sonst verzehren würden. Er verlangte von ihr, dass sie unterdrücken sollte. Das pure Leben, die Ekstase verneinen und untot durch die Nacht zu wandeln. Und dann verlangte er von ihr, dass sie Lilith töten sollte. Lilith, die ihr erst das wirkliche Leben gezeigt hatte und ihr die Unsterblichkeit

schenkte. Sie zeigte ihm, was sie davon hielt. Von ihm und seinen Weisheiten. Dem Gutglauben eines alten Mannes, der nie seine volle Macht auch nur ansatzweise ausschöpfte. Verantwortung, Moral und Verpflichtungen, die Wege des Schicksals nie zu beeinflussen. Er nahm seine Überzeugung mit ins Grab und am Ende war er so sehr Asche, wie seine veralteten Ideale.

Lilith fand sie wieder und erzählte ihr alles. Wie es begann und wie es enden würde. Seit dem waren Jahrhunderte vergangen und die Erfüllung stand kurz bevor. Arah hatte alles für sie vorbereitet. Und heute Nacht würde sie Lilith, Luna Lupus auf dem Silbertablett servieren. Der Fehler Kains, ausgemerzt von ihrer Hand. Arah lachte auf, böse und drohen klang es in den Raum und die Gespräche verstummten. Lack und Leder, Schminke eines übernatürlichen Traumes, denen Arah ihnen erfüllt hat, blickten sie an, das lodernde Feuer eines nie endenden Hungers hinter den glänzenden Augen. Arah hatte ihnen gezeigt, wie sie in die Schatten kamen und sie wieder verließen. Mehr mussten sie nicht wissen. Ob sie es überlebten, spielte keine Rolle. Sie sollten es nur zünden. Die Bomben, die nach ihrer Anweisung mit Silberschrott gefüllt worden waren. EGC hatte mal wieder erstklassige Arbeit abgeliefert. Aber um ein Haar wäre es schief gegangen. Als diese Security das Lagerhaus anzündete. Aber durch Tom konnte sie es vorher spüren. Und am Ende spielte er ihr sogar noch in die Hände. Jede Spur war beseitigt, keiner würde mehr etwas finden. Wirklich perfekt. Sie nickte und sah, wie die Vampire nach und nach in die Schatten gingen. Dann folgte sie ihnen.

Sie stand auf der Wiese, ließ die leichte Windböe sie streicheln und nahm den starken Geruch der Tiere in sich auf. Das würde das letzte Mal sein, dass es ihre feinen Geruchsnerve belästigte. Nach dieser Aktion war es Geschichte. Von allen Seiten des Zaunes sprangen sie herüber und rannten ohne Zögern auf das riesige Herrenhaus zu. Die Scheiben zerbarsten, Türen wurden aufgetreten und ihre kleine Legion stürmte hinein. Sie wussten nicht, was sie in den Metalltruhen mit sich trugen. Nur, dass sie es in jeder Etage abstellen sollten. 5 Minuten noch, dann wäre der Countdown vorbei. Ein bisschen wehmütig war sie ja schon. Wenn ein so starker

Gegner, still und ohne Gegenwehr einfach fiel, dann fehlte das Triumphgefühl. Arah wandte sich wieder ab und ging in die Schatten. Es gab noch jemanden, den sie besuchen musste, um dieses Spiel zu einem grandiosen Ende zu führen.

Die rothaarige Schönheit verschwand. Es herrschte eine unangenehme Stille, so als wüsste die Natur selbst, was ihr bevorstand. Einige Zeit später, mehrere Explosionen, die sich in dem Haus selber aufbäumten und zu einer riesigen Welle der Zerstörung vereinigten. Ein Strom aus Feuer, der sich über das Grundstück ausbreitete und alles auf seinem Weg einfach auflöste. Der unsichtbare Drang einer Druckwelle, der ihm folgte und alles, das der Glut widerstanden hatte, in die Luft katapultierte und es kilometerweit entfernt wieder losließ, wo es in den Krater aus aufgeplatzter und verbrannter Erde wieder aufschlug. Eine Stille, wie sie nur der Atem des Todes hervorruft, senkte sich über diesen Landstrich.

<<>>

Im Nirgendwo eines leerstehenden Gebäudes

Bilder und Szenen wechselten sich ab. Ich lief über ein weites Feld, das sich plötzlich in ein Loch verwandelte und mich verschlang. Ich fiel und fiel. Über mir entdeckte ich keinen Himmel und unter mir keinen Boden. Dann auf einmal, wurde mein Fall gebremst und ich fand mich auf einer Wiese wieder. Über mir strahlender Sonnenschein, ein blauer Himmel, der nur durch weiße Wolken ab und zu verdeckt wurde. Eine grüne Wiese, deren Halme leicht in einer sommerlichen Brise hin und her schwangen. Das frische Grün vereinzelt unterbrochen durch lange Hälse von Sonnenblumen. Es wirkte ruhig hier, idyllisch und so friedlich. Ich ging ein Stück und sah auf die Entfernung eine weiße Bank. Mitten im Grün auf einer Erhebung aus Stein. Ich sah eine Person dort sitzen. Langes gelocktes und ungezähmtes Haar, das über das Holz fiel. Ich ging näher heran.

„Durch ein Mal auf ewig verbunden. Bis zur vollkommenen Erlösung oder den Tod.“

Eine Frauenstimme, sanft, rau und tief. Aber nicht unangenehm. Sie schien meine Sinne zu streicheln, säuselte im Wind und sprach mich

auf seltsame Weise innerlich an. Als wenn es mein einziges Ziel wäre zu ihrem Ursprung zu gelangen, mich den Worten und der Stimme selbst hinzugeben. Ein Traum? Ganz sicher war es das, doch es fühlte sich so merkwürdig real an.

„Es ist ein Traum und doch auch nicht.“

Ich ging um die Bank herum und sah vollendete Schönheit. Eine weiße, blasse Haut ohne den geringsten Makel. Die Sonnenstrahlen ließen sie nur noch mehr scheinen, aber nicht als reflektierten sie, sondern saugten sie auf. Die Augen glitzerten wie grüne Diamanten und brachen das Licht innerlich. Sie trug ein weißes Kleid über dem wirklich zu perfekten Körper. Das war kein Mensch, ganz sicher nicht.

„Ein Engel?“ Schoss es mir in die Gedanken.

Sie lachte und blickte mich amüsiert an. *„Definitiv kein Engel. Und wenn doch, müsste der Himmel sich Hölle nennen.“*

Sie konnte meine Gedanken lesen?

„Wir sind in Deinen Gedanken. ... Du träumst und doch bin ich real. Nenn es eine Vision, in die ich geschlüpft bin.“

Na das sollte mal einer verstehen. *„Du bist also nicht meine Einbildung? Eine Projektion meines Unterbewusstseins?“*

„Keine Einbildung. Und doch entstamme ich dem, was Du vergessen wolltest.“

Tja, man konnte es ehrlich auch extra kompliziert machen. Ich fragte sie: *„Ich träume und Du bist eine reale Person, die da drin ist?“*

„Keine Person. Aber sonst stimmt es.“

„Und wer bist Du? Wie kannst Du in meine Gedanken kommen?“

„Ein bisschen Magie, etwas übernatürliche Macht. ... Aber das wie ist nicht wichtig. Und das wer, eigentlich weißt Du es doch schon längst.“

Ich überlegte fieberhaft. Nein, so eine Frau hatte ich vorher noch nie gesehen. Daran könnte ich mich erinnern. Und doch fühlte ich in mir, dass ich sie kennen sollte. Wirklich seltsam.

„Hast Du wirklich gedacht, Du könntest mich im Keller einsperren? Mich vergessen und verdrängen? Mich durch eine Neue ersetzen? Durch einen Menschen? Mich?“ Sie sah mich vorwurfsvoll an. Doch entnahm ich es mehr ihrem Tonfall als ihrer Miene, die nur ganz sanft, fast unscheinbar reagierte. Was wollte sie von mir? Sie ersetzen? War ich mal mit ihr zusammen gewesen? Das wüsste ich definitiv.

„Mein Gott, stellst Du Dich dumm an. Oder willst Du es einfach nicht sehen? Briefe? Arah? Vampirin?“ Stieß sie mir die Worte ins Gesicht.

Und da klingelte es auch in mir. „Du bist real? Wirklich existent?“ Ich wusste gar nicht, was ich sagen sollte. Die Tatsache schmiss einfach alles um. „Aber Du sitzt in der Sonne“, gab ich nach ein paar Sekunden des Schweigens von mir.

„Traum, nicht wahr? Schon vergessen?“ Sie zog die Augenbrauen hoch und zeigte mir ganz klar und offensichtlich, was sie von meiner Frage hielt.

Das musste ich verdauen. Arah war also wirklich und eine Vampirin. Anscheinend so real, wie dass ich ein Werwolf war. Und da fiel es mir ein. „Lucy, meine Frau wurde von einem Vampir getötet. Und ich wurde auch angegriffen. Hast Du ...“ Ich vollendete den Satz nicht.

„Ja“, sagte sie einfach nur. Und das wirbelte noch mehr in mir durcheinander. Das verstand ich nicht. „Wusstest Du davon?“ Fragte ich noch einmal nach. Das konnte ich nur falsch verstanden haben. Sie hatte einfach geantwortet, wie auf eine Frage nach dem Wetter, ohne die geringste Gefühlsregung.

„Ja. Wusste ich. Er hat es sogar auf meine Anweisung hin getan.“

Ich war baff. Ich suchte nach Worten, brachte aber nichts heraus.

„Du hast mich eingeladen in Dein Leben. Du hast angefangen Dich mir zu öffnen. Du hast mich Dich fühlen lassen. Und dann verneinst Du mich einfach? Verrätst mich vor Dir und sperrst mich in den Keller? Und als hätte ich nie existiert, suchst Du Dir einen Menschen und heiratest ihn? Glaubst Du, das lasse ich mir gefallen?“

Die Worte trieben in mir nach, hallten und verstärkten sich. Ich sprang auf sie zu und wollte sie packen, doch sie war auf einmal verschwunden. „Du hast sie getötet. Du hast Lucy ermorden lassen.“ Ich schrie die Worte unter Tränen hinaus.

„Nein. Das hast alleine Du getan. Nicht ich.“ Ich fuhr herum. Sie stand nur ein paar Schritte entfernt.

„Du hast mich eingeladen, mir die Kontrolle überlassen.“ Fuhr sie im ruhigen Ton fort. „Wer sich mit dem Teufel einlässt, der akzeptiert, dass er die Seele berührt und das Leben übernimmt.“

„Das ist nicht wahr.“ Schrie ich sie an. Schmerz, Trauer und Wut überlappten sich in mir.

„Verleugne es ruhig. ... Erinnerst Du Dich daran, dass ich Dich gewarnt habe? Ich habe Dich gefragt, ob Du wirklich bereit bist, Dich darauf einzulassen. Dass meine Dunkelheit, die Schatten, durch mich nach Dir greifen würden. Und Du hast keine Sekunde gezögert und mir die Tür geöffnet. Als es Dir nicht mehr gefiel, hast Du sie einfach vergraben, gedacht, Du könntest es vergessen. Der wahre Schuldige an Lucys Tod, bist alleine Du selber.“

Ich sagte nichts. Auf einmal wurde es ruhiger in mir, die Tränen versiegt und ich blickte sie nur an. Ich wehrte mich gegen diese Wahrheit, musste aber langsam nachgeben.

„Warum hast Du Lucy nichts davon erzählt? Erzählt, woran Du glaubst? Ihr gezeigt, was Du gefühlt und gedacht hast? Wie Du es immer noch tatest, nicht wahr? Du hast die Dunkelheit berührt, bemerkt, wie sie Dich verändert und beschlossen es zu ignorieren. ... Warum hast Du so aufgeregt das Auftauchen des Vampirs im Fernsehen verfolgt? Es Lucy sogar aufnehmen lassen, ohne ihr zu erzählen, warum. Wäre es so schwer gewesen? ... Sag mir, wer ist der eigentliche Mörder, wenn Du mir das Opfer zeigst und sogar die Tür öffnest?“

Sie hatte Recht. Ich hatte es mitgebracht, in die Ehe, in die Beziehung. Ohne mich, wäre sie nie damit in Kontakt gekommen. Schuld legte sich über mich, lähmte und zog meinen Verstand in die Willenlosigkeit.

„Du bist erbärmlich. So erbärmlich. ... Sieh Dich doch an.“ Fuhr sie mich an. *„Am Boden liegend, in Selbstmitleid zerfressen. ... Dabei solltest Du tanzen, wie ein Teufel auf seinen toten Opfern. Lucy ist tot. ... Deinetwegen. Und sie wird nie wiederkommen. Mit Deiner eingebildeten Liebe hast Du sie verdammt. Aber Du lebst. ... Warum? ... Warum ist sie tot, und Du, ihr Mörder, lebst einfach weiter? Wenn Du sie wirklich geliebt hast, warum bist Du ihr dann nicht gefolgt?“*

Jedes ihrer Worte traf mich innerlich wie ein Rasiermesser, schnitt und stocherte, bis alles in mir schmerzte und blutete.

„Aber Nein. Das war Dir nicht genug. Du nimmst Dir einfach die Nächste. Deine heiß geliebte Rose. Wärest Du nicht angekettet, wärt ihr doch schon längst zusammen im Bett gewesen, nicht wahr?“

Ich wollte widersprechen, doch konnte nicht. Alles hemmte mich, entzog mir jegliche Kraft.

„Und selbst jetzt widersprichst Du mir nicht. Denn Du weißt, dass alles was ich sage, wahr ist.“

Ich war nicht mehr auf der Bank, lag auf dem Boden und wand mich wie ein verletztes Tier. Gepeinigt und wehrlos den Angriffen ausgeliefert.

„Und jetzt hast Du mich zu Deiner Rose geführt. Auch sie werde ich töten. Auch sie hast Du verdammt. Und ich mache Dir sogar ein Geschenk, Du jämmerliches Etwas.“

Ihre Züge wirkten so ausdruckslos wie am Anfang, keine Miene, keine Bosheit, eher Mitleid.

„Wenn der Erzeuger eines Werwolves vor dem ersten Vollmond stirbt, verliert der Wolf seine Kraft. Ich mache Dich wieder zum Menschen. Und ich gebe Dir noch viel mehr. Mein Blut, damit Du nur einen Schritt tun musst. Ein Schritt in das Tageslicht und Deine Qual ist für immer vorbei. Das solltest selbst Du hinbekommen.“

Ich spürte die Erleichterung, sah die Befreiung, den die Erlösung mir bringen konnte. Ein Ausweg aus allem. Kein Leid, keine Schmerzen, keine Schuld mehr.

In mir formte sich ein Wort. Erst nur langsam und schwach. Und dann wurde es immer stärker und füllte mich ganz aus. Ich spuckte es aus: „Nein.“

Sie sah mich an, diesmal wirklich an, die Augen in Verblüffung geweitet. „Was hast Du gesagt?“

Ich wiederholte es: „Nein. Niemals.“ Ich fühlte meine Kraft zurückkehren, wie meine Stärke wieder anwuchs. „Du hast keine Macht über mich. Ich bestimme, entscheide und wähle meinen Weg selber.“ Ich stand vom Boden auf. Sie sagte nichts. Regungslos, fast hilflos, blickte sie mich an. Und ich musste lachen. „Du bist nur ein Dämon. Nur ein weiterer Dämon. Der Name spielt keine Rolle, Deine Macht genauso wenig. Denn Du hast keine, außer ich gebe sie Dir. Meine Furcht, meine Schuldgefühle stärken Dich und schwächen mich.“ Noch immer keine Antwort. „Rührst Du Rose auch nur an, reiße ich Dir mit Vergnügen Dein Herz heraus. ... Schlimm, nicht wahr?“ Fragte ich sie.

„Was?“ Blaffte sie mich an, in einem Tonfall, der kein bisschen mehr bezaubernd war.

„Hinter all Deiner Schönheit, hinter all dem Trug, sehe ich Deine wirkliche Gestalt. Die hässliche Fratze des Dämons, der Dich beherrscht. Willst Du wissen, warum Du keine Macht über mich hast?“ Keine Antwort. „Weil ich

Dich kenne. Nur zu genau. Die wispernden Stimmen einer Vergangenheit, die einen runterziehen wollen, mit dem eigenen Tonfall, Weisheiten anpreisen, die einen am Boden festketten. Du dagegen, hast eine Gestalt und Form. Und selbst wenn Du ihre Stimmen und ihre Aussagen wiederholst, so bist Du vom Teufel erschaffen, schwächer als das, was ich mir selber beschwöre. Oh, ich falle oft, aber mit jedem Aufrichten werde ich stärker. ... Sag mir, wann hast Du das letzte Mal Dein wirkliches Ich gesehen? Nicht diese Fassade. Hast Du Angst davor? Angst vor Deiner eigenen Stimme, Deinen eigenen Weisheiten? Ich nicht.“

Ich ging auf sie zu und holte aus. Und diesmal traf ich sie. Sie flog nach hinten, vollkommen überrascht und überrumpelt. Sie packte sich an die Lippe, sah die Hand an, auf der sich Blut befand und dann, noch fassungsloser blickte sie auf mich. „*Mein Verstand, meine Regeln. Habe ich was falsch verstanden?*“

Sie löste sich auf und verschwand. Ich ließ mich auf die Bank sinken. Erschöpft und ausgelaugt. Das hier, war definitiv anstrengender als ein körperlicher Kampf. Ein Schnurren erklang in mir. Mein Wolf. Er war wach? „*Danke*“, sagte ich nach innen. Er musste mir die Kraft dazu gegeben haben.

„*Das war ich nicht. Sondern Du alleine*“, antwortete er.

War er die ganze Zeit dabei gewesen?

„*Ja, das war ich. Aber es war wichtig, dass Du das alleine machst. Nur so können wir sie aussperren, sie verbannen und jeglichen weiteren Einfluss verhindern. Aber ich war die ganze Zeit dabei. Und wäre es zu heikel geworden, hätte ich eingegriffen. Aber es war wichtig, dass Du Dich alleine erhebst, Dich ihr widersetzt und Deine eigene Stärke erkennst.*“

Wow. Das war ja mal was.

„*Wir müssen raus hier. Rose schwebt jetzt erst recht in Gefahr. Sie wird sich rächen wollen.*“ Siedend heiß fiel es mir ein. Ich konzentrierte mich und merkte, dass sich die Umgebung auflöste. Wirbel, wieder ein Fall und dann tauchte ich auf.

Ich erfasste die Situation in dem Moment, in dem ich die Augen öffnete. Rose lag am Boden, Arah auf ihr und ein silbrig glänzendes Messer in der Hand, das gefährlich nah am Hals war. Ich fuhr aus der liegenden Position auf und wurde wieder zurückgerissen. Arah lachte böse. Ihre Züge hatten sich verzehrt, spiegelten keine

bezaubernde Schönheit mehr wieder, sondern die hasserfüllte Fratze eines Dämons. „*Lös doch die Ketten, wenn Du kannst. ... Ach, hab ich vergessen, das hier ist ja kein Traum, sondern die Wirklichkeit.*“ Sie wandte sich wieder Rose zu.

„*Warte*“, fuhr ich sie an. „*Sie hat nichts damit zu tun. Ich bin es, den Du willst.*“

„*Stimmt genau.*“ Das böse Funkeln der grünen Diamanten ließ mein Herz gefrieren. „*Du wirst ein Vampir werden. Du wirst es erleben und ich werde mit Freuden beobachten, wie Du der Gier, dem Hunger nachgeben wirst. Vielleicht nicht jetzt, nicht nächsten Monat, vielleicht erst in hundert Jahren. Aber Du wirst fallen und ich werde daneben stehen.*“

Sie senkte das Messer weiter. Es berührte an der Schneide die Haut von Rose. Es knisterte, der Geruch von verbrannter Haut stieg mir in die Nase und dann ging alles unglaublich schnell. Schatten huschten durch den Raum, Arah flog nach hinten gegen die Wand und das Messer fiel scheppernd auf den Boden. Urpötzlich manifestierten sich Gestalten um meine Liege herum.

„*Byron*“, stieß Arah hervor. „*Unmöglich. Ihr könnt dem nicht entkommen sein.*“

Der bullige Riese gab ihr zur Antwort: „*Nicht entkommen, gar nicht erst da. ... Ist da ein Plan in die Hose gegangen?*“ Er fing an zu lachen.

„*Es ist noch nicht vorbei. Es fängt gerade erst an.*“ Und dann löste Arah sich auf und entkam.

Der Riese beugte sich über mich und ich erkannte, dass er gar nicht so groß war. Das Licht hatte die Schatten hinter ihm nur seltsam gebrochen. Eine lange lockige Mähne, hart geschnittene Züge, die mit Narben übersät waren und doch, freundliche Züge. Er griff nach den Ketten und zerriss sie einfach in der Mitte. „*Warte, ich habe die Schlüssel.*“ Rose Stimme. Ihr war nichts passiert, bis auf eine Brandwunde am Hals, wie ich erleichtert feststellte, als sie die Armreife löste.

Byron, das also war der Anführer. Ich sah auf die dicken Ketten, die einfach gesprungen waren. Er musste unglaublich stark sein. Byron folgte meinem Blick und sagte: „*Da ist nichts dabei. Das kannst Du auch.*“ Verwundert sah ich ihn an. „*Dein Wolf ist um einiges stärker und mächtiger, als er Dir gezeigt hat. Nicht ohne Hintergedanken, wie Du Dir*

denken kannst.“

Ich begriff es noch nicht ganz, bekam aber eine Ahnung. „*Du meinst ...*“

„Genau. Du warst kein Gefangener. Es sollte nur so aussehen. Und eigentlich sollte Arab sterben. Aber wir hatten sie im Griff, sie saß in der Klemme und das wird sie mehr treffen, als jede körperliche Wunde.“

Auch Rose sah ihn verblüfft an. Sie hatte es ebenso nicht gewusst. Byron hob ein Stück der Kette an. *„Mit so etwas kannst Du sicher einen Wolf anketten. Aber keinen Alpha. ... Wir müssen jetzt aber verschwinden, bevor sie mit Verstärkung zurückkommt.“*

„Ja. Zu Luna Lupus. Wir müssen uns bewaffnen, neu formieren“, sprach Rose aufgeregt.

„Lara, meine Liebe. Luna Lupus ist mehr als nur ein Gebäude. Mehr als nur ein Rudel.“ Dabei sah er mich an. Sein Blick wanderte weiter zu einer Frau neben Rose, die ihre Narbe begutachtete. *„Wir sind die Front. Fallen wir, fällt die Menschheit. In dem Anwesen begann es. ... Doch wir mussten es opfern. Wir reisen woanders hin, die Vorkehrungen sind schon getroffen. Und dort kann auch der junge Alpha seinen ersten Vollmond ohne Ketten erleben. Weit ab von jeder Zivilisation, im Bereich der reinen Natur. ... Doch jetzt kommt. Die Antworten folgen.“*

Er half mir von der Liege aufzustehen. Meine Beine kribbelten, als das Blut wieder kräftig durch sie schoss. Ich war gespannt, wohin die Reise gehen sollte.

Abspann

Ich blickte aus dem Fenster der zweiten Etage, weit über die Wälder in eine wilde Natur hinaus, wie er es gesagt hatte. Ich drehte mich um. Er saß auf einem grünen Ledersessel und blickte mich an, als ich zu ihm herüberging und mich auch niedersinken ließ.

„Und die Wölfe, die mich angegriffen haben?“

„Sie sollten sterben, sie hatten Menschen gejagt und getötet. Darauf steht der Tod. So konnte ich zwei Dinge auf einmal erledigen.“

„Also war alles nur ein Spiel, nur ein Theater?“ Ich blickte ihn nachdenklich an. Er hatte mir erzählt, dass mein Wolf, das Mal entdeckte. Er konnte es spüren. Und schon damals, als ich verwundet auf das Anwesen gebracht wurde, gab er es weiter an Byron. Da erkannte Byron Arahs Plan. Sie wollte über die Verbindung zu mir, die Position des Anwesens erfahren. Um alle auf einmal erledigen zu können. Der geplante Angriff durch den Vampir, die Rettung durch Rose, das alles gehörte dazu. Sie musste sich das Jahre vorher schon ausgemalt haben. Und so ließ Byron es geschehen, wiegte sie in Sicherheit, um sie endlich in die Finger zu bekommen.

„In gewisser Weise ja. Aber der Hauptteil lag bei Dir. Bei Deinem Wolf. Er musste so tun, als würde er Menschen reißen wollen, damit Lara Dich anzettelte. Er ließ es zu. Und so konnten wir Arab aus der Reserve locken.“

„Ein gefährliches Spiel.“

„Ja, ganz sicher. Aber sie war so sehr in ihrem eigenen Plan vertieft, dass sie es gar nicht bemerken konnte. ... Eine Frage habe ich an Dich.“

„Ja?“ Fragte ich.

„Was ist da passiert? Hat sie Dich in Deinen Träumen besucht? Anthana hat mir mal so etwas erzählt. Das sei ihre größte Stärke. Arab könne den Verstand von völlig Fremden beherrschen und sie so zu dem zwingen, was sie wollte. ... Ich frage mich, wo Anthana überhaupt ist. Seit einiger Zeit schein sie verschwunden zu sein.“

„Es ist schwer zu erklären. Man könnte sagen, sie hat versucht mich zum Tod zu überreden. Einfach aufzugeben und zu sterben. Und fast ist es ihr gelungen.“

Byron stellte keine weiteren Fragen dazu. Er merkte, dass es sehr persönlich gewesen sein musste.

Mir fiel etwas ein. „Was ist mit diesem Mal? Darüber könnte sie uns doch

wieder finden?“

„Seit diesem Vollmond nicht mehr. Dein Wolf ist jetzt mächtig genug, um die Verbindung zu kappen. Und außerdem hast Du sie anscheinend besiegt. Sie hat keine Macht mehr über Dich. Aber Du, über sie.“

Ich blickte ihn aufmerksam an. *„Wie meinst Du das?“*

„Diese Verbindung ist zweiseitig. Du kannst sie auch aufspüren. Sobald sie nur einen Moment nicht aufpasst, weißt Du, wo sie ist. Und dann können wir angreifen. Ihre eigene Magie, die sich gegen sie wendet.“ Er stand auf, kam herüber zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter. *„Geh zu ihr. Sie wartet auf Dich. Ich weiß, dass Du Lucy nicht ersetzen willst. Das wird auch niemals jemand tun. Aber Lara könnte Dir helfen, die Wunden zu lecken und weniger schmerzen zu lassen. Sie ist Deine Gefährtin, von jetzt an, für immer. Und Du bedeutest ihr wirklich viel. Sie hat sich gegen mich gestellt, das Rudel verlassen, nur für Dich. Du bist bei ihr in guten Händen. Glaub mir.“*

Nach diesen Worten, verließ er den Raum und ließ mich mit meinen Gedanken alleine.

Ich stand auf, ging wieder hinüber zum Fenster und erblickte sie dort draußen. Sie stand auf einem Erdhügel und winkte mir, bedeutete mir, zu ihr zu kommen. Über den Bäumen, am schwarzen Himmel, der nur durch glitzernde Funken in der Ferne erhellt wurde, stand die magische Scheibe. In voller Pracht und rief mich. Ich konnte es in mir spüren, die Begierde, die Leidenschaft der Liebenden, die ihren Liebsten, nie wieder in Armen halten würde.

Ich öffnete das Fenster und merkte wie es wieder anfing. Das Ziehen, Strecken der Muskeln und das Brechen zur Neuformung. Doch diesmal ging es viel schneller und es tat schon fast nicht mehr weh.

Der weiße Wolf sprang aus dem Fenster, lief zu seiner Gefährtin und über Kilometer entfernt, erklang ihr unheimliches Geheul zu Ehren von Luna.

Azralot XI

Ich weiß, dass Du viele Fragen hast.

Das Offensichtliche, wie das Grabende.

Warum ich zu einem Werwolf wurde, wo ich doch als Vampir vor Dir stehe?

Fragen sind gesunde Zeichen der Neugier oder ein Makel der Ungeduld.

Du wirst es erfahren.

Du siehst mich enttäuscht an. Denn Du bist durch mein Tagebuch gewatet, hast es geschrieben und wirklich lebendig gemacht. Aber jetzt stehst Du am Ende, die letzte Seite wurde umgeblättert und da steht nichts mehr.

Es gibt mehrere Bücher, viel mehr Notizen.

Doch hättest Du das am Anfang gewusst, hätte die Last der großen Aufgabe, Dich niemals so etwas zustande bringen lassen. Du hättest gezwweifelt, an Dir, an Deinem Können und aufgegeben vor dem ersten Versuch. Und ich hätte Dich schon damals töten müssen.

Das wäre keine faire Chance gewesen.

Ich gönne Dir eine Pause. In einer Woche oder in zwei, vielleicht auch erst in einem Monat, werde ich wiederkommen. Mit dem nächsten Buch.

Denn das ist meine Freiheit und Dein Fluch. Warte und hoffe, bis ich komme und verliere Dein Feuer nicht. Denn was jetzt kommt, wird so viel schwerer.

Du hast es geschafft, und doch ist es nur der Anfang.

*Ein Schwarz, ein Dunkel,
ohne Existenz, bar jeder Form.
Der Ursprung von Macht und Wissen,
die Quelle einer Ewigkeit.*

*Allgegenwärtig in Zeit und Traum,
auf den Spuren des Lebens dieser Welt.
Lügen, Thesen und Glaube,
geboren aus dem Dunkel,
beleuchtet in brennender Rede,
wird nicht wahr,
sondern birgt nur die wahre Täuschung.*

*Ein Geschlecht,
geboren aus dem Nichts,
gezogen in die Weiten des Schicksales,
fesselt und bindet in den Worten einer Kunst,
die unscheinbare Seele
und zieht hinab in das Grell der Wahrheit.*

*Nichts muss, aber alles kann.
Denn wie die Lüge einem Zwecke dient,
so beleuchtet die Wahrheit nur ihre Pfade.
Gib Acht, pass auf,
Du glaubst und weißt,
Du begreifst und verstehst,
in Wahrheit doch niemals Alles.*

*Erwacht im Nirgendwo,
Gelebt im Nimmermehr,
Gekettet ans Niemals,
sind sie doch ewiglich.
Tritt ein und heiße sie willkommen,
Deine Begleiter im Brennen der Sonne,
Deine Verfolger ohne Gestalt.
Es sind die Schatten, die Dich umkreisen*

Und ihre Geschlechter, die in Ewigkeit nur gebaren.

Spinn 3

Death`s End

*Vorwärts geht es immer,
Zurück nie.
So nimmt uns die Zukunft,
die Vergangenheit.*

*Sind wir nicht froh,
dass es das Schicksal ist,
das schneidet und bindet,
aneinander kettet und befreit?*

*Des Menschen Plan,
ausgeklügelt und vorausberechnet,
entgegen den Fäden des Webstuhles,
kann obwohl so sehr bemüht,
doch zu einem Werkzeug desselben werden.*

*Was strampeln und zappeln wir?
Die Hingabe dem großen Willen,
ist keine Wahl oder Möglichkeit.
Es ist Ende, sowie ein Anfang.*

*Der Tod als Neuanfang,
Die Geburt zur Verdammung,
Das Leben als Erlösung.
Wollen wir wirklich alles wissen?*

Ich erwachte. Mit noch müden Augen blickte ich mich um. Direkt neben mir, in meinem Arm, lag sie. Dieser einzigartige Geruch, der mich in der Nase kitzelte. Ihre schwarzen Locken, die ihr Gesicht umrandeten und auch mein Haupt, wie in ein sanftes Kissen hüllten. Sie atmete noch ruhig und gleichmäßig, schien also noch zu schlafen.

Wir waren die ganze Nacht im Wald gewesen. Hatten die Freiheit genossen, waren den wilden Tieren hinterher gejagt und hatten einfach nur den Wind durch das Fell blasen lassen. Noch nie hatte ich mich so losgelöst von Allem gefühlt. Ja, wirklich frei. Im Einklang mit der Natur. Ohne Beschränkungen und befreit von den ganzen Sorgen und Gedanken, die mich erst in jüngster Vergangenheit gequält hatten,

Überhaupt kam mir alles, was ich in letzter Zeit erlebt hatte, mehr wie ein Traum vor. So abnorm und fern jeder Regel, die es geben sollte. Vampire und Werwölfe.

Schon immer hatte ich mich für sie interessiert und war ihnen auf der Spur gewesen. Und nun, nach einer fast emotionalen Krise, in die mich so ein Wesen schubsen wollte, befand ich mich mitten drin. Was auch immer noch kommen möge, eines wusste ich ganz sicher. Ich würde Arah töten. Dafür, was sie Lucy angetan hatte. Meiner Liebe. Ich lauschte in mich hinein und versuchte herauszufinden, was ich für Rose empfand. War das auch Liebe? Man hatte mir gesagt, dass sie meine Gefährtin sein. Sie habe mich gewählt und wie in einem Pakt, seien wir nun aneinander gebunden.

Ich hatte sehr starke Gefühle für sie, das konnte ich nicht abstreiten. Und irgendwie war ich nicht bereit zu akzeptieren, dass das von einer übernatürlichen Magie herrühren sollte. Nach unserem gemeinsamen Ausflug heute Nacht, hatten wir uns in der ersten Dämmerung geliebt. Das nur wegen dieser Bindung? So ganz glaubte ich das nicht. Es wäre jetzt meine innere Stimme dran gewesen, die mir hätte einen sarkastischen Kommentar geben sollen. Aber an ihre Stelle war etwas anderes getreten. Der Wolf schlief noch? Denn er ließ sich nicht hören. Und noch etwas fiel mir auf. Ich konnte mich an die Nacht erinnern. Das war neu. Die Erinnerungen waren nicht ausgelöscht, so wie

vorher. Ich musste Byron später fragen, was es zu bedeuten hatte. Ich schälte mich unter der Decke hervor und glitt vom Bett. Rose atmete noch immer so ruhig wie vorher. Ich hatte sie nicht geweckt, das war gut. Ich suchte mir meine Kleidung zusammen, die wild verteilt auf dem Boden lag und bemerkte, dass auf dem Tisch an der Seite eine offene Reisetasche stand. Dort drinnen war die gleiche Kleidung, wie ich sie auch vorher schon von ihnen bekommen hatte. Schien wohl so etwas wie die Standarduniform von ihnen zu sein. Ich suchte mir heraus, was ich gebrauchen konnte und verließ auf Zehenspitzen das Schlafzimmer. Ich fand trotz anfänglicher Orientierungsprobleme, das Bad sehr schnell. Und dann machte ich mich frisch. Ein ausgiebiges Bad in den verschiedensten Duftölen, die hier bereitstanden. Ich ließ mich einfach in das Wasser sinken und versuchte die Gedanken abzustellen. Die ätherischen Öle durchdrangen den grauen Wasserdampf und halfen mir dabei. Ich hatte zwar gerade erst geschlafen, doch so richtig erholt hatte ich mich nicht gefühlt. Zu viele wirre Träume, viel zu viel Aufregung, die sich nicht abschalten ließ. Aber nach einiger Zeit funktionierte es und ich entspannte mich merklich. Ich verließ nur widerwillig dieses Paradies und trocknete mich ab. Noch länger und ich hätte das Doppelte meiner eigentlichen Form erreicht. Das änderte sich als Werwolf also nicht. Interessant. Ich entleerte die Wanne, schlüpfte in meine neuen Klamotten und verließ das Bad wieder wohliger erfrischt. Im Flur lauschte ich noch einmal in das Zimmer hinein. Rose schlief noch immer.

Ich wandte mich nach Rechts, ging die Wendeltreppe hinunter, fand das Wohnzimmer, aber wichtiger, die Küche. Ich durchwühlte Schrank um Schrank, unermüdlich wälzte ich Packungen nach vorne. Mehl, Salz, Reis und Nudelpackungen. „Wo zur Hölle war es nur?“ Ich versuchte es zu erschnüffeln. Was brachte es mir ein Wolf zu sein, wenn ich das noch nicht mal konnte?

„In der rechten Schublade.“ Ich fuhr herum und erblickte Byron, der anscheinend amüsiert meine Suche verfolgt hatte. Ich öffnete die Schublade und fand die Kaffeepads. Erleichtert nahm ich sie hinaus, wärmte die Padmaschine auf und schob das Kissen voll

des Kaffeepulvers hinein. Auch ohne meine übernatürlichen Sinne, konnte ich das würzige Aroma auffangen, das dem Werk der Maschine entsprang. Aufstehen ohne Kaffee? Undenkbar für mich. Egal was für ein Leben mir bevorstand. Das gehörte dazu. Als ich endlich den ersten Schluck getrunken hatte und merkte, wie das Koffein die erwachte Schläfrigkeit vertrieb, die mir mein Bad eingebracht hatte, wandte ich mich ihm zu. Ein leicht peinliches Grinsen von meiner Seite aus und ein verspätetes, noch grunziges, „Morgen“. Er funkelte mich mit glänzenden Augen erheitert an. „Morgen. Obwohl es das schon lange nicht mehr ist.“

Meinem erstaunten Gesichtsausdruck entnahm er, dass ich nicht wusste, was er meinte.

„Es ist gleich wieder Abend. Ihr habt anscheinend viel unternommen, dass ihr auch den Tag noch verschlafen habt.“ Er blinzelte mir zu.

Ich vermied es einfach, näher auf diese Anspielung einzugehen.

„Könnte man so sagen.“

„Lass uns auf die Terrasse gehen. Ich wollte ein paar Dinge mit Dir besprechen. Deswegen auch mein Eindringen.“

„Eindringen?“ Fragte ich ihn.

Jetzt sah er mich überrascht an. „Das Haus hier gehört Euch. Ich konnte Euch nicht mit dem Rudel wohnen lassen, da das unweigerlich zu Reibereien geführt hätte.“

„Das hat sie mir gar nicht gesagt.“ Antwortete ich.

Er ging zur Glastür, schob sie zur Seite und trat hinaus. Jetzt konnte auch ich erkennen, dass bereits die Dämmerung eingebrochen war. Nicht der Morgen, wie ich gedacht hatte. Ich folgte auf die dunklen Holzbretter dieser Terrasse und nahm neben ihm auf der Bank Platz. Ich konnte eine freie Fläche von frischem Grün überblicken, das an den Wald grenzte. Zwischen den Bäumen sah ich es aufblitzen. Fragend blickte ich Byron an.

„Keine Sorge. Sie trainieren nur. Etwas, womit Du auch anfangen solltest. Du musst Deine Kräfte kennen, sie einschätzen können, wenn Du in dieser Welt überleben willst.“

Ich nickte nur und nahm einen Schluck aus meiner Tasse. So langsam klärte es sich wieder in mir. Eine Frage viel mir ein, auf

die ich die Antwort haben wollte.

„Stimmt es, dass wir von Kain abstammen?“

Er lächelte ironisch. „Wer hat Dir das erzählt?“

Ich überlegte. „Ich weiß es gar nicht mehr. Entweder war es Rose oder der Wolf in mir.“

„Glaub nicht alles, was Du so hörst. Aber etwas Wahrheit steckt da schon drin. Wir entstammen einem ähnlichen Ursprung. Auf ganz entfernte Weise, sind wir sogar verwandt.“

„Wirklich?“ Fuhr ich ihm dazwischen.

„Ja, wirklich. ... Wenn es Dich interessiert, frag Anthana danach. Sie dürfte alles darüber wissen.“

„Die Hexe?“ Hakete ich fürs Verständnis nach.

„Genau die.“ Seine knappe Antwort.

„Du weißt nicht alles über Deinen Ursprung? Ich würde alles wissen wollen. Woher wir kommen und warum wir so sind.“

„Das kann ich mir denken.“ Sagte er. „Aber wir stammen aus verschiedenen Zeiten. Damals musste ich einfach akzeptieren, um das überleben zu können. Das warum, wird Dir auch nie jemand beantworten können.“

Ich wollte ihm widersprechen, hatte die Worte auf den Lippen, ließ es dann aber doch. Denn er hatte Recht. Warum ich damals Rose im Cafe traf, warum ich diese Anzeige von Arah entdeckte? Sicher, es gab Gründe, logische Entscheidungen, die mich dorthin geführt hatten. Aber dass es genauso mit den Ereignissen zusammentraf? Dieses Warum, würde mir keiner beantworten können.

Schicksal? An so etwas glaubte ich nicht. Vor allem, was wäre dann das Schicksal? Dass Lucy starb und ich mit Rose einfach weitermachte? Kein erfreulicher Gedankengang. Wirklich nicht.

„Ist es Dir schwer gefallen? ... Deinen Vater zu töten?“

Er schwieg eine Weile und ich sah, dass er nachdachte.

„Nein, nicht so sehr, wie es gesollt hätte. Er war zum Monster geworden und musste aufgehalten werden. Es war eine Pflicht und im Grunde standen wir uns auch nicht so nahe.“

„Was machte ihn denn zu so einem Monster? Ist es wirklich die Tatsache, dass man einfach nachgibt?“

Er sah mich an, musterte mich fast, als versuchte er in mir zu

lesen.

„Ich denke, die Wahrheit kennst Du bereits. Die Bereitschaft zu Kämpfen, der Wille, nicht aufzugeben, beschränken diese Macht. Moral und Verantwortung? Ideale? Hat man so etwas nicht, so ist es wie eine ungesteuerte Waffe, die wild in der Gegend herumschießt.“

Ja, er hatte Recht. So etwas hatte ich mir schon gedacht. „Und wer sagt, dass es ein Wolf ist, der in uns wohnt? Ich meine, wir können uns zwar in einen verwandeln, aber es könnte auch nur ein Dämon sein?“ Noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte, biss ich mir auf die Lippen. Was für eine dumme Frage.

Er lachte. „So falsch ist der Gedanke nicht. Hat er Dir die Geschichte von Sonne und Mond erzählt?“

Ich sah von meinem Rest der braunen Brühe auf, die nur noch den Boden der Tasse bedeckte. „Du kennst sie auch?“

„Ja, auch ich habe sie gehört. Ich denke, es gibt unendliche solcher Geschichten. Entscheidend ist nicht was wahr ist, sondern was Du glauben willst.“

„Du meinst, das war erfunden?“

„Ich spare mir jetzt mal die Ausbreitung meines Glaubens. Mit Gott und Engeln. Ich denke, er wollte nur angeben mit seinem Wissen. Dir, wie auch bei mir, einfach eine Geschichte erzählen, die ihn zu etwas Besonderem macht.“

Ich blickte ihn nachdenklich an.

„Dir gefällt diese Vorstellung nicht, oder?“ Fragte er mich nach ein paar Sekunden.

„Nein. Sie hat mich kurz träumen und etwas fühlen lassen. Ein Mehr in dieser Welt, über das ich so auch schon gestolpert bin.“

„Dann glaub sie doch weiter. Aber Du wirst Dich daran gewöhnen müssen.“

„Woran? Noch mehr Erfundenes zu hören?“ Ich konnte nicht verhindern, dass sich ein sarkastischer Unterton einschlich.

„Dass er nicht mehr spricht. Das ist nur vor dem ersten Vollmond so und auch nur bei Alphas. Damit wir nicht verloren in diese neue Welt stolpern. Denn wir sind als Anführer erschaffen.“

„Er spricht nicht mehr?“ Fast schon enttäuscht fragte ich nach.

„Kein einziges Wort. Sag mir nicht, dass Du ihn vermissen wirst.“
Meine fehlende Antwort, sagte ihm genug. Er lachte erneut.
„Dich muss mal einer verstehen. Ich sehe interessante Debatten voraus, denn so wie es scheint, sind wir sehr unterschiedlich.“

Der letzte Tropfen meines Kaffees rann die Kehle herunter und ich überlegte gerade reinzugehen und mir einen Neuen zu machen, als er mir aufs Bein schlug.

„So, ich muss aber mal. Wir müssen noch einiges besprechen. Aber das hat auch Zeit bis morgen. Ich muss bald zu entfernten Verwandten, die vermehrte Aktivität von Vampiren gemeldet haben. Und Du musst lernen, wie Du Deine neuen Kräfte richtig nutzt. Fang an damit, zu lernen, wann Deine Gefährtin erwacht.“
Er zeigte durch ein Kopfnicken zur Schiebetür, in der Rose jetzt stand.

„Hi, Lara.“ Er verbeugte sich vor ihr.

„Hi,“ sagte sie kurz und deutete mit einem Nicken nur eine Verbeugung an.

Byron runzelte die Stirn, sagte aber nichts und ging von der Terrasse herunter über die Wiese. Auf die Entfernung sah ich ihn zwischen den Bäumen eintauchen. Dort, wo es eben noch geblitzt hatte.

Ich blickte sie schweigend an und auch sie sagte kein Wort. Sie trug genau das Kleid unserer ersten Begegnung, das Kreuz, die Stiefel. Alles, wie damals. Nur ihre Haare waren nicht mehr gelockt, schlugen nur noch kleine Wellen, die die innere Wildheit nach Außen trugen. Ich blickte in ihre grünen Augen, ging aber nicht verloren. Aber, auch wie damals, wich ich ihrem Blick aus und schaute wieder hinüber zum Wald, wo es nichts zu entdecken gab.

Sehr gerne versuchte ich mir einzureden, dass es ohne Bedeutung sei. Aber das war es nicht. Jetzt, nach all dem Trubel der letzten Tage, nach all der Aufregung, kam mir alles so falsch vor. Noch vor einer Woche wollte ich ein Kind mit Lucy. Und jetzt saß ich auf einer Veranda mit einer neuen Frau bei mir. Sie kam zu mir, kniete sich vor mich und schaute mich einfach nur an. Ich konnte diesen unverwechselbaren Duft einatmen. So intensiv und stark, dass ich ihm nicht entrinnen konnte. Sie beugte sich nach vorne

und nur ganz leicht berührten sich unsere Lippen. Ich schloss die Augen und fand mich auf einer Couch wieder. Der plärrende Fernseher vor mir und Lucys Frage im Kopf, ob ich ihr vertrauen würde.

Ich drehte mich von Rose weg, löste die Berührung, die ich im Moment nicht ertragen konnte. Sie sagte auch jetzt noch nichts, blickte mich nur weiter an. Ich hatte damit gerechnet, dass ich einen Zug von Enttäuschung entdecken würde. Aber nein. Ihre Miene war ausdruckslos. Sie ergriff meine Tasse. „Willst Du noch einen?“ Ich nickte nur zur Antwort.

Sie stand auf, drehte sich in der Tür noch einmal um und lächelte. Aber es wirkte so gequält, so gezwungen, dass es die Traurigkeit nicht verbergen konnte, die durch die Augen herausschien. Ein Stich in meinem Herzen. Das wollte ich nicht. Ich wollte sie nicht verletzen. Und doch konnte ich mich im Moment auch nicht mehr darauf einlassen. Ich wusste selber nicht genau, was es war, dass auf einmal alles so sehr änderte. War es der Kaffee, der mir meinen Verstand zurückgegeben hatte? Zum ersten Mal die Ruhe, in der ich Zeit hatte, über alles nachzudenken?

Ich fühlte mich wie nach einer Safttour in noch jüngeren Jahren. Man ging in die Stadt, um ein Mädchen zu erobern. Und im Vollrausch nahm man jemanden mit nach Hause. Man schlief miteinander, erzählte von Träumen und Gefühlen, sofern man die Zeit dafür hatte und schmiedete vielleicht sogar Pläne für die Zukunft. Der Andere scheint einfach zu passen. Doch dann kommt der Morgen. Die Sonne sticht einem in die Augen, der Körper brennt und dörrt aus. Und man findet sich neben einer jungen Frau wieder. Einer Frau, die man nicht kennt und vielleicht auch nie kennenlernen will? Der Traum ist vorbei, die Wirklichkeit, die Realität erwacht. Die Frau neben einem, mit der man Nähe und Zweisamkeit teilte, ist wieder eine Fremde. Man gibt sich einen Kuss, sagt man meldet sich, schließt die Tür und blickt nie mehr zurück. Man weiß, diese Frau ist die Falsche. Ein schöner Traum, angenehm, so lange er wirkte. Aber eben nur ein Traum.

Ich wusste nicht, warum mir das in diesem Augenblick einfiel. Und eigentlich war Rose mir doch keine Fremde. Aber ebenso,

war alles in der letzten Nacht wie im Rausch passiert. Wir hatten miteinander geschlafen, waren uns so nahe gewesen.

Was mich daran störte?

Ich hatte mich nicht dafür entschieden, es einfach getan. Und glaubte ich an diesen Zusammenhang mit dem Mal, der Wahl des Gefährten, hatte ich dann überhaupt die Möglichkeit zur Entscheidung gehabt?

Sie hatte mir das Leben gerettet. Vor Jahren einen Traum in mir erweckt, ohne den ich den Weg mit Lucy vielleicht nie gegangen wäre. Und doch war es so sehr fremdbestimmt. Das störte mich daran. Und um so mehr ich mich darauf einließ, umso mehr merkte ich, dass ich Lucy vergaß. Das wollte ich nicht. Egal, was Rose irgendwann für mich sein könnte. Egal, wie mächtig dieser Fluch oder Segen war. Das war falsch.

Ich hörte das Summen der Pad Maschine und stand von der Bank auf. Ich wollte jetzt nicht mit ihr reden. Ihr das nicht erklären. Vielleicht würde sie das alles verstehen. Aber es würde sie auch sicher verletzen. Ich wollte lieber erstmal alleine alles sacken lassen und verarbeiten. Etwas, was ich in letzter Zeit so gar nicht zugelassen hatte. Vielleicht, weil es zu schmerzhaft geworden wäre? Der Verlust von Lucy? Ihr Tod? Wie konnte ich das einfach verdrängen und weitermachen? Sie war meine Liebe und mein Leben. Und ich ersetzte sie? Da hatte Arah Recht gehabt. Auch wenn ich es nur ungern vor mir zugab.

Ich sprang von der Veranda herunter und rannte einfach los. Der Wind meiner eigenen Geschwindigkeit verteilte die salzigen Tränen in meinem Gesicht. Aber es war mir egal. Ich lief und lief. Vorbei an Bäumen, Felsen, Höhlen und beobachtete die Umgebung nicht. Die Tiere sprangen aus den Büschen, als ich vorbeifegte, die Vögel erhoben sich in die Lüfte. Auch Krähen gaben ihren Ton dazu.

Und bald befand ich mich an einem Fluss, wo ich mich auf einen Stein sinken ließ. Ich beobachtete das schäumende Wasser. Wie es sich seinen Weg durch die Steine suchte und laut rauschend wie ein Vorhang über eine kleine Erhebung spülte. Ringsum war es still. Die Dämmerung hatte sich weiter verstärkt und am Himmel sah ich diese Luna. Den Mond, der jetzt wohl in der

abnehmenden Phase war. Ich dachte an die Geschichte, die der Wolf mir erzählt hatte. Sie war schön gewesen, bis Byron mir gesagt hatte, dass sie nur erfunden war.

Aber was störte mich daran? Das musste mir doch klar gewesen sein? Engel und Götter? Sie waren doch nie von Bedeutung für mich gewesen. Es war die Hoffnung gewesen. Der Glaube, dass Liebe über alles siegen könnte, hatte mich gefesselt und so sehr angetrieben. Aber diesmal nicht. Ich hatte Lucy nicht retten können. Sie war tot. Und schlimmer noch. Ich hatte sie verraten.

Die Schmerzen waren schlimm, als ich es nicht mehr zurückhielt. Nicht körperlich, aber in mir. Tief in mir, grub es und fraß. Wie ein schmerzhaftes Loch und eine Sehnsucht, von der ich wusste, dass sie nie mehr gestillt werden würde. Lucy war tot. Und ich würde sie nie mehr wiedersehen. Nie mehr in Armen halten, nie mehr ihre Nähe genießen und nie mehr ihr Lachen hören. Sie wäre meine Chance auf ein normales Leben gewesen. Die Tränen liefen in Strömen, doch es störte mich nicht. Denn ich war alleine. Keiner hier, der mich beobachten konnte. Niemand, vor dem ich mich verstecken musste. Die Zeit beachtete ich nicht, sie war belanglos und nichtig. Aber als ich wieder einen klaren Verstand hatte, wenigstens Gedankengänge legen konnte, bemerkte ich, dass es bereits tiefe Nacht war. Ich konnte trotzdem alles erkennen, wie im grauen Schleier. Und es war ruhig. Bemerkenswert ruhig. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, alles zu hören. Das Rauschen der Blätter, das unscheinbare Toben der Natur, dass es mich schon fast störte, dass es so ruhig war. Zu ruhig. Kein Wind, kein Leben, kein Mucks in dem Wald ringsum. War das seltsam? Mir schien es so und doch hatte ich keine Erfahrung damit. Aber es war auch nicht wichtig. Nicht jetzt. Ich lauschte in mich und versuchte den Wolf zu spüren. Irgendetwas zu berühren. Aber da war nichts. Nur eine Kraft in mir. Kein eigenständiges Wesen mehr. Byron hatte also Recht gehabt. Der Wolf war fort.

Ich stand auf und folgte dem Lauf des Wassers. Wohin ich wollte, wusste ich nicht. Nur, dass ich noch nicht zurück wollte.

Es gab eine Sache, der ich mich stellen musste. Eine Antwort, eine Frage, die ich eigentlich nicht weiter beachten wollte. Und

doch war es an der Zeit.

Hatte Arah Recht gehabt? War ich Schuld an Lucys Tod? Ja, ich hatte damals den Kontakt gesucht. Vielleicht hatte ich sie auch in mein Leben eingeladen. Aber wusste ich, was sie tun würde? Konnte ich mich selber für ihre kranken Spiele verantwortlich machen?

Nein. Hätte ich gewusst, was kommen würde, so hätte ich damals nicht eine Zeile geschrieben. Aber galt das in so einem Zusammenhang? Konnte Unwissen meine Entschuldigung sein? Wenn es um die Entscheidung ging?

Nein, ich hatte mich willentlich gegen diesen Abgrund gestellt, einen Ausweg gesucht und in Lucy gefunden. Ich hatte mich abgewandt und einen neuen Weg gewählt. Worin bestand meine Schuld dann? Und warum wollte ich es selber schuld sein? Das war verrückt. Arah hatte sie getötet. Mich und mein Leben, die Umstände, die sie voraus sah, benutzt. Sie hatte mit mir gespielt und wohl wissend allem seinen Lauf gelassen. Sie alleine hatte Schuld.

Und doch fühlte sich das so schal, zu einfach an.

Ich würde sie bezahlen lassen. Und wie. Auch wenn das nichts mehr ändern würde. Aber ich musste was tun. Irgendwas.

Wie sollte ich sie finden? Ich wusste nichts von ihr. Nur Phrasen, die noch von damals in mir herumschwirrten. Es war nie um einen Ort oder Zeit gegangen.

Die Adresse? Ein Postfach. Es war Jahre her, aber vielleicht besaß sie das noch? Benutzte es für andere Spiele mit dem nächsten Opfer? Ja, das konnte eine Spur sein.

Nur leicht, konnte ich es erst hören. Dann wurde es immer lauter und selbst leichte Vibrationen im Boden spürte ich. Als ich versuchte die Herkunft auszumachen, musste ich fast lachen. Ich lief los, geradewegs in den Wald und befand mich nach ein paar Minuten auf einer Lichtung und betrachtete das Spektakel.

Eine Bühne, die von Scheinwerfern gezäunt war. Scheinwerfer ringsum am Boden, die in jeder Farbe ihr Licht zum Himmel schickten, in gleichmäßigen Abständen einer Spur folgend. Riesige Boxen auf der ehemals unberührten Wiese, die hier so unpassend wirkten. Auf der Bühne der DJ. Eine schwarzhaarige

Frau im weißen Kleid, die mit elektrischem Geräten, die Bässe und Melodie produzierte, die die Natur schweigen ließ. Aber noch fesselnder war der Anblick der tobenden Menge davor. Doch sie tobten nicht, sie tanzten. Voll und ganz schienen sie sich der Musik hinzugeben. Wie in Trance bewegten sie sich, erhoben die Hände zum Nachthimmel und passten sich dem Takt an. Ich selber spürte, wie es auch mich ergriff. Und es vertrieb meine Gedanken. Diese aufgeheizte Stimmung da vorne, wie in Ekstase, losgelöst von allem weltlichen, ließ keinen Platz für Sorgen. Genau das, was ich eigentlich brauchte. Ich ging näher heran und nahm am Rande dieser provisorischen Tanzfläche Platz. Einfach in die Wiese ließ ich mich sinken und beobachtete diese wogende Masse. Ich war damit nicht alleine. Überall ringsum, fanden sich weitere Grüppchen, die sich dem Alkohol hingaben. Oder auch Paare, die sich in Vergessenheit der Umgebung, sehr viel näher kamen.

Ich war kein Tänzer. Hatte mich bei so etwas immer schon an der Theke wiedergefunden und die Schönheiten auf der Tanzfläche beobachtet. Aber auch hier konnte ich mich nicht ganz wehren. Meine Füße wollten ein Teil der Musik werden und übertragen den Bass auch in meinen Körper.

Der weibliche DJ hob die Arme zum Himmel und ein Sprecher verkündete ihren Namen. DJ Lil. Und er gab weiter an den Nächsten. Ein junger Typ mit seitlichem Kappy und breiter Hose, übernahm die Geräte und brachte einen neuen Beat in die Umgebung. Schneller, mit sanfterer Melodie, aber nicht weniger fesselnd. Ich beobachtete einfach nur Blondinen in kurzen Röcken, die sich aneinander nach unten senkten und dann wieder nach oben schaukelten zum Höhepunkt im angedeuteten Zungenkuss. Frauen in Solo Einlage, wie in ihrer eigenen Welt und Paare in jeder Kombination. Es war einfach eine Wonne zuzusehen. Es vertrieb jeden finsternen Gedanken aus mir und ließ nur noch Platz für den Moment. Ich ließ es zu, dass diese Musik auch in mein Inneres glitt und schloss die Augen. Keine Gedanken mehr.

„Du hast ein Problem mit der Entscheidung.“

Ich schreckte hoch. Wie als wenn ich geschlafen hätte, brauchte

ich einen Moment um mich zurechtzufinden. Der weibliche DJ stand neben mir. Ich sparte mir eine Antwort. Nicht wirklich der Moment, mit einer Fremden über mich und meine Probleme zu reden. Sie schien es nicht zu stören, denn sie ließ sich neben mir ins Gras sinken. Alleine zu sein, wenn Andere dabei waren, selbst wenn es Fremde waren, schien nicht möglich.

„Aber was wäre, wenn Du die Entscheidung noch nicht getroffen hättest? Wenn Du eine Wahl hast, die man vor Dir verbirgt?“

Ich blickte sie jetzt doch an. Was wollte sie und worüber zur Hölle sprach sie?

„Vielleicht, weil man es selber nicht wusste?“ Fuhr sie fort.

„Wovon sprichst Du?“ Fragte ich jetzt doch.

Sie lächelte und das gefiel mir gar nicht. Denn sie sah bezaubernd aus. Überirdisch, ohne den geringsten Makel. Eine weiße Haut, graue Augen, unscheinbar und wissend. Alles an ihr war perfekt. Zu perfekt.

Ich lauschte in mich und versuchte sie zu spüren. Aber nichts, keine Antwort. Was war hier los? Mein erster Gedanke war Vampir. Aber ich entdeckte keine Eckzähne. Und vor allem fehlte dieser modernde Geruch, dem ich bei dem anderen Vampir gefolgt war.

„Finde es heraus.“ Sagte sie.

Ein junger Kerl kam herbeigeeilt. Auf den Armen transportierte er ein silbernes Tablett mit zwei Flaschen. Sie waren dunkelbraun eingefärbt und doch ohne Etikett. Bier?

Sie nahm die Flaschen herunter und bot mir eine an. Ich schüttelte den Kopf. Ganz sicher nicht.

„Du wolltest doch abschalten, nicht wahr? Warum bist Du sonst hier? Ein Bier wird Dir doch nicht schaden. Danach lasse ich Dich auch in Ruhe, wenn Du es dann noch willst.“

Und ich nahm es. Der Kerl verschwand wieder und sie stieß ihre Flasche gegen meine. „Auf Ex,“ sagte sie und blinzelte mir zu.

Was solls. Ein Bier würde mich nicht umbringen. Ich setzte an, schluckte und spürte das schaumige Gesöff die Kehle herunterfließen. In einem Zug leerte ich die Flasche und sie nahm sie mir ab.

„Was war das für ein Bier?“ Fragte ich sie. Es fehlte der bittere

Nachgeschmack. Vielmehr erinnerte es mich an einen Wein. Ein Cocktail mit einem kräftigem Beigeschmack.

„Ambrosia. Der Nektar für Götter.“ Sie lachte wieder, ergriff meine Hand und zog mich auf die Füße. Ich ließ es geschehen, kam nicht mal auf den Gedanken, mich zu wehren. Ich fühlte mich mit einem mal lebendig, irgendwie losgelöst. Der Alkohol? Bei einem Bier? Aber ich wollte es gar nicht wissen. Nicht mehr denken. Nur frei sein.

Wir standen am Rande dieser Tanzfläche. Aber ich sah keine Menschen mehr, kein simples Tanzen. Ich spürte den Takt in jeder Phase meines Körpers. Sah die tobende Masse, aus hebenden und senkenden Wesen. Spürte die Hitze der schweißtriefenden Körper um mich herum. Den Herzschlag eines jeden, der beschleunigte Atem, ihr Hunger nach Nähe und Leidenschaft. Und die Begierde nach Lust, die auch mich innerlich ansteckte und Wünsche erweckte. Ich wollte eins sein. Mit anderem, mich selber verlieren. Aber gleichzeitig auch besitzen und aufnehmen. So viel strömte in mich hinein, dass ich nicht einen Moment zögerte, sondern einfach von Allem mitgerissen wurde.

„Tritt ein“, sagte sie und zog mich mitten in die Menge. Erst stand ich nur da. Um mich herum tobte es. Feuer, Funken, die innerlich brannten und explodierten. Sie drehte sich, erhob die Hände zum Himmel und schwang hinunter. Wie in Zeitlupe, konnte ich beobachten, wie ihre Hüfte im Takt schwang und die Taille sich seitlich bewegte. Die Brüste zeichneten sich sehr genau unter diesem Kleid ab und alles an ihr, schien mich zu locken. Dann kam sie näher. Sie ergriff meine Hände und zog mich an sich heran. Ganz nah. Sie schwang weiter im Rhythmus und ich folgte ihr. Sie fasste mich am Kinn, sah nur eine Sekunde ganz tief in meine Augen. Ich konnte nirgendwohin, nichts anderes mehr sehen, als sie. Und ich wollte es auch nicht. Es gab da etwas in mir, was mich zurückhielt. Noch ganz schwach, hemmte mich etwas. Ihre Lippen hauchten mir ins Ohr: „Ich werde Dich nie verlassen. Ich bin Dein, in Ewigkeit.“ Ihre Wange strich nur ganz seicht über meine Haut. Ihre Lippen suchten sich den Weg und fanden die meinen. Und ich gab nach. Ich küsste sie, konnte es

nicht mehr zurückhalten. Sekunden, Minuten, Stunden? Die Zeit strich vorbei und blieb doch stehen. Nur sie. Ganz nahe bei mir. Wir tanzten, drehten uns in Umarmung und mit jedem Augenblick, wurden die Empfindungen nur intensiver. Ich wollte mehr. Viel mehr. Der Kellner von eben schob sich an den Tanzenden vorbei und versorgte uns mit neuem Bier. Ich nahm es nicht richtig wahr. Alles was zählte, war sie.

Mit einem Mal war sie verschwunden und ich stand alleine da. Aber alleine war ich nicht. Neben mir, eine Blondine, jung und voller Leben. Ich ergriff sie am Arm und drehte sie zu mir. Der junge Kerl an ihrer Seite wollte protestieren, doch ich schubste ihn einfach weg. Ich zog die Blondine nah an mich heran und sog ihren Duft auf. Weiblich, zart und so betörend. Aber da war noch etwas Anderes. Ich wollte sie. Ich küsste sie erst nur ganz leicht auf die Lippen. Dann wilder und schneller. Sie ließ es zu, gab sich mir hin und öffnete sogar bereitwillig den Mund. Unsere Zungen umspielten einander. Nur leicht und doch fordernd. Sie presste ihre Hüften an mich. Ich löste mich für einen Moment. Ließ sie los, tanzte um sie herum und betrachtete sie genau. Ihr freier Rücken, diese zarten Schultern. Ihr Kleid umspielte nur leicht ihre Züge und ließ mich erst recht alles wollen. Ich stoppte hinter ihr und küsste sie auf den Nacken. Erst nur ganz leicht, saugte ich an ihrer sonnengebräunten Haut. Ihr Stöhnen, der beschleunigte Herzschlag, das Pulsieren und ihr salziger Geschmack. Das alles berührte und erreichte etwas. Ich wollte sie. Aber genauso unschuldig und rein, wie ich sie gerade sah. Ich wollte sie erleben, in sie eintauchen und ganz aufnehmen. Verlangen breitete sich in mir aus. Ein Brennen in den Adern, wie ich es noch nie erlebt hatte. Meine Lippen fuhren weiter über ihre Schultern und dann doch wieder zurück zum Nacken. Ich konnte es sehr genau spüren. Wie es dort pulsierte unter ihrer Haut. Voller Kraft und Leben. Ich küsste sie immer fester und merkte, wie meine Zähne fast unfreiwillig über ihre Haut strichen. Dann ein scharfer Schmerz in meinem Mund und sie senkten sich hinein. Nur ganz sanft und mühelos gruben sie sich in ihr Fleisch. Die Frau stöhnte auf und es floss in meinen Mund.

So rein, so unberührt und so mächtig. Ich sah Bilder, spürte jede

tiefe Empfindung, die sie erlebt hatte. Ich wurde weggespült von dieser Welt, diesem Ort, direkt in ein Paradies. Lust, Ekstase, wie ich sie nie auch nur hätte erahnen können. Ich bekam nicht genug davon und mit jedem Schwall erfüllte es mich neu. Doch so langsam wurde es weniger und ich biss noch kräftiger zu. Nicht mehr nur in die Haut. Auch das Fleisch öffnete sich meiner Gier und musste mir mehr davon geben. Unendlich viel mehr. Das durfte nie aufhören.

Ich wurde weggezogen und ein Knurren erklang aus meiner Kehle. So fremd. War das ich? Der weibliche DJ stand wieder vor mir.

„Das reicht. Sonst stirbt sie.“

Ich schüttelte mich. Mein Verstand klärte sich und doch, diese Gier blieb. Dieser Hunger, nicht zu stillen und in jeder Ader fressend und fordernd. Und noch etwas geschah. Ich erwachte irgendwie. Wie aus einem Traum, lichtete sich der Nebel und die Erinnerung kam zurück. Rose, Arah, Vampire und Lucy.

„Was hast Du gemacht?“ Fuhr ich sie an. Ich war wütend und zornig. Fühlte mich, als hätte man wieder mit mir gespielt. Aber anders noch. Ich wollte reißen, töten und bestrafen. So, meine Gier stillen und besänftigen. Das war nicht der Wolf. Der war zwar stark gewesen, aber friedlich und wild zugleich. Das jetzt, war pure Zerstörung.

„Nichts, was Du nicht wolltest.“ Sagte sie und fuhr sich mit der Hand über den Hals. Ein Schnitt, ein paar Tropfen Blut, die sich lösten und herunter rannen. Der Schnitt heilte wieder und doch konnte ich meinen Blick nicht von den Spuren lassen, die sich noch an ihrer Haut befanden. Ich wehrte mich, kämpfte dagegen an. Meine Fingerknöchel knackten, so fest presste ich die Hände zusammen. So einfach, so köstlich und so sehr brauchte ich es. Ich tat es einfach. Ohne eigenen Willen beugte ich mich zu ihr. Riss ohne Sanftheit ihren Hals auf und fing jeden Tropfen auf. Es war anders. Es war mächtiger und alles so viel stärker, als kurz zuvor noch. Hielt ich es vorher für das Paradies, so musste ich es nun steigern. Die Erlösung, der Himmel, die Ewigkeit. Unendlich und so überirdisch klar und rein. Konzentrierte Macht.

Ein ohrenbetäubender Lärm, der in mir nachhallte, dann ein

Schlag im Oberschenkel und ich taumelte zur Seite. Ich blickte an mir herunter, entdeckte Blut an meinem Bein.

„Ein Durchschuss. Ist gleich verheilt. War nur Silber.“ Sagte die Vampirin und ging einige Schritte von mir weg.

„Silber?“ Rief ich aus. Siedenheiß, fiel es mir wieder ein.

„Es wird Dir nicht mehr schaden. Und im Moment ist es Dein geringstes Problem.“ Dann war sie verschwunden. Ich fuhr herum.

Die Musik hatte schlagartig ausgesetzt und die Menschen ringsum, liefen in Panik davon. Ich stand alleine, in Mitten dieser Tanzfläche, die nur noch aus platt getrampelten Halmen bestand. Eine Gruppe kam auf mich zu. Der Erste hielt ein Gewehr in Händen. Er war an der Seite von Byron gewesen, als sie mich befreit hatten. Gott sei Dank. Sie würden die Vampirin zur Strecke bringen. Ich lief ihnen entgegen.

„Es gibt eine Vampirin hier. Und sie ist sicher nicht alleine. Schnell beeilt Euch, sie muss hier noch irgendwo sein.“ Ich wollte ihn am Arm packen, doch er wich aus und der Gewehrlauf traf mich ungebremst im Gesicht.

Ich hörte es Knacken, spürte den stechenden Schmerz und schmeckte das Eisen meines eigenen Blutes. Aber direkt fing auch die Heilung an, es juckte und brannte im Knochen selber. Fassungslos blickte ich ihn an.

„Was soll das? Erkennst Du mich nicht? Ich bin der Gefährte von Rose. Ich habt mich ...“ Doch bevor ich weitersprechen konnte, feuerte er erneut und es riss mich von den Beinen. Schon wieder lag ich am Boden.

„Sei still Missgeburt. Wo sind die Anderen?“

„Freunde von Dir?“ Hörte ich eine lachende Stimme in meinem Kopf. Ich suchte die Umgebung ab und erblickte sie beim Bus dieser Gruppe.

„Da ist sie,“ und ich zeigte direkt auf sie. Sie drehten sich um und suchten mit den Blicken. „Dort direkt bei Eurem Wagen.“ Versuchte ich sie mit der Nase drauf zu stoßen.

Er drehte sich mir wieder zu und schoss in mein anderes Bein.

„Netter Trick. Spiel nicht mit uns.“ Gab er zischend von sich.

„Sie können mich nicht sehen. Nur Du. Ich würde Dir raten sie

zu töten, sonst machen sie es mit Dir.“ Wieder ihre Stimme in meinem Kopf.

„Nein.“ Sagte ich laut und sah, dass der Typ mit dem Gewehr anfang zu lächeln. Nicht freundlich, eher in Vorfreude, gehässig. Der junge Kerl neben ihm holte etwas unter der Jacke hervor, was ich als Holzpflöck erkannte.

„Dann ist es gleich zu Ende und Du wirst Lucy nie wiedersehen. Ich bestelle ihr Grüße von Dir.“ Gackerndes Gelächter, nur für mich hörbar.

Ich sprang auf. „Was?“ Schrie ich.

Sie sagte: „Sie lebt. Aber wenn Du lieber sterben willst, ist das Deine Sache.“

Der Mann mit dem Pflöck holte aus. Mir blieb keine Sekunde zum Nachdenken.

Lucy lebte? Schon alleine die Möglichkeit, die Hoffnung, ließ mich handeln.

Ich wich aus, riss ihm den Pflöck aus der Hand und bohrte ihn in seinen Hals. Keuchend fiel er zu Boden, als das Gewehr wieder donnerte. Ich sah das Mündungsfeuer, wie die Kugel den Lauf verließ und ging aus ihrer Bahn. Mühelos und ohne Anstrengung. Dann stand ich hinter ihm und verdrehte ihm in einer Bewegung den Hals, bis es knackte und auch für ihn zu Ende war.

Die Vampirin klatschte in die Hände. „Du hast Potential. Wirklich.“

Sie hatte die Restlichen schon getötet. Aber das war nicht wichtig. Nur eines zählte.

„Was ist mit Lucy? Wo ist sie?“ Ich wollte sie packen, doch sie wich mir aus.

„Ich bin nicht Dein Feind.“ Sagte sie lachend und tänzelte um mich herum.

Ich drehte mich und schlug zu. Sie wurde zurückgeworfen und flog gegen den Bus, dass sich das Blech einbeulte und der Wagen quietschend schaukelte.

„Es interessiert mich nicht, wer Du bist. Dich töte ich ohne Reue. Wo ist sie?“ Ich packte sie am Hals und drückte den Holzpflöck auf ihre Brust, der noch vom menschlichen Blut triefte. Es bröselte in ihrer Miene und ich sah, dass ihre Selbstsicherheit, wie

weggeblasen war. Für einen kurzen Moment, blitzte sogar Angst aus ihren Augen. Gut so. Denn ich würde nicht zögern.

„Wenn Du mich tötest, erfährst Du es nie.“

„Das mag sein. Aber wenn sie lebt, finde ich sie auch ohne Dich.“

„Es ist nicht so einfach, wie Du denkst. Du brauchst mich dafür. Sie ist gefangen.“ Ich ließ sie los und warf den Pflock zur Seite.

„Bring mich zu ihr. Und keine Tricks. Die vertrage ich nicht mehr. Keine Spiele, sonst bist du auf der Stelle tot.“

„Einverstanden.“ Sie ergriff meine Hand und zog mich in den Schatten eines Baumes. Ich taumelte etwas, in mir verschob es sich. die Umgebung verschwamm und dann klärte es sich wieder. Keine Ahnung, was sie oder auch wir, da gerade gemacht hatten. Aber es spielte auch keine Rolle, denn ich sah sie.

Lucy. Endlich.

Ich überflog die Entfernung und stand genau vor ihr. Ich rief ihren Namen, winkte und dann klopfte ich gegen dieses Glas. Doch sie reagierte nicht. Verändert hatte sie sich. Schwarze Haare anstatt der Blonde, seltsame Muster auf der Haut.

Ich fuhr herum, wollte diese Frau packen, aber sie wich mir aus. Schneller, als ich es selber überhaupt sehen konnte. „Was ist mit ihr? Was hast Du gemacht?“

Sie kam wieder näher, stellte sich neben mich. „Das war nicht ich, sondern Deine kleine Freundin Arah.“

„Arah.“ Ich spie diese Worte aus. „Wo ist sie? Sie wird sie befreien und dann töte ich sie.“

„Glaub mir. Dafür ist sie zu mächtig. Aber für mich würde sie es tun.“

„Und Du bist?“

„Ich hatte schon viele Namen. Nenn mich Lilith, wie die Meisten.“

Ich ging ganz nah an dieses Glas heran, legte meine Hand darauf. Aber ich konnte nichts spüren. „Was ist mit ihr?“

„Sie ist in einer Traumwelt gefangen. Arah hat sie mit einem Zauber belegt. So, wie die Anderen auch hier. Und nur sie, kann sie auch wieder befreien.“

Die Anderen spielten keine Rolle für mich. Nur Lucy. Zum

Greifen nah und doch unerreichbar. Aber sie lebte. „Wo finde ich Arah? Hol sie her.“

„Alles zu seiner Zeit. Du tust etwas für mich und ich für Dich.“

Ich musterte sie. Sie führte garantiert etwas im Schilde. So naiv war ich nicht mehr. Aber ich hatte auch keine Wahl. „Was soll ich tun?“

„Es gibt ein Kästchen, das man mir gestohlen hat. Es ist ebenso magisch versperrt. Ich kann dort nicht hin. Aber Du. Sehr wahrscheinlich, bist sogar Du der Einzige, der dort eintreten kann.“

„Und warum? Warum nur ich?“

„Es ist verknüpft mit Dir und Deinem Schicksal. Und doch ist es unbedeutend für Dich. Hol es mir und ich rufe Arah. Sie gehört dann ganz Dir.“

„Wie komme ich da hin.“

„Wie wir gerade. Du musst einfach in die Schatten gehen. Stell Dir etwas vor. Ein Bild, ein Moment, eine Person. Und Du wirst genau dort auftauchen. Denk an diesen Club, wo Du den Vampir getötet hast. An eine Kirche verfallen und verkommen. Im Keller gibt es ein Gewölbe ohne Eingang. Dort musst Du hinein.“

Ich ging zum Ende des Raumes, wo wir gerade aufgetaucht waren. Dann blieb ich stehen. Ich drehte mich noch einmal um.

„Warum bin ich ein Vampir?“

„Weil Du Dich so entschieden hast.“ Gab sie mir nur zur Antwort.

„Ich denke, das stimmt so nicht. Du hast mich manipuliert. Das klären wir auch noch. Aber ich meine, vorher war ich ein Werwolf.“

Diesmal sah ich sie fragend an.

„Das stimmt. Aber Du warst von Beiden gezeichnet. In den ersten drei Nächten um den Vollmond, konntest Du dich noch entscheiden. Und das hast Du.“

„Indem ich Menschenblut trank?“

„Genau das.“

Ich ging ohne weitere Frage in die Schatten.

<<>>

Arah näherte sich Lilith von der Seite. Sie hatte alles mit

angehört, sich nur in den Schatten bedeckt gehalten. Aber sie verstand es nicht. Was hatte Lilith vor?

„Soll ich sie wirklich befreien, wenn er getan hat, was Du wolltest?“ Fragte sie Lilith.

„Natürlich nicht. Aber Liebe ist noch immer die stärkste Motivation und hat dabei noch die Fähigkeit, den Verstand zu benebeln.“

Arah suchte in ihrem Gesicht nach einer Regung. Aber nichts. Keine Freundlichkeit, keine Boshaftigkeit. Absolut nichts. So berechnend und emotionslos, wie immer.

„Warum hast Du ihn zu einem Vampir gemacht?“ Fragte Arah.

Lilith drehte sich zu ihr um und wie aus dem Nichts, schlug sie zu. Arah rutschte über den Boden und flog gegen die hintere Wand. Sterne, Blut in ihrem Mund. Keine Gefahr, es heilte schon wieder. Aber warum tat sie das?

„Das warst Du. Und dafür sollte ich Dich töten. Du weißt nicht, womit Du gespielt hast. Fast wäre es schief gegangen. Aber das wird nun nicht mehr passieren.“

Arah hatte keine Ahnung, was das heißen sollte. Sie richtete sich wieder auf.

„Ich habe alle gefunden. So, wie Du es wolltest. Wann sollen wir das Ritual durchführen?“ Ganz langsam näherte sie sich Lilith wieder.

„Es gibt kein Ritual. Kain wird wiederkommen. Das da,“ sie zeigte auf die gefangenen Vampire, „ist unbedeutend.“

„Du hast einen Weg gefunden Kain wiederzuholen?“ Arah konnte es nicht fassen.

„Glaubst Du denn, ich finde so etwas durch Zufall? Ist es nicht eher das Ergebnis meiner Jahrhunderte langen Arbeit? Das Schwierigste war die Geduld.“

„Du wusstest damals schon, dass Du Kain wiedererwecken kannst? Aber warum dann das alles?“ Zum ersten Mal war Arah wirklich verwirrt.

„Muss denn alles einen Grund haben?“ Fragte Lilith. Arah verstand immer weniger.

„Ja, das muss es, nicht wahr?“ Und diesmal lächelte Lilith. Aber es war kein freundlicher Zug. Ein Lächeln, so verkommen und

voller Dunkelheit, dass es selbst Arah fröstelte.

„Du hast diese Geschichte geglaubt. Du wolltest sie so sehr glauben. Ich war nie ein Engel. Ich kenne das Paradies nicht und Gott ist ganz sicher nicht mein Schöpfer. Nicht dieser Gott. Es geht hier um etwas Anderes. Etwas, dass Du in Deiner Kleinlichkeit nicht begreifen kannst.“ Führte Lilith aus.

„Ich verstehe noch immer nicht.“ War alles, was Arah hervorbrachte.

„Natürlich nicht. Du sahst in mir Deinen Erlöser. Die Befreiung von Verantwortung, Pflichten und Moral. Die Auslöschung aller Gesetze. Der Weg zur vollkommenen Freiheit. Willenlos bist Du mir gefolgt. Du wolltest so sein wie ich. Du mit Deinen kleinen Spielen. Glaubst Du irgendeines dieser Leben hätte eine Bedeutung? Luna Lupus, oder wie sie sich nennen? Sie sind unbedeutend. So bedeutungslos wie Du selber.

So brav hast Du meine Geschichte verbreitet. So sehr wolltest Du die Böse sein. Aber das alles war nur der Weg zu meinem Ziel. Du wolltest spielen, dabei bist Du selber doch die größte Marionette von allen geworden.“

Arah sagte nichts. Langsam bildete sich eine Erkenntnis, gegen die sie sich aber noch wehrte.

„Ich gebe Dir eine Woche. Finde und töte Deine Schwester. Tust Du es nicht, so wirst Du sterben. Denn ich brauche Dich nicht mehr.“ Lilith zeigte auf die eingesperrten Vampire. „Genauso wenig, wie Deinen Hokuspokus. Du warst mir nur einmal richtig von Nutzen. Als Du Deinen Vater getötet hast. Für nichts Anderes bist Du zu gebrauchen.“ Lilith fuhr heran, packte Arah am Hals. „Eine Woche“, zischte sie ihr ins Ohr. Dann grub sie ihre Zähne hinein und trank, bis Arah anfang zu schwanken. Arah konnte sich nicht wehren. Sie war zu schwach und immer mehr Kraft wurde ihr hinaus gesaugt. Immer schwächer wurde ihr Herzschlag und sie sah ihrem Ende entgegen. Doch zum ersten Mal in all den Jahrhunderten, war es ihr egal.

Lilith ließ von ihr ab und stieß sie weg. „Eine Woche“, sagte sie noch einmal. Arah sah sie fassungslos an und ging dann in die Schatten.

<<>>

Ich tauchte wieder auf. Eine seltsame Art zu reisen. Es war dunkel, ohne den Hauch vom kleinsten Lichtschein und doch konnte ich alles erkennen. Es war ein Gang. Ein Gang, der immer weiter hineinführte. Ich wusste noch nicht mal, ob ich hier richtig war. Ob es auch so funktioniert hatte, wie Lilith es gesagt hatte.

Lilith. Mir war klar, dass ich ihr nicht trauen konnte. Sie kannte Arah. Und vielleicht hatte sie sogar mit ihr zusammengearbeitet? Auf jeden Fall wusste sie zu gut über mich und diese seltsamen Umstände Bescheid. Ich sollte vorsichtig sein. Ich könnte versuchen sie zu töten. Rose und Byron um Hilfe bitten? Wenn die genauso reagierten wie die Gruppe eben, wäre das nicht möglich.

Es ging um Lucy. Alles Andere war unwichtig. Selbst wenn es meinen Tod bedeuten würde mich mit Lilith einzulassen. Solange nur die Hoffnung bestand, dass ich Lucy befreien konnte, wäre es das wert.

Ich erreichte einen Raum, ließ meinen Blick hindurch gleiten und entdeckte es sofort. Das einzige Kästchen weit und breit. In mir konnte ich fühlen, dass es das war, was sie wollte. Wie eine Stimme rief es mich. Es lockte und zerrte an mir. Ich spürte die Bedrohlichkeit, Gefahr, etwas Altes und sehr Mächtiges. Es schien, als wenn dieser simple Gegenstand selber leben würde. Das war natürlich Unsinn, aber ich konnte diesen Gedanken nicht los werden. Ein Pentagramm am Boden, eine weiße Frauen Statue, Bücher und Regale. Was auch immer das hier gewesen war, es hatte mit Magie zu tun gehabt. Ich ergriff das Kästchen, erwartete fast, dass ich mich verbrennen würde. Doch es geschah nichts. Sofort tauchte ich wieder in die Schatten, bevor doch noch was passieren konnte. Eine Falle, ein Wächter, man kannte so etwas doch aus diesen Abenteuerfilmen. Und mittlerweile rechnete ich mit fast allem. Zu viel hatte ich schon erlebt, dass mich noch was überraschen konnte.

Erneut tauchte ich auf. Eine frische Brise wehte mir in das Gesicht und ein seltsamer Geruch nach Tier. Es war ruhig. Viel ruhiger als es sein sollte. Ich bog um das Haus und sah mich einer Szene ausgesetzt, mit der ich hätte rechnen müssen.

Die Zeit stand wie still und keiner tat etwas. Sie blickten mich nur

an. Aber ich konnte spüren, dass sie innerlich angespannt waren. Bereit zu reagieren, sobald ich etwas Falsches tat. In den Gesichtern die Entschlossenheit, mich unbarmherzig zu töten. Byron und Rose. Beide die einzigen ohne Waffen. Die zwei zu seiner Rechten hielten Gewehre in den Armen. Auf dem Dach, in die Schatten geduckt, weitere mit gezogenen Schwertern. Ich musste kein Vampir sein, um zu erkennen, in was für einer Gefahr ich mich befand. Aber genau das war der Umstand, der die Situation eskalieren lassen konnte.

Ich hob meine Arme in die Höhe, damit sie erkennen konnten, dass ich unbewaffnet war. Dann beugte ich mich hinunter zum Boden und stellte das Kästchen ab. Ich ging ein paar Schritte rückwärts und beobachtete die Bewaffneten. Fast unauffällig zitterte der Lauf ihrer Waffen und folgte jeder meiner Bewegungen. In ihren Augen entdeckte ich eine Mischung aus Angst und Entschlossenheit. Daraus konnte ich schließen, dass sie wussten, was vorher passiert war. Kein guter Start für eine Zusammenarbeit. Aber was hatte ich auch erwartet? Rose blickte nicht mich an, sondern nur mit gesenktem Haupt auf das Kästchen. Ich wünschte, dass ich etwas für sie empfinden könnte. Aber da war nichts außer der Erinnerung. Es war also wirklich nur dieser Bann gewesen, der mich an sie gefesselt hatte. Ein bitterer Beigeschmack in meinem Mund. Und dafür hatte ich Lucy verraten. Sie vergessen und ersetzen wollen. Und Byron wollte mich noch darin bestärken. Es loderte in mir, doch ich versuchte es mit aller Kraft zurückzudrängen. Das wäre jetzt nicht hilfreich. Würde ich mich mit gefletschten Zähnen auf sie stürzen, würde ich keinen am Leben lassen. Das war mir klar. Ein angemessener Preis für den Verrat, den auch sie an meiner Liebe begangen hatten. Ruhig. Ganz ruhig. Ich atmete langsam ein und aus. Versuchte diese Gedanken zu verdrängen. Lucy lebte. Es gab also eine Möglichkeit sie zu befreien. Sie konnte wieder die Meine sein und ich könnte das alles hier hinter mir lassen. Schon bald.

„Es kann böse enden. Aber das muss es nicht.“ Zwang ich mich die Worte emotionslos auszusprechen.

„Ich denke, das hättest Du Dir überlegen sollen, bevor Du meinen Sohn getötet hast.“ Byron sprach ebenso ruhig, doch

seine Augen veränderten sich. Rose hielt ihn am Arm. Das war wahrscheinlich der Grund, warum er sich noch nicht verwandelt hatte. Sein Sohn. Dumme Nebensache, die ich hätte vorher wissen sollen. Es war ein Fehler hierher zu kommen.

„Ich konnte nicht anders. Sie haben mich angegriffen.“ Alle spielten hier miteinander. Nur ich hielt mich an Regeln. Warum? Es ging um Lucy, verdammt nochmal. „Und wer sagt, dass ich es war?“

Für einen Moment sah er mich überrascht an. „Netter Trick. Du warst alleine da. Wer sollte es sonst gewesen sein?“

„Ich war nicht alleine. Wer glaubst du hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin?“

„Du alleine. Es war Deine Entscheidung.“ Sagte Byron einfach.

„Du wusstest davon?“ Das reichte. Ich ging nur einen Schritt nach vorne und die Gewehrläufe schossen ruckartig in die Höhe. Die zwei rutschten mit den Füßen auf der Erde herum. Sie waren unschlüssig, ob sie schießen sollten. Sehr gut. Ein Zweifel, ein Moment. Mehr würde ich nicht brauchen, um sie zu töten. „Wie wäre es mit etwas Wahrheit gewesen? Was wusstest Du sonst noch? Was hast Du mir noch verheimlicht?“

„Ich wollte nicht, dass Du die falsche Seite wählst.“ Sagte Byron.

„Ach, und welche Seite die richtige ist, entscheidest Du für mich? Wer bist Du? Mein Vater?“ Irgendetwas passierte in mir. Kein Hass, keine Wut. Etwas Anderes, auf das ich zugreifen konnte. Mein Eckzähne wuchsen und bei den letzten Worten veränderte sich meine Stimme.

Auch Byron wollte nach vorne, doch Rose hielt ihn am Arm fest. Erbost, mit funkelnden Augen sah er sie an. Einige Sekunden vergingen, dann nickte er und schien sich zu entspannen.

Rose erhob das Wort und jetzt musste ich sie anblicken. Ich sah in ihre grünen Augen. Kein Eintauchen in eine andere Welt, keine Leidenschaft oder Begehren. Aber viel mehr ihre Zerbrechlichkeit. Das sanfte Plätschern eines Flusses, wo neben sich der Sturm falsch vorkam. Und mit einem Mal fühlte auch ich mich schlecht, weil ich es entfesseln wollte. Es zog sich zurück.

„Wer war mit Dir da?“ Fragte Rose und lächelte mich an.

Es widerstrebte mir. Ich wollte sie hassen, sie verfluchen und

verdammen. Sie hatte mich von Lucy weggeführt. Meine Gefühle beeinflusst. Aber ich konnte es nicht. Irgendetwas war da. Ich fluchte innerlich. Und mit Willenskraft schaffte ich es wenigstens nicht zu lächeln.

„Eine Vampirin, die mir die Wahrheit gesagt hat. Was ihr vor mir verborgen habt.“

„Wir haben es für Dich getan.“ Rose blieb ruhig, was mir so gar nicht gefiel.

„Ich hätte selber wähle sollen. Aber ihr wolltet diese Entscheidung für mich treffen.“

„Vergiss nicht, dass sie Dir das Leben gerettet hat.“ Fuhr Byron dazwischen. Rose bedeutete ihm zu schweigen. „Warum bist Du wiedergekommen?“ Fragte sie.

Irrte ich mich, oder sah ich da so was wie Hoffnung in ihrem Gesicht? Aber wieso? „Lucy lebt noch. Arah hat sie eingesperrt. Hält sie mit irgendeiner Magie gefangen. Lilith, der ich auch diese Verwandlung verdanke, will mir helfen sie dazu zu bewegen, Lucy frei zu lassen. Aber ich glaube ihr nicht. Wir alle kennen Arah. wie könnte ich also?“

„Lilith?“ Fragte Rose. „Hat sie unsere Brüder getötet?“

„Ja, und mit Vergnügen.“ Eine kleine Notlüge, die nicht ganz falsch war. Rose musterte mich, schien aber nichts zu entdecken.

„Und was ist mit diesem Kästchen?“ Fuhr Byron wieder dazwischen. Wieder eine Handbewegung und diesmal auch ein böser Blick von Rose. „Was ist da drin?“ Wiederholte sie.

„Ich weiß es nicht, nur dass sie es will.“ Sagte ich.

„Und wie sie es will.“ Eine wohlbekannte Stimme hinter mir. Während ich mich umdrehte, passierte alles gleichzeitig.

Ein Getöse, Gewehre, die abgefeuert wurden und Schatten, die sich überall um uns bewegten. Die zwei neben Byron, gingen zu Boden. Die auf dem Dach rollten herunter und landeten neben Rose. Alle tot. Stattdessen andere Gestalten, die sich dort oben erhoben. Rose, mit überraschten Augen, die sich langsam der Erkenntnis näherten, als sie sich an die Brust fasste. Dann fiel auch sie. Bevor ich auch nur die Gestalt hinter mir erblicken konnte, lagen alle auf dem Boden. Bis auf Byron. Er steckte mitten in der Verwandlung, als ihn die Kugeln trafen. Er kämpfte

sich wieder auf die Oberarme, knurrte und heulte aus keinem menschlichen Mund mehr. Doch dann trafen ihn die Schwerter und auch für ihn war es zu spät.

Lilith. Sie stand auf einmal vor mir. „Was wolltest Du hier? Glaubst du, die könnten mich aufhalten?“ Ich wollte antworten, hatte aber keine Zeit mehr. Ich blickte an mir herunter. Ich konnte nicht mehr atmen. Schmerzen, die von überall zu kommen schienen. Ich sah den Boden immer näher kommen und dann schlug ich auf. Keine Schmerzen, beginnende Dunkelheit und das Wissen, dass es vorbei war. Endgültig. Meine Sicht verschwamm und die Nacht griff auch in mir an. Dunkelheit wollte sich immer weiter ausbreiten. Ich sah Schemen. Eine Frau, die nach dem Kästchen griff. Dem Kästchen, das offen war. An seine Stelle fiel etwas zu Boden, das mal das Zentrum meines Lebens gewesen war. Fehl am Platz, tot und doch noch lebendig. Mein Verstand rauschte in die Dunkelheit, wollte das aufnehmen und konnte doch nicht mehr.

„Du warst der Schlüssel. Ich danke Dir dafür.“ Eine Stimme ohne Ursprung, ohne Sinn und Ziel.

Dann nur noch Schemen. Ein Schleier, der sich über die Unbeweglichkeit zog. Ein Gedanke, ein Name, ein Gefühl. Lucy. Schon wieder. Ich würde sie nicht retten können.

Plötzlich schollen die Schmerzen an. Durchdrangen und vertrieben den Nebel wieder. Ich wurde umgedreht und mit Gewalt durchgeschüttelt. Ich wollte nicht. Ich löste mich, fühlte die Ewigkeit, Freiheit in Loslösung, aber wurde zurückgerissen.

Rote Locken, ein weißes übernatürliches Gesicht. Ein Engel? Die Schmerzen in der Brust verschwanden. Und doch besaß ich keine Kraft mehr. Kein Muskel, kein Gedanke. Nichts mehr, das mir gehorchen wollte. Dann ergriff mich doch die Dunkelheit und ich verschwand.

Spinn 4

Fluent Soul

*Ein Kern ohne Hülle,
Eine Verbindung,
verknüpfte Festigung,
die ein Jeder besitzt.*

*Zeichen unseres Ursprungs?
Das Abbild unseres Schöpfers?
Oder konzentrierte Macht,
Ohne weltlichen Ursprung?*

*Befreit und gelöst,
vom Willen,
dem Verständnis
und vor allem Hemmungen,
können wir nicht mehr beschränken,
einsperren oder auch lenken.*

*Es fliegt,
es zieht,
an Orte,
des Himmels,
oder auch der Hölle.*

*Ewigkeit im Licht,
Dunkelheit im Feuer.
Was kommt,
wissen wir nicht.
Woher?
Auch das nicht.
Doch besitzen tun wir es alle.*

Ein feuerroter Himmel. Wolken, die in pechschwarzer Farbe darüber fegten. Ein Orkan, der sie umwehte. Züngelnde Blitze trafen in die ausgetrocknete Erde. Aufgebrochen, führte sie kein Wasser, sondern rotglühende Asche, die nur am Rande verkrustet, ihren Fuß aushielt, als sie hinüber sprang. Ringsum nur abgestorbene Bäume, deren totes Holz ebenso glühte wie der Todesstrom aus dem Kern der Erde.

Sie landete auf allen Vieren auf der anderen Seite, so eines Flusses. Das schwarze Haar peitschte ihr ins Gesicht, wurde aber sofort von der Kraft der wilden Natur erfasst und zurück geschleudert. Sie richtete sich auf, breitete die Arme aus und begrüßte diese rohe, ungezügelter Kraft. Sie war frei. Sie war glücklich und würde es für immer sein. Dabei wusste sie noch nicht einmal, warum, oder wer sie überhaupt war. Nichts zählte, außer diesem Moment, der in unbewegter Zeit diese ganze Welt antrieb. Sie stand an einer rauhen Klippe aus angeschärftem Stein, den diese Kraft gebildet hatte und sprang. Mitten in die Lava, in die alles verzehrende Glut.

Sie löste sich auf. Spürte, wie sie an Form verlor und hatte dennoch keine Schmerzen. Sie fühlte ... nichts. Keine körperlichen Unterschiede, kein Bedauern, nur diese einzige Freiheit und das Glück.

Sie rauschte ohne Körper durch einen Tunnel der verschiedensten Farben. Wesenheiten, die sie streiften, ihr aber nichts anhaben konnten. Und dann geschah es. Sie wurde ausgespuckt und landete wieder in dieser Welt, in einem Körper.

Sie nahm einfach an, dass es ihr eigener war. Er veränderte sich nicht, hatte immer die gleiche Form, sogar immer wieder das gleiche Kleid an. Und trotz, dass sich ihr so sehr diese Gefühle aufdrängten, diese zwei einzigen ohne ersichtlichen Grund. Freiheit und Glück, wusste sie plötzlich, dass sie gefangen war. Egal was sie in dieser kleinen Hölle tat. Sie würde immer wieder hier landen.

Nur in diesem Tunnel ...

Vielleicht konnte sie versuchen dort auszubrechen? Sie war unzählige Male schon gesprungen und immer wieder durch den Tunnel gerauscht. Sie war den ganzen Planeten durchwandert.

Doch, wie eine eigens erschaffene Welt, gab es hier keinen Ausweg, wiederholte sich nur immer wieder alles. Bäume, Klippen und Flüsse aus Lava.

Wieder übersprang sie diesen Fluss, landete auf der anderen Seite, um die Klippe zu erreichen und sich in die Lava zu stürzen.

Wieder der Strom. Nur ein paar Sekunden blieben ihr hier. Aber diesmal war es anders. Etwas war anders. Sie konnte es nicht begreifen, erkennen, was es war. Doch irgendetwas in ihr antwortete. Und das, obwohl sie noch nicht mal einen Körper besaß. Wieder nur Wesenheiten in allerlei Formen, dann ein schwarzer Fleck.

Ein Schatten. Durchfuhr es sie. Warum das eine Bedeutung hatte, konnte sie sich nicht erklären. Sie berührte den Schatten, wurde aufgesaugt und wieder ausgespuckt. Aber es war nicht die von der Hölle verschlungene Welt.

Es war nur Dunkelheit ... nur Schwärze. Ein riesiger Schatten, den sie zu erreichen schien. Plötzlich zog es sich zusammen. Konzentriert nur an einer Stelle. Eine Masse trat ein, rauschte hindurch und verließ diese Dunkelheit wieder. Zurück blieb ein grauer Fleck, der sich schon wieder verdunkelte. Sie zögerte nicht, beeilte sich, dorthin zu kommen und zielte auf genau den immer kleiner werdenden Fleck. Sie dachte, sie käme zu spät. Schon war es so klein, dass sie ihn fast nicht mehr sehen konnte und dann brach sie durch.

Helligkeit und Licht. Masse, die sie wieder nur zu erdrücken schien. Dann bemerkte sie, dass sich hier nichts bewegte. Nur Masse existierte, die kein Leben beherbergte, wie die Dunkelheit eben noch. Und viel mehr noch, besaß sie wieder einen Körper.

Ein guter Anfang. Den würde sie brauchen. Wofür, wusste sie noch nicht, doch es ging voran in eine unbekannte Richtung. Und diese unbekannte Richtung, führte sie in eine Welt, die sie noch nicht zuordnen konnte.

Ein Gang. Dunkelheit, die sich im grauen Schleier, wie ein Dunst erhellt, doch noch wahrnehmen ließ. Die Gestalt, das Wesen, dem sie den Ausweg aus den Schatten verdankte, war vorangeeilt. Wie Spuren, konnte sie ihren Weg verfolgen. Im grünlichen und roten Schimmer, zogen sich Schlieren auf dem Stein, den sie berührt

hatte. Sie stand vor einem Regal, ergriff dort eine Truhe und nahm sie heraus. Eine feuerrote Aura umgab dieses Kästchen und erleuchtete auf eigentümliche Weise hier alles. Im Kern dieser Aura, verdunkelte es sich schwarz und bedrohlich. Ein Pulsieren, etwas Lebendiges und Gefährliches ging aus dem Innern der Truhe hervor. Sie sprang nach vorne, wollte dieses Wesen warnen und griff nach der Truhe. Im selben Moment, indem ihre Hände einfach durch das Metall hindurch glitten und die verkommene Essenz des Bösen selber zu berühren schien, schrie sie auf. Bilder von Verfall, Schmerzen und ewige Qualen, die nur in einer Sekunde auf sie einströmten. Eine Sekunde nur, in der sie das Gesicht dieser Kreatur erblicken konnte. Vampir, sagte etwas in ihr. Und noch viel mehr formte sich etwas wie Erinnerung. Mark. Es war bedeutend, gewichtig, aber dennoch erkannte sie den Grund nicht. Das Wesen, der Vampir, dieser Mark, schien sie nicht zu sehen. Vernahm den Aufschrei ihrer Lippen nicht, als wäre es ein Stummer gewesen. Sie konnte sich nicht vom Innern der Truhe lösen. Es hielt sie fest, griff von Innen heraus nach ihr und zog sie hinein.

Die Umgebung verschwamm, löste sich auf und sie befand sich wieder in Dunkelheit ohne jegliche Form.

Aber sie schien zu existieren. Sie konnte spüren, wie der Kern des Bösen, das Verkommene und der Leidbringer, sie zu umspülen schien. Wie ein Ruf, eine Verlockung, schien es zu säuseln, sie zu streicheln und an ihr zu ziehen. Sie wurde schwach, immer schwächer und konnte der Versuchung nicht widerstehen. Eine eiskalte Berührung in ihrem eigenen Kern, als umklammere sie des Todes Hände und sie schreckte zurück. Ein Schrei ohne Hall, ein Aufbäumen und sie wurde hinweggeschleudert. Ohne Tunnel, ohne Weg, direkt in einen dunklen Abgrund. Es flimmerte, es funkelte und sie tauchte wieder auf.

Dunkelheit lichtete sich und sie erblickte wieder rotglühende Lava, verkrustete Erde und den blutroten Himmel. Enttäuscht setzte sie sich auf, ahnte, dass sie wieder in ihrem Gefängnis angekommen war. Aber hier war es warm, fast heiß und diese Hitze der Umgebung, schien auch innerlich zu brennen. Sie vernahm gellende Schmerzensschreie, Rufe voller Leid und

Trauer. Seelen, die um alles in der Welt bedauerten, eine Reue zum Ausdruck brachten, die tiefer nicht sein konnte.

Das war nicht ihr Gefängnis. Nicht der Ort, dem sie entkommen war. Sie blickte sich um und sah doch nichts. Nur Felsen, die sich in rotbrauner Tönung zum lodernden Himmel erhoben. Ein kleiner Pfad, der sie umwand und dem sie nun folgte. Es ging vorbei an Schluchten und Abgründen, die die wohlbekannte Lava führten. Sie folgte dem ewigen Chor an Jammern und Schreien und erreichte endlich eine Anhöhe. Was sie dort unten erblickte, ließ sie zu Eis gefrieren. Genau in dieser Hölle.

Hörner über einem Schädel, der keine Augen besaß. Ein geiferndes Maul aus dem die Flammen züngelten. Flügel hinter stachelbesetzten Schultern. Nicht ausgebreitete Schwingen, die diesem Dämon jeder Natur beraubten. Klauen, ohne Nägel, nur scharfe spitze Enden. Dieses ganze Wesen, umgeben von den Flammen, die aus dem eigenen Kern hervor sprangen. Ein Wesen, wie es nur in so einer Welt existieren konnte. Es war schrecklich, angsteinflößend und dennoch brachte es nicht so einen Schauer über sie, wie das Schauspiel, das diese Kreatur bewachte.

Ebenso nur Skelette, aneinander gekettet, im Chor der Schreie vereint. Sie standen zu Hunderten in den Flammen und verbrannten doch nicht. Angebundene Menschen, aus denen Krähen bei lebendigem Leib, ihr Fleisch herausrissen. Versengende Haut, die immer wieder nachwuchs. Menschen auf Tischen, in ihre Glieder zerlegt, lebend und schreiend. Leid, Schmerzen und unendliche Qualen, die alle auf sie einströmten. Sie konnte nicht atmen, nicht blinzeln und auch nicht einfach wegsehen. Das sollte niemand erdulden müssen. Aber es spielte sich genau dort unten ab. Sie musste wenigstens versuchen, ihnen zu helfen. Sie ging an den Abgrund, wollte springen, doch etwas hielt sie zurück. Sie fuhr herum, wich vor dieser Berührung zurück. Jede Empfindung war jetzt eine zu viel.

Ein Wesen stand dort. Ausgemergelt. Mehr Skelett, denn noch menschliches auf den Knochen. Doch die Augen, blauscheinend, versprühten eine sanfte Ruhe, die sie nicht schreien ließ.

„Tu es nicht. Sie würden Dich töten.“ Sagte dieses Wesen und sah

sie fast bittend an. Es hatte keine Gesichtszüge, nur die Linien von Knochen, die die blaue, glatte Haut durchbrachen. Der Mund durch ein Tuch verdeckt, aber sie verstand ihn trotzdem.

„Ich kann nicht.“ Ihre Stimme zitterte, sie musste würgen und die Tränen schossen ihr ohne Kontrolle in das Gesicht. „Das ist zu viel. Wir müssen ihnen helfen.“ Sie bebte am ganzen Körper, Schwäche überfiel sie und sie sank auf die Knie. Im Hintergrund noch immer diese nicht endenden Schreie.

„Komm.“ Er ergriff sie am Arm. Sie versuchte sich zu wehren, folgte dann aber dennoch. Er führte sie ein Stück weg, wo die Schreie langsam leiser wurden. Aber sie wusste, was sich nicht weit entfernt befand, was dort immer noch passierte und konnte es nicht einfach ignorieren. Aber es wurde leichter, nach Sekunden, Minuten und einer Ewigkeit, die vorbeizog. Sie gab nach. Weinte die Tränen um die Schmerzen heraus, die nicht die ihren waren. Ihr Körper bebte in jeder Sehne, die Adern schmerzten unter jedem neuen Herzschlag, der einem Loch der Sehnsucht entsprungen schien. Die Zeit verging, doch es wurde nicht leichter, nicht erträglicher, wie sie erst geglaubt hatte. Es hörte nicht auf. Mit jedem weiterem Atemzug, den sie nur japsend von sich gab, schwappte das Leid dieser Umgebung nur immer tiefer in sie.

„Komm, ich zeige Dir etwas, dass Dir helfen wird. Du solltest mit Sicherheit nicht hier sein, sonst würde es Dir nicht so sehr zusetzen.“ Er ergriff sie wieder am Arm, führte sie auf die Beine, die jeden Moment nachgeben wollten. Er legte einen Arm um sie und stützte sie so. Langsam führte er sie auf einem Weg durch die kargen Höhlen. Sie nahm nur stellenweise die Umgebung wahr. Ihr Verstand, der auch so nie ganz da zu sein schien, schwebte irgendwo unerreichbar und wollte keine Form mehr annehmen. Plötzlich stoppte er. Er setzte sie auf einem Felsen ab und ging auf die Wand vor ihr zu.

„Man kann es hier durch sehen. Für die Anderen wäre es schädlich, aber für Dich, denke ich nicht. Du hast eine Seele, die nach dem Licht ruft.“ Hoffnungsvoll versuchte sie ihn anzublicken, zu lächeln bei seinen Worten, die wie ein Lichtstrahl in dieser Dunkelheit erschienen. Es musste fehlgeschlagen sein,

denn er sah sie mit einem Mal erschrocken an und verfiel in hektisches Treiben. Die Erde bebte, die Wände erzitterten und es schien, als würde eine Kraft hier ihre rohe Gewalt zum Einsatz bringen. Und das tat sie auch. Er schlug gegen die Wand. Immer fester mit den bloßen Händen. Nur am Rande nahm sie wahr, dass sich die Wände mit einer Feuchtigkeit an Spritzern bedeckte. Und nur sehr langsam erkannte sie, dass es Blut war. Sein Blut, dass den Adern seiner Hände entsprang, die unerbittlich auf den Stein einschlugen. Er schauderte, zuckte bei jedem Aufprall, doch keine Pause. Mit Schweiß auf der Stirn, die von der Konzentration herrührte, fuhr er fort. Sie wollte ihn abhalten, ihn aufhalten. Doch selbst für so eine simple Tat fehlte ihr die Kraft. Die Wand wurde erschüttert, durchgeschüttelt und zeigte bald schon Risse. Dann lösten sich Brocken und die ersten Steine fielen auf den Boden.

Und es schien herein. Erst noch schwach. Doch umso dünner die Wand wurde, umso mehr sie an Masse verlor, umso stärker wurde es.

Ein Licht, Helligkeit, die die Wand und jeden Riss, wie die Adern eines Blattes durchströmte. Jetzt konnte sie nicht mehr sitzen bleiben. Sie kroch auf allen Vieren zu der Wand und folgte den Spuren im Stein. Wie flüssiges Licht, ein unbezahlbarer Schatz, glitzerte es. Die Gefühle, die jede Berührung hervorbrachte... unbeschreiblich. In ihr zehrte es und schrie danach. Wie ein Grashalm zur Sonne, streckte sich dem Ursprung hinter dieser Mauer alles zu. Sie musste es sehen, es spüren und erleben. Dann brach das erste Loch auf und ein ungefilterter Lichtschein erfasste sie. Ein bläulicher Schimmer, gepaart mit jeder Farbe des Regenbogens, glitzerte und knisterte. Der Stein zu ihren Füßen dampfte und färbte sich schwarz. Die Wände ringsum wurden wie gereinigt. Kein Rot, keine Glut, nur noch Stein. Sie selber wurde von dem Licht erfasst und musste lachen. Glück, Freude und Freiheit, alles auf einmal, strömte in sie. Und Liebe. Die reinste Liebe, die sie jemals erlebt hatte. Sie fing an zu tanzen, zu lachen und stimmte ein Lied an, dessen Text ihr wie von selbst einfiel. Sie wusste nicht die Bedeutung der Worte, aber spürte, dass es ein Loblied an den Höchsten war. Ein Dank an die

Schönheit der Natur und seine ewige Liebe. Sie vergaß einfach alles um sich herum, bis sie an den Schultern gepackt und weggezogen wurde.

Aber das wollte sie nicht. Nie mehr wollte sie dieses Licht, diesen Ort verlassen. Sie wollte ganz eintauchen und für immer loslassen. Doch der Griff lockerte sich nicht. Sie trat um sich, schlug und kratzte. Doch keine Chance. Sie wurde weggebracht, in Gänge, Höhlen, die so dumpf und kalt wirkten. Sie fühlte den Nachklang in sich und umklammerte ihn mit allen Sinnen. Nie wollte sie ihn wieder verlieren, vergessen was sie gesehen hatte. Doch er verblasste immer weiter und ließ nur Erinnerungen zurück, die an Farbe verloren hatten.

Sie wurde freigelassen und wollte sofort wieder dorthin, aber der Weg war verstellt. Er, der ihr erst dieses Licht gebracht hatte, verweigerte es ihr nun. Und er schien fest entschlossen zu sein, sie nicht durch zulassen. „Warum?“ Fragte sie ihn und konnte nicht verhindern, dass ihr Tränen die Wangen herunterliefen.

„Es ist nicht gut für Dich. Glaub mir. Ich weiß, wie es sich anfühlt. Aber es ist nicht für uns gemacht.“ Fast gutmütig blickten seine leuchtenden Augen sie an.

„Nur ein bisschen noch. Es war doch nur ein Moment.“ Versuchte sie es weiter.

„Es gibt kein Kurz, in der wahren Ewigkeit. Eine Sekunde dort, ist gleichbedeutend mir einem Menschenleben. Du warst eine Woche Eurer Zeit im Licht und hast es nicht mal gemerkt. Das war schon zu viel, viel zu viel. Ich hätte es nicht zulassen dürfen, aber Du hast so sehr gelitten.“ Sagte er.

„Eine Woche? ... Was ist das?“ Fragte sie.

„Nach was hat es sich denn angefühlt?“ Fragte er zurück und sie konnte sehen, dass sich die Muskeln des ausgemergelten Körpers entspannten.

„Wie das Paradies. Das Licht unseres Gottes? Der Himmel?“ Fing sie mit träumender Stimme an.

„Ja. Aber es war nur ein abgemildeter Schein des Ursprungs. Wärest Du wirklich im Himmel gelandet, hätte ich Dich nicht mehr zurück holen können.“

„Ich hätte es auch nicht mehr gewollt.“ Rutschte es ihr heraus.

„Das glaube ich Dir nicht. Du hast noch ein Leben. Du bist nicht tot. Und ich frage mich, wie Du hier landen konntest.“

„Was bedeutet das Leben gegen so etwas?“ Sie konnte nur immerzu daran denken.

„Sag mir Deinen Namen,“ wechselte er das Thema und schaute ihr tief in die Augen. Er baute sich direkt vor ihr auf, packte sie an den Schultern und schüttelte sie. „Dein Name.“ Jetzt machte er ihr schon Angst und sie versuchte von ihm wegzukommen. Aber er ließ es nicht zu.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts.“ Hörte sie sich wie von selbst sagen.

„Du bist nicht gestorben. Du bist körperlos. Du hast ein Leben, nur wurdest Du von Deinem Verstand getrennt und bist hier gelandet. Lass uns etwas abmachen. ...“ Er verstummte für ein paar Sekunden und sie schaute ihn schweigend an. Wenigstens hatte er sie wieder losgelassen. „Wir sehen uns Dein Leben an, geben Dir Deinen Körper zurück. Und wenn Du alle Erinnerungen besitzt, kannst Du entscheiden, ob Du wirklich bereit bist alles hinter Dir zu lassen. Bist Du es, so bringe ich Dich persönlich wieder dort hin. ... Wie klingt das?“ Fuhr er fort. Sie dachte einen Moment nach. Das war fair. „Einverstanden. Nur wie sollen wir meinen Körper finden, wenn es so ist, wie Du sagst?“

„Ich habe meine Möglichkeiten. Ich bin ein Seelenfänger. Ich führe Seelen an den Ort ihrer Bestimmung. Und manchmal, ganz selten, verliert eine Seele ihren Körper und findet sich hier wieder, wo sie noch gar nicht hingehört.“

„Und was macht der Körper?“

„Meist liegt er in einem traumlosen Schlaf gefangen. Ohne Seele existiert auch der Geist nicht. ... Bist Du bereit?“

Sie blickte sich noch einmal um. Wer wusste, ob sie überhaupt wissen wollte, wer sie war und woher sie kam. Aber würde sie es nicht machen, so würde sie auch nicht wieder in dieses Licht können. Was hatte sie also zu verlieren? „Es kann los gehen. Und wie machen wir das jetzt?“

„Gib mir einfach Deine Hand. Dein Körper und Du, ihr seid fest miteinander verknüpft. Auch auf die Entfernung gibt es eine

Verbindung. Der folgen wir jetzt.“

Sie gab ihm die Hand und wurde wieder in einen Strudel gerissen. Sie fühlte, wie Gedanken auf sie einströmten, Bilder und Erinnerungen kamen. Sie konnte die Umgebung sehen und sich doch nicht bewegen. Wie in Eis war sie eingesperrt. Auf einmal ein Schmerz, ein Stich, direkt in ihrem Verstand und alles fügte sich zusammen. Mark. Sie hatte Mark gesehen. Mit diesem Kästchen. Und Arah, diese Schlange, die ihr das hier angetan hatte. Sie musste hier heraus.

„Und? Was willst Du? Den Himmel oder Dein Leben?“ Hörte sie die Stimme des Seelenfängers in ihrem Verstand.

Sie wünschte, die Wahl würde ihr schwer fallen. Sie sollte es, sollte es wirklich. All das, was sie gesehen hatte, gefühlt ... War doch nichts im Vergleich zu ihren Gefühlen, der Liebe zu Mark. „Du kennst die Antwort doch, oder nicht?“

Ein Lachen in ihrem Kopf. „Ja. Das tue ich. Aber Du musst es Dir selber auch eingestehen“

„Das habe ich. Keine Sorge. Aber ich bin gefangen. Wie komme ich hier heraus?“

Wieder nur ein Lachen. „Du kommst in die Hölle, siehst in den Himmel, aber Du kannst nicht aus einem simplen Gefängnis aus Magie heraus? Wer hindert Dich denn wirklich, außer der bloße Gedanke? Du hast die Gaben. Nutze sie. ... Ich verlasse Dich jetzt. Lebe Dein Leben, kleine Seele. Vielleicht begegnen wir uns wieder? Auf jeden Fall sehe ich nun von Zeit zu Zeit nach Dir.“

„Danke. ... Warte. Wie heißt Du?“

„Namen haben nur in eurem weltlichen Dasein eine Bedeutung. Ich selber hatte schon viele Namen. wie wäre es mit Tristan?“

„Der gefällt mir“ antwortete sie.

„Dann bleiben wir dabei.“ Und damit verstummte die Stimme.

Sie war immer noch gefangen. Er hatte gesagt, sie müsse nur auf ihre Gaben zugreifen. Ihre Gaben? Was blieb ihr denn? Genau. Die Schatten. Sie war von ihnen umgeben und doch war sie selber fern von ihnen. Sie selber? Ihr Geist, ihre Seele war durch sie hindurch gereist. Ohne Körper. Das hieß, die Schatten, diese Macht, war in ihr?

Nur ein Gedankenblitz, der sie sich konzentrieren ließ und

wirklich, etwas antwortete in ihr. Aus ihr heraus bildete sich eine schwarze Masse, die den Kristall einfach auflöste. Nur ein paar Sekunden und sie konnte sich bewegen. Und dann, wie von selbst, löste sich der ganze Kristall auf und fiel scheppernd zu Boden, wo er in tausend Scherben zersprang.

Sie war frei. Der erste Griff ging an ihren Hals. Der Diamant, mit dem Arah sie verflucht hatte, hatte sich gelöst und war nur noch eine Kette. Sie riss sie sich vom Hals. Das Spiel war aus. Sie war durch die Hölle gegangen, hatte den Himmel gesehen. Als Nächstes würde sie Arah wiedersehen.

Aber, so wie es aussah, würde sie es nicht alleine machen. Nur ein kurzer Blick und sie erfasste die anderen Gefangenen. Von hier Draußen fiel es ihr leichter, auch ihre Gefängnisse zu zerstören. Jetzt musste sie nur noch Mark wiederfinden und mit Arah abrechnen.

Ihr Name? Den würde sie nie wieder vergessen. Nie mehr durch einen Zauber manipuliert werden, denn sie erahnte langsam ihre eigene Macht. Sie war Lucy Sanders und es war an der Zeit, ihren Ehemann zu finden. Nichts und niemand würde sie davon abhalten.

Spinn 5

Valkyries

*Die Zukunft können wir nicht voraussagen.
Die Vergangenheit kennen wir nur zu genau.
Und die Gegenwart erleben wir im unendlichen Jetzt.*

*Aber manche Vergangenheit wird
erst durch den Fluss der Zeit
zu einem breiten Strom,
der selbst die Zukunft verändern kann.*

*Der Blick in Vergessenes
kann unsichtbare Zukunft
in jedem Blickwinkel so sehr verändern,
dass man das Schicksal erkennen,
ja, sogar voraussehen kann.
Manchesmal sogar das Eigene.*

Prolog

Er tauchte aus den Schatten wieder auf. Es war Nacht. Er hatte sich also nicht verschätzt. Das war gut, denn es wäre nicht sehr hilfreich gewesen, wenn er im Sonnenlicht direkt zu Staub zerfallen wäre. Aber das würde nicht passieren. Es wäre sehr schmerzhaft geworden, doch würde es ihn nicht sofort vernichten.

Er befand sich in einem Wald. Und das Erste was er auffing, war Leben. Es pulsierte um ihn herum im Dickicht, in den Ästen und selbst krabbelnd im Unterholz. Köstlich und doch würde es nicht reichen. Aber es bewies, dass er Recht gehabt hatte. Diese Welt war rein und voll der lebenden Wesen. Unberührt von seiner Art. Das hieß, es gab auch Menschen hier und vor allem ihr Blut.

Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, merkte, wie seine Zähne herauswuchsen und die Gier erwachte. In seiner Welt, seinem Gefängnis und auch Reich, gab es so etwas schon lange nicht mehr. Lebendige Wesen ja, aber nichts Menschliches mehr. Das Blut der Vampire reichte, um den Hunger zu besänftigen. Aber menschliches Blut? Damit war es nicht zu vergleichen.

Er war als Erster hier aufgetaucht. Hatte diese Welt mit seinen Fähigkeiten betreten können und jetzt war sie sein. Die Menschen würden viel zu spät erkennen, was er war. Sofern sie dafür eine Chance bekamen.

Ein Geräusch. Noch weit entfernt. Beschlagene Hufen auf Stein. Sein erstes Opfer. So lange schon hatte er kein menschliches Blut mehr getrunken. Er ging in die Schatten und tauchte weit entfernt wieder auf. Jetzt sah er ihn schon. Ein Soldat in schillernder Rüstung. Fast im Halbschlaf schwankte er den Bewegungen des Pferdes folgend, hin und her.

Der Vampir zögerte keine Sekunde. Er flog förmlich neben das Pferd, riss den Menschen vom Sattel und schlug seine scharfen Zähne in dessen Hals. Es floss in ihn, füllte die toten Adern mit frischen warmen Leben. Wie Feuer brannte es und erweckte seine Sinne. Er sah die Bilder und Erinnerungen des Soldaten, nahm sein ganzes Leben in sich auf. Und dann war es schon zu Ende. Das Herz des Soldaten strauchelte und blieb letztendlich stehen. Die Leiche schaute ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

Der Vampir blickte auf den Soldaten. Keine Reue, keine Scham und kein Mitleid überkam ihn. Ein Hochgefühl in ihm, das den Blutdurst nur weiter verstärkte. Er würde ihm nachgeben, ihn freilassen und in Blut baden. Hier konnte er es endlich. Viel zu lange hatte er sich zurückhalten müssen.

Er würde nicht alle töten. Einige sollte er verwandeln, damit sie ihm den Rücken freihielten. Aber so oder so, war hier keiner eine Gefahr für ihn. Er sah die Lichter der Stadt auf die Entfernung und machte sich auf den Weg. Ohne Eile, ohne Hatz. Sein Mahl wartete auf ihn. Und es war ihm bedingungslos ausgeliefert.

Kapitel 1

Mein lieber Bruder,

wenn Dich meine Zeilen erreichen, werde ich vielleicht nicht mehr sein. Ich hoffe, dass es nicht so weit kommt. Aber wir beide wussten, dass der Tag auftauchen würde. Unser Vater hat es uns vorausgesagt. Uns immer daran erinnert, dass wir eine Aufgabe haben, die uns das Schicksal zeigen wird. Wir haben es beide versucht. Ich weiß, dass Du zwei Töchter und eine wunderbare Frau hast. Es tut mir leid, dass ich sie nie kennenlernen durfte. Wir haben verschiedene Wege gewählt und doch sind wir von einem Blut. Ich muss Dich um einen Gefallen bitten. Meine Tochter, Denise, ich musste sie wegschicken. Sie durfte nicht mehr hier sein. Denn was auch passieren mag, sie muss überleben. Wache bitte über sie. Es darf nicht mit uns enden. Sonst wäre unser Vater umsonst gestorben.

Tobias, mein Mann, wurde getötet. Er war bei der Stadtwache und gerade bei einem Rundritt durch den Wald, als es über ihn herfiel. Und seit dem breitet es sich aus. Diese Kreatur erschafft Neue seiner Art und hinterlässt nur Leichen auf seinem Weg. Kein Mitleid, kein Erbarmen und so, wie es aussieht, auch kein Ziel außer der Vernichtung selber. Woher diese Kreatur kommt, weiß ich nicht. Vielleicht fällt es Dir leichter etwas herauszufinden? Sie ernährt sich von Blut, ist schwach im Sonnenlicht und wird „Kain“ genannt.

Vor einer Woche sandte ich Dir einen Brief in der Hoffnung, dass Du trotz der Kluft zwischen uns, erscheinen würdest. Ich hoffe noch immer. Wir werden uns der Kreatur und seinen Dienern in den Weg stellen. Ich weiß nicht, ob ich es ohne Dich schaffe. Aber ich habe keine Wahl. Dieses Elend muss ein Ende finden. Wenn wir es nicht aufhalten können, wer dann? Du bist der Mächtigere von uns. Doch ich zapfe andere Quellen an. Du verurteilst das. Aber jetzt muss es einfach sein.

Wenn Dich diese Zeilen erreichen, bin ich oder diese Kreatur nicht mehr. Bitte mach Dir keine Vorwürfe. Wir können die Wege auf die man uns schickt, nicht lenken. Sollte dieser Kain überleben, so töte ihn. Aber nicht aus Rache. Lass Dich davon nicht vergiften. Du warst schon immer der Reinere von uns. Lass es Dir niemals nehmen.

Merlin, ich sage, lebe wohl. Ich werde tun, was ich kann. Bis zum letzten Funken meines Lebenslichtes kämpfen und nicht aufgeben. Denn ich weiß, Du würdest das Gleiche tun.

Ich liebe Dich, mein Bruder. Es schmerzt mich, Dir das vorher nicht

wenigstens einmal gesagt zu haben. Ich hatte immer Achtung vor Dir und dem Weg, dem Du Dich verschrieben hast. Du hast mehr von unserer Mutter, während ich den Pfaden unseres Vaters folgen musste. Ich habe es Dir nie erzählt. Als unser Vater starb, gab er es an mich weiter. Dimar tauchte auch in mir und meinen Gedanken auf. Ich hatte keine Wahl. Komm bald, mein geliebter Bruder. Sollte ich es nicht schaffen, so fege Du dieses Übel von der Erde. Schick es zurück in die Hölle, aus der es kommt. Deine Dich liebende Schwester, Synthia

Synthia legte den Füller auf die Seite, hauchte einen Kuss auf das Papier und faltete es zusammen. Sie legte es in das Pergament und drückte das vorgewärmte Siegel darauf, das sofort erhärtete und es vor unbefugtem Zugriff schützte. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und ging hinüber zum Holztisch, der in der Mitte des Raumes stand. Darauf standen sie. Synthia hatte sie noch nie benutzt, aber heute würde sie es tun müssen. Sieben Fläschchen mit dem Blut der mächtigsten Dämonen, die ihr Vater getötet hatte. Es würde sie verwandeln und sie wusste nicht, was aus ihr werden würde. Auch deswegen musste Denise weggebracht werden. Sollte Synthia die Kontrolle verlieren, würde sie selber das Böse verkörpern. Sollte das passieren, durfte keiner mehr hier sein, den sie liebte.

Es klopfte an der Holztür und nach einigen Sekunden wurde sie geöffnet. Synthia drehte sich um und erkannte Thomas. „*Sie sind da, Herrin. Aus dem Nichts einfach aufgetaucht und sie scheinen auf etwas zu warten.*“ Sein Blick fuhr aufgeregt durch den Raum, erfasste die Fläschchen auf dem Tisch und wandte sich sofort wieder ab. Geflissentlich tat er so, als habe er sie gar nicht gesehen.

„*Sie warten auf ihn*“, sagte Synthia.

„*Kommt Merlin? Wird er uns helfen?*“ Ein flehentlicher Unterton in seiner Stimme.

„*Fürs Erste werden wir es so aushalten müssen.*“

Thomas fiel auf die Knie. „*Wir werden sterben, nicht wahr? Warum kämpfen wir dann überhaupt und fliehen nicht, wie alle anderen. Wir haben doch keine Chance.*“

„*Thomas.*“ Kam es scharf von Synthia.

Er zuckte zusammen, schnellte wieder auf die Füße und stand

stramm.

„Glaubst Du, ich würde Euch alle opfern, wenn wir keine Chance hätten?“
„Nein, natürlich nicht.“ Musste Thomas zugeben. „Aber er ist kein Mensch. Habt ihr nicht auch diese Geschichten gehört? Er ist unbesiegbar.“
„Er atmet und er braucht Nahrung. Also lebt er. Und was lebt, kann auch getötet werden.“ Sie blickte ihn streng an und er schaute viel zu schnell auf den Boden. „Sind alle bereit?“ Fragte Synthia nach ein paar Sekunden des Schweigens.

„Ja. Sie stehen am Hügel und warten auf Euch. Aber sie haben Angst und wollen lieber eine Flucht, als den Kampf.“

Synthia ging darauf nicht ein. „Wie viele?“

„Sie sind alle gekommen. Markus meinte wir hätten zweihundert Mann. Aber diese Wesen... Sie sind sicher zu 500 dort. Regungslos und starr stehen sie einfach dort.“

„Mach Dir da mal keine Sorgen. Die werden sich schon rühren. Schneller, als es uns lieb sein kann.... Geh zu Markus und sag ihm, sie sollen angreifen. Ich brauche einen beschäftigten Feind. Und nimm den Umschlag vom Tisch. Er ist an meinen Bruder. Sorg dafür, dass er ihn bekommt.“

Thomas ging hinüber zum Tisch, nahm den Umschlag und wandte sich zum Eingang. Er verharrte dort kurz, verbeugte sich vor Synthia und sagte: „Lebt wohl.“

Es hörte sich zu sehr nach einem endgültigen Abschied an.

„Wir werden uns wiedersehen. Auf die eine oder andere Weise. Leb wohl, Thomas.“ Auch sie verbeugte sich vor ihm. „Es ist keiner mehr in der Stadt, oder?“

„Nein. Sie sind alle weg. So wie ihr es wolltet.“ Antwortete Thomas.

„Das ist gut. Sehr gut. Und jetzt verschwinde auch Du.“ Thomas schloss die Tür hinter sich ohne ein weiteres Wort.

„Muss ich Dich rufen, oder erscheinst Du auch so?“ Sprach Synthia die Worte nach Innen. „Ich bin immer da, das weißt Du.“ Antwortet Dimar. Die Stimme des Verführers, der Versuchung und der Macht. „Ja. Leider nur zu genau.“ Antwortete Synthia mit einem Seufzer.

„Was willst Du? Du hast mich noch nie gerufen.“

„Ich brauche Dich und Deine Macht.“

„Du weißt, was das kostet. Du kennst die Folgen. Du warst immer stark. Warum jetzt auf einmal?“

„Es muss sein. Ich brauche Dich und ich habe den Preis. 200 menschliche Seelen. Und mehrere hundert Wesen, die Deiner Gier zur Verfügung stehen. Aber ich verlange auch etwas dafür.“

„Das wundert mich nicht. Es hätten zwei Seelen gereicht. Wenn Du den Preis so hoch ansetzt, muss etwas dahinter stecken.“

„Ich will, dass Du meine Familie in Ruhe lässt.“

„Niemals. Wir gehören untrennbar zusammen. Und ohne diese Bindung hätte Deine Familie keine Magie. Irgendwer muss diese Bürde tragen.“

„Ich vertreibe Dich auch nicht. Ich will nur, dass Du nicht mehr auftauchst. In keiner der Hexen, die unser Blut noch gebären wird.“

„Das geschieht nicht. Aber in Anbetracht des Preises kann ich auch nicht widerstehen. Ich gebe Dir ein Jahr für jede Seele. Rechne selber hoch. Mehr ist nicht drin.“

„Das kann ich akzeptieren. Genug Zeit, um einen Weg zu finden, Dich für immer zu verbannen.“

„Das wird keiner schaffen. Ihr braucht mich genauso, wie ich Euch. Aber eine Frage habe ich“, sagte Dimar.

„Du hast eine Frage? Seit wann interessiert Dich etwas Anderes außer Seelen?“

„Du urteilst zu leichtfertig. ... Warum hast Du mich nicht abgegeben? Du hättest mich an Deinen Bruder übertragen können und wärst frei gewesen.“

Oft schon hatte Synthia darüber nachgedacht. Es wäre so viel einfacher und auch fairer gewesen. „Er ist zu gut für diesen Teil unserer Macht. Es würde ihn zerstören, wenn er wüsste, woher wir unsere Kraft beziehen. Er glaubt an die Natur, die Magie von Engeln und Dämonen. Dabei haben auch wir unseren Pakt geschlossen. Wenn er wüsste, dass alles, was er bekämpft, auch in seinem Blut liegt, was soll er dann tun? Sich töten? Das würde er ohne Zögern machen. Deswegen durfte er es nie erfahren.“

Dimar antwortete nicht darauf. Synthia nahm die Fläschchen vom Tisch und trank sie der Reihe nach. „Gib es mir“, sagte sie.

„Wie viel?“

„Ich brauche alles.“

„Nein. Das kannst Du nicht wollen. Das schaffst Du nicht. Selbst Dein Vater hat nur einen Bruchteil der Macht benutzt. Und er ist gefallen, so dass er sich töten musste. Du kannst das nicht kontrollieren.“

„Was bist Du jetzt? Mein Gewissen? Das steht Dir nicht. Es ist ein

einfacher Handel. Also erfüll Deinen Teil.“

„Du willst gar nicht überleben, nicht wahr?“

„Ich werde darauf zugreifen, es freilassen und dieses Böse von der Erde fegen. Was danach passiert, liegt nicht in meiner Hand.“

„So sei es.“ Antwortete Dimar.

Synthias Augen färbten sich schwarz, ihr ganzer Körper wurde überschwemmt von Zuckungen und dann fiel sie regungslos auf den Steinfußboden.

<<>>

Totenstille, kein Blatt des Waldes ringsum bewegt sich, kein Ast knarrt und die Natur schweigt. Als wüsste sie, was gleich passiert. Der Himmel schwarz, wie der Schlund der Hölle, kein Blinken, kein Stern, der es wagt diesen Ort zu erhellen. Nur ein Kreis aus Licht, ein magischer abgedumpfter Schein, der sich über das Feld legt und von dem Flackern eines Lagerfeuers vertrieben wird. Die Ruhe vor dem Sturm. Doch nicht die Natur wird toben. Sie ist ebenso regungslos, wie die Untoten, die sich dort versammelt haben. Eine Armee, getrieben von dem einzigen Verlangen nach Blut und Leben. Sie werden metzeln, sie werden töten und nicht im Blut baden. Denn dafür brauchen sie es viel zu sehr.

Die Männer schauten angespannt auf ihren Anführer. Es war nicht zu übersehen, dass sie nicht hier sein wollten. Ein jeder war durchtrainiert, führte die Spuren von etlichen Kämpfen mit sich. Wahre Krieger, die vor nichts zurückschreckten. Und doch ... Ihr Blick war abwesend, umherschweifend und eingeschüchtert. Nur eine Kopie ihrer Stärke, die ihnen das bevorstehende Grauen schon genommen hatte.

Markus erwachte aus der Starre, in der er seine Männer beobachtet hatte. Er durchschritt die Reihen seiner Kämpfer. Sie würden sterben. Sie alle. Das war ihm klar geworden, als Thomas mit der Nachricht von Synthia gekommen war. Was hatte sie nur vor? Markus wusste als einer der Wenigen von der wirklichen Herkunft ihrer Familie. Merlin würde nicht kommen. Also musste Synthia sie retten und diesen Kain töten. Er wusste nicht, wie sie das machen wollte, aber auch, dass er den Preis nicht kenn wollte. Was auch immer sie tat, sie musste sich beeilen. Er führte seine Krieger zur Schlachtbank und das war auch ihnen sehr genau

bewusst.

Markus stieg auf einen Stein und überragte nun alle Krieger. Prächtig glitzernd standen sie im Vollmond. Auf die Entfernung sicher einschüchternd. Aber kam man näher, erblickte man ihre Züge, so wurde es sehr schnell als Trugbild entlarvt. Alle schauten ihn gespannt an und nicht weniger als die Hälfte hoffte auf den Befehl zum Rückzug. So war die Schlacht verloren, bevor sie überhaupt begonnen hatte.

Markus erhob das Wort: *„Ich habe Angst. ... Genau wie ihr, weiß ich, dass die Hölle selber auf der anderen Seite des Feldes auf uns wartet.“* Er wandte sich ab und zeigte über das weite Feld aus aufgebrochener Erde auf die andere Seite. Dort standen sie, in der Überzahl, regungslos wartend. Ein Schauer lief ihm den Rücken herunter. Nicht jetzt. Er durfte sich nichts anmerken lassen.

„Genau wie ihr, habe auch ich die Geschichten gehört. Sie saugen Blut von uns Menschen, sie sind schneller und stärker. Und sie zögern niemals. Egal ob Frau oder Kind. Sie haben kein Erbarmen, kein Mitleid.“

Er drehte sich wieder zu seinen Männern. *„Ich habe eine Frau und einen Sohn, der mir einmal folgen wird. Wie auch eure Familien, musste ich sie wegschicken, damit sie nicht getötet werden. Und alles, was zwischen ihnen und den Bestien da drüben steht, sind ... nur wir.“* Er verstummte, ließ seinen Blick über die Menge wandern. Versuchte einen jeden durchdringend anzusehen. Keiner schaute weg. Sie wollten Hoffnung, einen Grund und es lag an ihm ihnen das zu geben. Wiederzuerwecken, was in ihnen verborgen war.

„Und ich sage euch eines: Die Bestien werden meine Familie nicht berühren. Ich werde sie bis zu meinem letzten Atemzug verteidigen. Und auch ihr werdet das. Denn ihr seid hier. Nicht geflohen, sondern bereit, sich dem Feind entgegenzustellen.“

Ein leises Gemurmel erhob sich. Geraune, das sofort wieder verstummte, als Markus fortfuhr: *„Sie mögen schnell sein, stark und übernatürlich. Aber wir haben etwas, für das es sich zu kämpfen und zu sterben lohnt.“* Das Gemurmel wurde lauter.

Markus schrie hinaus, auf die andere Seite des Feldes: *„Ihr wollt Blut? Dann kommt und holt es euch.“* Er zog sich den rechten Handschuh aus, führt das Schwert aus der Scheide und ließ es sich über die Handfläche gleiten. Er steckte das Schwert wieder

weg und zeigte seinen Männern die Hand. Der Schnitt hatte sich mit Blut gefüllt, das langsam tropfend im Gras landete. „*Das wollen sie. ... Und das können sie haben. Aber meine Familie, meine Liebe und mein Leben werden sie mit ihrem untoten Dasein bezahlen. Denn wir sind mehr als das und das werden wir ihnen in das Fleisch ritzen. Sie werden fallen, zu hunderten, das verspreche ich euch.*“ Die Menge wurde unruhig, die ersten fielen ein, zogen ihre Schwerter und schickten Flüche los.

„*Glaubt ihr, dass eure Rüstung euch schützt?*“ Keine Antwort, erwartungsvolles Schweigen. „*Gegen einen menschlichen Gegner ganz sicher. Aber hier behindert sie uns nur. Sie macht uns langsam und träge.*“ Er zog wieder sein Schwert, fuhr sich über den Rücken und durchschnitt die Lederriemen. Polternd fiel es von ihm ab. Das Kettenhemd darunter, kam zum Vorschein und glitzerte wie tausend Diamanten im Schein des Lagerfeuers.

„*Ich werde mich nicht verstecken. Es gibt keinen Schutz und keine Herberge, die sicher genug wäre. Sie sind dort und wir werden sie aufhalten. Sie wollen mein Blut, aber das werden sie sich teuer erkaufen müssen. Zurück in die Hölle mit ihnen. Wir fegen sie vom Angesicht der Erde und tränken das Erdreich mit ihrem übernatürlichen Blut. Wir laufen nicht weg, wir kämpfen. Und jetzt und hier, wird es sich entscheiden. Für mehr als nur unser Leben. Für unsere Liebe, die Menschen und die Freiheit, die sie uns nehmen wollen.*“

Die Rüstungen der Soldaten fielen scheppernd zu Boden, die Rufe wurden lauter und die Stimmung lud sich auf. Keiner mehr zitterte vor Furcht. Das Adrenalin peitschte durch ihre Adern, spannte Muskeln und erweckte neue Kraft.

„*Meine Brüder, denn das seid ihr. Ich sage, töten wir sie. Jedes vergossene Blut ist ein lohnender Schlag. Und sollte es heute enden, so will ich ein Blutbad, das mich ins Jenseits begleitet. Nicht weniger habt auch ihr verdient. Baden wir im Blut dieser Kreaturen und zeigen ihnen, wie wenig unsterblich sie wirklich sind. Man wird Geschichten erzählen, Balladen singen. Und nicht eine dieser Kreaturen wird sie vernehmen. Aber eure Familien schon. Es endet hier. Für sie. Und es wird sehr schmerzhaft werden. ... Meine Brüder, keine Gnade, Grausamkeit bis zum Tod. Denn wir vergeben nie.*“

Sein Ruf wiederholte sich, peitschte verstärkt von 200 Männern in die Nacht und über das Feld. Keine Soldaten mehr. Männer,

starke Männer und Krieger, die nach dem Blut der Feinde gierten. „*Schicken wir ihnen einen Gruß.*“ Schrie Markus und hob seinen Speer in die Luft. Weit über den Rücken gebeugt, schnellte sein Arm wieder nach vorne und schickte den Speer los. 200 Speere folgten. Surrten in die Höhe und starteten des Sturzflug in die Herde an Feinden. Der Himmel über den Kreaturen verdunkelte sich, nur mühsam durchdrang der Mondschein das Dach, dessen Zweck kein Schutz sondern die reine Vernichtung war. Sie schlugen ein, bohrten sich in Oberkörper, Gliedmaßen, und schickten zu Boden. Schreie, Fauchen und Keuchen, war die einzige Antwort, zu der sie fähig waren.

„*Lebendig und sehr, sehr sterblich, wie ihr seht, meine Brüder.*“ Markus zog das Schwert aus der Scheide, die Männer taten es ihm gleich. Er hob es weit ausgestreckt über sein Haupt. „*Sie mögen schnell sein, aber drei sind schneller. Benutzt es, wenn ihr ihnen die Köpfe abschlagt.*“ Die Männer stampften auf den Boden, im gleichmäßigen Tritt vermischte es sich und ließ den Boden vibrieren. Ein Wort, wie im Chor wiederholt und verstärkt im Rhythmus, wurde immer lauter. „*Blut.*“ Der Rhythmus beschleunigte sich, verdrängte jedes andere Geräusch. Nur dieses Wort, immer schneller und schneller wiederholt, die Füße auf den Boden stampfend, stärker und stärker. Es zog sich durch das Erdreich über das ganze Feld. Selbst die Kreaturen auf der anderen Seite konnten es nicht mehr ignorieren. Die Ersten wichen zurück.

„*Holen wir es uns.*“ Schrie Markus und die Männer rannten los. Eine Woge an schreienden Kriegern fegte über das Erdreich. Nicht mehr aufzuhalten. Eine Macht, eine Kraft, der sich nichts entgegenstellen wollte. Sie durchbrachen die Frontreihen der Kreaturen und verfielen sofort in Dreier Gruppen, wie vorher unermüdlich antrainiert. Der Erste griff an, die anderen Beiden umkreisten das Ziel und schlugen vom Rücken her zu. Die Kreaturen hatten mit solcher Gegenwehr nicht gerechnet. Das Erdreich füllte sich mit schwarzem Blut, Gliedmaßen und Körperteilen, die sich in hellglühender Asche auflösten. Diese Kreaturen waren schnell und stark. Aber es nützte ihnen nichts. Sie konnten es nicht einsetzen. Die Krieger beschützten sich gegenseitig, nicht einer stand alleine. Nicht einer war so einer

Bestie ausgeliefert.

Die Kreaturen verfielen in Durcheinander. Sie rochen das Blut der Menschen, es hemmte ihre Sinne und die Blutgier der Neugeborenen erwachte. Doch so sehr sie es auch versuchten. Sie fanden kein Opfer und ihre Reihen lichteten sich. Im Mondlicht spielte sich eine Grausamkeit, ein Gemetzel ab, das nur durch diesen Schein abgemildert wurde. Wirbelnde Schwerter, übernatürliche Schreie und fallende Körper. Stunde um Stunde. Schon bald waren die Krieger in der Überzahl. Angetrieben von dem bevorstehenden Sieg, wurden sie noch schneller und erbarmungsloser.

<<>>

Kain beobachtete es auf die Entfernung. Es war schade um sie. Nicht um die Neugeborenen, sie waren nichts. Unkontrollierbar und so leicht zu verwirren. Sie hatten noch nicht gelernt mit ihren Kräften umzugehen. Aber um diese Krieger tat es ihm fast leid. Nein, er belog sich. Es tat ihm nicht leid. Sie erinnerten ihn nur an seine eigenen Soldaten, bevor er sie verwandelt hatte. Im Dienste des Guten, mit einem reinen Herzen, waren sie unfehlbar gewesen. Kain überlegte wirklich, diese 200 da am Leben zu lassen. Aber das durfte er nicht. Er musste die Gegenwehr im Keim ersticken.

200 Menschen, die 500 Vampire getötet hatten. Sie mussten sich vorkommen, wie Götter. Dabei war das nur die Auslese gewesen. Diese 500 waren der Rest, der niemals seine volle Macht erlangen würde. Die 200 taten ihm nur einen Gefallen, so musste er es nicht selber tun und konnte seinen Gegner einschätzen. Sie waren mutig. Bemerkenswert mutig. Aber das würde nicht reichen.

In den Wäldern, ringsum dieses Feldes warteten sie. Keine 500. 300 an der Zahl, aber von ihm selber ausgebildet und mit voller Macht ausgestattet. Sobald dieses Schauspiel da unten beendet war, würde er sie losschicken. Es würde nicht lange dauern. Wie er es zu Anfang gesehen hatte. Keine Gegenwehr, die etwas brachte. Ihm bedingungslos ausgeliefert.

<<>>

Flüssiges Feuer brannte in ihren Adern. Der Geist, ihr Verstand, durchschritt die verschiedensten Dimensionen. Er berührte,

verschlang und nahm auf. Sie konnte unter den schlimmsten Schmerzen spüren, wie die Macht immer weiter wuchs. Unaufhaltsam und ungezügelt. Eine Stimme in ihrem Verstand: *„Ich bin kein Dämon. Nur der Mittler Eurer Macht.“* Nur mühsam konnte sie den Ursprung zuordnen. Der Name Dimar fiel ihr wieder ein. *„Und wie sehr ich euch helfe, so muss ich euch auch beschützen. Ich will diese 200 Seelen nicht. Und Du darfst sie nicht sterben lassen, sonst bist Du verloren. Dein Vater hat Dir nicht alles erzählt. Er hielt das Geheimnis versteckt, denn er selber missbrauchte sie und fiel. Der Pakt erfordert keine unschuldigen Seelen. Es ging immer um den Keim des Bösen, befleckte Seelen, die Deine Macht und diese Verbindung stärkten. Und jetzt erwache und reinige Deine Welt.“*

Synthia schlug die Augen auf. Es war keine Zeit um darüber nachzudenken, was Dimar da gerade gesagt hatte. Aber so ganz wollte ihr Verstand auch noch nicht gehorchen. Es wirbelte in ihr umher. Erkenntnisse, Geheimnisse und Wahrheiten, die sie mit einem Mal wusste. Und diese Macht. Niemals hatte sie so etwas schon mal gespürt. Es war verlockend. Denn egal was, jetzt konnte sie alles tun. Sie wusste, dass sie sich verwandelt hatte.

Ihre Rüstung war verschwunden und sie war in einen schwarzen Umhang gehüllt. Die Kleidung darunter ebenfalls schwarz, fühlte sich an wie Stoff, doch es war jetzt ihre zweite Haut. Sie würde es niemals mehr ablegen können. Ihre Augen waren schwarz, ohne den Kern einer menschlichen Spur, die Haare fast golden und übernatürlich glänzend. Sie zog die Kapuze über den Kopf, so dass er ihre Augen verdeckte. Was sie jetzt war, wusste sie nicht genau. Hexenkrieger, Halbdämon oder auch Teufel. Sie hatte gesucht, aber nie eine Antwort darauf gefunden. Selbst die Aufzeichnungen ihres Vaters gaben keinen Aufschluss darüber. Aber so, wie sie es aus allem schließen konnte, hatte noch niemand diese Verwandlung ganz vollzogen. Aber darüber konnte sie sich auch später noch Gedanken machen. Es gab ein Übel, das beseitigt werden musste. Sie breitete die Arme aus, konzentrierte sich kurz und nur ein winziger Bruchteil ihrer Macht brach aus. Wie dünner Nebel breitete sich es im Raum aus und knisterte durchzogen von lilafarbenen Blitzen. Dann, eine Entladung, die Erde wurde erschüttert, die Hauswände, das Dach

und die ganze Umgebung einfach weggefegt. Sie würde lernen müssen, das zu kontrollieren. Die Nachbarhäuser, die halbe Stadt, nur noch Trümmer. Gut, dass sie alle weggeschickt hatte.

Aus der Stadtmitte kam es auf sie zu. Majestätisch und überirdisch wirkte es und ganz sicher war es das auch. Schwarzes Fell, schwarze Mähne, nur die lila Augen ließen erkennen, dass es so gar nicht natürlich war. Es stoppte vor ihr und senkte den Kopf. Synthia zögerte nicht und stieg auf. Kein Sattel, keine Zügel, die brauchte sie nicht. Und dann ritt sie los. Schneller als jedes menschliche Auge es wahrnehmen konnte. Hoffentlich kam sie nicht zu spät.

<<>>

Kain hatte die Erschütterung gespürt. Sie schien nicht weit entfernt zu sein. Und eigentlich auch kein Grund zur Sorge. In dieser Welt gab es nichts, das sich ihm entgegenstellen konnte. Die 200 Krieger der Menschen lagen in ihrem eigenen Blut. Keiner hatte überlebt, so wie er es erwartet hatte. Es war schnell gegangen. Bevor sie sich über ihren Triumph freuen konnten, hatte er sie losgeschickt. Beritten waren sie aus den Wäldern gekommen und in nur einem Angriff über die Menschen gefegt. Ein Angriff, der gereicht hatte. All ihre Taktik, ihr Mut und Kampfeswille hatte ihnen nichts gebracht. Fast war er enttäuscht. Er hatte sich mehr von ihnen erhofft.

Sein Heerführer brachte ihm sein Pferd. Es scheute nicht mehr, hatte sich an die Kreatur gewöhnt, die es benutzte. Seine Macht war da sehr von Vorteil. Keines dieser 300 Pferde, die in Reih und Glied die untoten Krieger beförderte, würde es freiwillig tun. Ihre Natur würde sich dagegen wehren. Gut, dass er entschied was sie tun sollten. Die Krieger ritten los. Vielleicht würde die nächste Stadt mehr zu bieten haben? Er hatte von einem König gehört. Einem Licht der Menschen. Hoffentlich fand er in ihm einen besseren Gegner. Aber auch nur ein Mensch, wie sollte er es jemals sein können? Es würde eine Freude werden, ihm die Krone zu entreißen und den Menschen zu zeigen, wie viel Hoffnung sie noch haben durften. Gerade als er auch sein Pferd in Bewegung setzen wollte, tauchte sie aus dem Wald auf.

Eine Gestalt in schwarzem Umhang, das Gesicht verdeckt. Aber

er konnte am Pferd erkennen, dass da andere Mächte im Spiel waren. Und er spürte sie auf nicht erklärliche Weise. Seine Krieger stoppten sofort und fuhren herum. Kain schickte die erste Reihe los. 30 Krieger, die über die Leichen der Menschen fegten. Was auch immer sie war. Es durfte keine Überlebenden geben.

Die Gestalt blieb ruhig auf ihrem Pferd sitzen. Sie ritt den Angreifern nicht entgegen, aber floh auch nicht. Die Ersten waren heran und Kain sah, wie sie vom Rücken des Pferdes aus in die Luft sprang. In einer Drehung zog sie zwei glänzende Klingen hervor und landete in Mitten der Krieger. Was dann geschah, konnte selbst Kain nur schemenhaft erkennen. Die Gestalt bewegte sich so schnell, als würde sie sich phasenweise auflösen. Er sah blitzende Lichter, wenn die Schwerter nur für den Bruchteil einer Sekunde Licht reflektierten. Hörte das Sirren, als wenn die Luft selber durchschnitten werden würde. Sie schien überall gleichzeitig zu sein. Umtanzte seiner Krieger von jeder Seite her und sprang vom Rücken der Pferde zum nächsten. Seine Krieger nahmen sie nicht so wahr, wie er. Sie konnten sie nicht sehen. Geschweige denn, schnell genug reagieren. Keine Abwehr, kein Angriff, zielgerichtet ausgeführt. Was in viel zu kurzer Zeit passierte, wunderte Kain dann auch nicht mehr. Sie trennte seinen Kriegern die Köpfe ab, ließ ihre Schwerter durch die Rüstung die Herzen aufspießen und reihum fielen sie von den Pferden. Lösten sich auf in der wohlbekanntem Glut. Kain sah den Ablauf, sah die verstrichene Zeit, aber nur dank seiner übernatürlichen Fähigkeiten. Den Kriegern, ebenso nicht menschlich, musste es dennoch wie ein einziger Angriff vorgekommen sein. Das war interessant. Diese Gestalt war schnell. Nicht schneller als er, aber sie konnte ihm ein Gegner sein. Kein Mensch, aber ganz sicher auch kein Vampir. Selbst wenn sie 30 seiner Krieger mit Leichtigkeit töten konnte, so würde sie bei den Anderen scheitern. Dafür waren es zu viele. Und ganz am Ende, war da ja auch noch er. Mit seiner Macht würde sie es nicht aufnehmen können. Die Pferde seiner vernichteten Krieger galoppierten in den Wald, losgelassen von der Kette, an die die Knechtschaft sie gehalten hatte. Die Gestalt

ließ die Schwerter wieder unter dem Umhang verschwinden und stieg auf ihr Pferd.

Im Schrittempo kam sie herüber. Ganz langsam, als störe sie die Gefahr nicht, in der sie sich befand. Kain sprang vom Pferd und ging auf sie zu. Er blieb direkt vor ihr stehen und musterte sie. Er konnte nicht spüren, was sie war. Aber er machte den Schlag des Herzens aus, hörte ihren Atem. Also doch menschlich. Er versuchte in ihre Augen zu blicken, doch es gelang ihm nicht. Kein Licht drang unter diese Kapuze. Nur rote sanfte Lippen, zu einem Lächeln geformt. Es war eine Frau.

„*Du wirst sterben. In dieser Welt.*“ Sagte sie.

„*Wer bist Du?*“ Fragte Kain. Diese Stimme löste etwas in ihm aus. Sie war sanft, melodisch. Doch sie hatte einen Nachhall, den er in sich spüren konnte. Dunkel und sehr bedrohlich. Niemand hatte so etwas jemals in ihm ausgelöst. Das war unmöglich. Es war eisig in ihm, er spürte Angst, wie sie in seinem Innern wühlte. Wer war das? Der Tod? Der Teufel? Kain ging ein paar Schritte rückwärts.

„*Jede Welt hat ihre Verteidiger. Aber für Dich bin ich ein Henker. Findest Du nicht, Du hast es verdient?*“ Sie lächelte immer noch.

„*Du hast keine Chance. 300 Soldaten, weniger den Paar die Du getötet hast. Sie werden Dich zermalmen.*“ Spie Kain die Worte hinaus. Seine Augen glommen auf, verstärkt in rotem Glanz, die Eckzähne wuchsen heraus und seine Miene erstarrte.

Die Frau ritt in die Mitte des Feldes zurück. Dann stoppte sie und sprang vom Pferd. Ihr Pferd trabte zum Waldrand und verschwand zwischen den Bäumen. Die Gestalt beugte sich herunter auf die Knie und hob die Arme zum Himmel. Kain konnte spüren, dass sich etwas zusamm zog. Aber noch immer konnte er es nicht einordnen. Dann auf einmal, erhob sich ein Wind. Ein Sturm raste durch die Baumwipfel, Blitze feuerten vom Himmel und zielten nur auf einen Ort. Diese Frau. Sie erhob sich in die Luft und senkte die Arme wieder. Ein Impuls ging aus ihr hervor, donnerte auf die Erde, so dass selbst Kain und seine Krieger durchgeschüttelt wurden. Der Wind, der Sturm, es verschwand alles wieder. Genauso plötzlich, wie es aufgetaucht war. Die Nacht war ruhig, totenstill, so wie vorher

schon. Was hatte diese Frau getan? Und dann entdeckte er es und er wusste, dass er nicht ohne Grund Angst gefühlt hatte. Was auch immer sie war. Sie war verdammt mächtig.

Entladungen auf dem Erdreich, eine lilafarbene Masse, die sich darüber zog und nun eintauchte. Die Erde vibrierte erneut, nur diesmal aus dem Innern. Und dann kroch es nach oben. Es durchwühlte das Erdreich von unten und gebar etwas in die Nacht. Kain entdeckte Schilde, Schwerter und Krieger. Wie aus dem Nichts, hatte diese Frau, die getöteten Krieger wieder neu erschaffen. Die 200, die sie eben noch niedergemetzelt hatten, standen dort erneut. Ruhig und gelassen, bereit für den Kampf. Aber Kain machte sich nichts vor. Das waren keine Menschen mehr. Ebenso lebendig aber mit einem Kern von etwas Anderen in sich. Ihre Augen waren schwarz gefärbt, sie selber regungslos und ohne Empfindung. An ihnen spürte Kain nicht den geringsten Herzschlag.

Kain sandte den Befehl los und seine Reiter reagierten. Er wusste, was passieren würde und er sollte Recht behalten. Seine Reiter trafen auf diese Krieger, die sich viel schneller bewegten. Genau wie die Frau vorher, waren ihre Bewegungen nicht zu sehen. Nur als Schemen, als Schatten selbst, sah er sie. Seine Krieger hatten nicht seine Macht. Waren mächtig, aber noch neu erschaffen. Sie hatten keine Chance. Wie seine Reiter ihre menschlichen Abbilder niedergemetzelt hatten, noch schneller taten die es mit ihnen.

Er musste hier weg. Er wusste nicht, ob er ihnen gewachsen war. Aber noch wollte er es auch nicht herausfinden. Er schnellte herum und da stand sie vor ihm. Sie lächelte noch immer und das gefiel Kain absolut nicht. „*Du wolltest doch nicht etwas flüchten?*“ Ein spöttischer Zug um ihre Lippen als sie die Kapuze herunterzog. Blonde, gelockte Haare und Augen, in denen nichts menschliches mehr war.

„*Was bist Du?*“ Fragte Kain sie.

„*Spielt das eine Rolle? Ich werde Dich töten und Deine verdorbene Seele an die Dämonen verfüttern. Du kannst mir glauben, sie gieren bereits danach.*“ Nach diesen Worten zog sie wieder die Schwerter unter dem Umhang hervor. Zwei Kurzscherter, am Griff schwarz lackiert und mit grünen Diamanten versehen. Kain zog auch sein Schwert

aus der Scheide und mit Freude erkannte er, dass sie es sehr genau musterte. Die Elemente, die daran gebunden waren umspülten es. Feuer, Wasser, Luft und Erde, wechselten sich ab und zogen im Lichtspiel über die gewundene Klinge. Aber nur Kain selber wusste, was sich im Innern befand. Der Seelenfänger mit unbändigem Hunger. Sie wollte seine Seele verfüttern, er konnte das auch mit Ihrer tun.

Wie Raubtiere umrundeten sich die beiden Gestalten. Ein Ritter in schwarzer Rüstung, eine in Elfenbein geschnitzte Maske, weißes langes Haar, nur mit einer goldenen Brosche zusammengehalten. Und die Frau mit dem goldenen Haar, nur in einen Umhang gehüllt aber ebenso von den natürlichen Gesetzen befreit. Sie umkreisten sich, die Muskeln beider angespannt, lauernd auf den ersten Fehler des Gegners. Hinter ihnen tobte noch immer der Kampf. Dämonen gegen Dämonen. Doch die bleichen Krieger, so weiß wie die Scheibe am Himmel, fielen und fielen. Verwundeten und töteten sie einen der Gegner, so stand er wieder auf, erhob sich aufs Neue aus seinem Grab. Das Klirren der Schwerter, das Scheppern der Rüstungen und die sirrenden Schnitte in der Luft, mehr wagte es nicht, die Stimme zu erheben. Kain und Synthia waren stehengeblieben. Beide regungslos auf den Gegner starrend.

Die Zeit selber dehnt und streckt sich. Eine Sekunde nimmt die Dauer von Minuten an. Doch es ist keine fremde Macht, die dies bewirkt. Nur die Schnelligkeit der zwei Größen, die aufeinandertreffen und sich jeder Zeitmessung entziehen. Kein Mensch hätte sie beobachten können, nur Schlieren und Schatten gesehen, Funken, als die Schwerter aufeinandertrafen. Das Feld ringsum wird zeitlos, der Kampf der Ritter nicht mehr zu hören. Nicht gestoppt, aber im Zeitrahmen des Duells verlangsamt. Ein Lichtblitz, der durch die Luft schneidet und auf zwei Schwerter trifft. Funken sprühen und sirrend antworten auch sie, doch sie treffen nur ins Leere. Kain springt über Synthia und schlägt noch in der Luft zu. Die Schneide formt sich ihren Weg durch die Luft, berührt fast ihren Hals, doch dann ist sie weg. Kain landet, fährt herum und hebt sein Schwert nicht eine Sekunde zu früh, denn die Angriffe prasseln auf ihn nieder. Immer schneller und

schneller. Er wehrt sie ab und holt aus. Seine Schneide gleitet nur knapp über dem Boden, die Schwerter des Gegners über seinem Haupt als er herabsinkt. Sie springt rückwärts, dreht sich in der Luft und greift von der Seite an. Kain windet sich auf dem Boden, direkt neben ihm, wirbelt es die Erde auf. Er rettet sich in den Schatten des nächsten Baumes, als eines der Schwerter ihm folgt und seinen Haar Zopf streift. Die Brosche fällt zu Boden, doch er selber springt aus den Schatten auf der anderen Seite wieder hinaus und führt sein Schwert mit aller Kraft gegen ihren Rücken. Sie lässt sich fallen und es schnellt nur haarscharf an ihr vorbei und landet im Erdreich. Zornentbrannt zieht Kain es heraus, reißt Steine in die Höhe. Bevor diese auch nur wieder landen können, treffen ihre Schwerter erneut aufeinander. Immer schneller und schneller. Keiner von ihnen wird müde und keiner verliert an Kraft. Der Kampf selber stärkt sie noch und treibt sie an. Und dann lassen sie voneinander ab. Beide halten kampfbereit die Schwerter in Händen und mustern sich sehr genau. Sie sind gleich schnell und gleich stark. Keiner wird wanken und keiner aufgeben.

Das war unmöglich. Aber sie war genauso schnell wie er. Ebenso trainiert im Umgang mit dem Schwert wie er selber. So konnte er sie nicht töten. Er musste sich etwas anderes einfallen lassen.

Synthia steckte die Schwerter wieder weg. *„Nicht schlecht. Aber das rettet Dich auch nicht.“* Sagte sie und streckte die Arme vor, als wolle sie ihn auf diese Entfernung schlagen. Es zog durch sie hindurch und traf auf Kain. Er wurde mit voller Wucht von einer Macht getroffen, die er zwar spüren aber nicht sehen konnte. Er flog nach Hinten, landete im Erdreich und das Schwert schlitterte aus seinen Händen. Ungläubig sah er sie an. *„Du bist seit 800 Jahren das erste Wesen, das mich zu Fall bringt. Ich erkenne das an. Und doch werde ich Dich töten. Aber nicht jetzt.“* Kain drehte sich auf dem Boden, griff sein Schwert und sprang in den Schatten des nächsten Baumes. Nicht eine Sekunde zu früh, denn es traf wieder auf den Flecken Erde, wo er eben noch gelegen hatte. Das Erdreich riss auf, die Bäume zur Seite zersplitterten. Doch er war verschwunden.

„Kain. Du entkommst mir nicht.“ Schrie Synthia. *„Ich verfluche Dich.“*

Wo auch immer Du oder Deine Blutlinie unsere Welt berühren, sollen sie Dich ankündigen. Für Deine Jäger und die Menschen sichtbar machen. Nie mehr wirst Du Dich verstecken können. Sie zeigen mir, wo Du bist. Auf ewig.“

Es erhob sich aus den Wäldern ringsum. Ein Toben, Flügelschlagen von tausenden schwarzen Vögeln, die wild krächzend sogar den Nachthimmel noch weiter verdunkelten. Man sah sie hinweg ziehen und in weiter Ferne immer kleiner werden als schwarze Masse.

„Vor mir kannst Du flüchten, vor Ihnen jedoch nicht. Denn sie sind überall.“

Kapitel II

Kain tauchte wieder auf. Er schob das Schwert zurück in die Scheide und blickte sich um. Ringsum nur Bäume. Vereinzelt nur die Jäger der Natur, die sich des Nachts herausrauten, aber sonst nichts. Kein Mensch und auch keine Gefahr.

Gefahr. Das war das erste Mal seit seiner Verwandlung, dass er so etwas mit einbeziehen musste. Ihm war noch nie jemand begegnet, der es mit ihm aufnehmen konnte. Ihm auch nur ansatzweise gewachsen war. Und jetzt? Er musste sogar fliehen, da er sonst gestorben wäre. Das war nicht sehr wahrscheinlich aber durchaus möglich. So nah war er dem noch nie gewesen. Er hatte nicht alle Quellen seiner Macht angezapft. Aber wenn sie ihm auch so ebenbürtig war und den Schatten widerstanden hätte, dann wäre er sicher gestorben. Aber was sollte er tun? Wieder zurück in sein eigenes Reich? Dafür war er nicht hierhergekommen. Er gab nie auf. Und vor allem flüchtete er nie. Er war Kain. Der Erste seiner Rasse. Es musste eine Möglichkeit geben, diese Frau zu besiegen. Die Frage war nur, ob es diese Welt wert war. Sicher, unendlich viele Menschen und vor allem Blut, das er so dringend brauchte. Aber dafür solch ein Risiko eingehen?

„Der große Kain. Zermartert und zermürbt von Gedanken und Zweifeln. Ich hätte mehr von Dir erwartet. Aber ich kann mich auch irren. Bist Du doch nur ein blutgieriges Scheusal ohne Stärke, ohne wahre Größe?“

Kain fuhr herum. Eine Frau stand dort. Er hatte sie nicht gespürt. Das war seltsam. Aber jetzt fühlte er ihre Menschlichkeit und die Gier erwachte. Kein guter Zeitpunkt, um ihn zu reizen.

„Und wer wagt es, mich zu beleidigen? Sprich. Denn es werden Deine letzten Worte sein.“

„Das bezweifle ich so sehr.“ Antwortete die Frau gelassen. Eisgraue Augen, fast farblos und eine lange schwarze Mähne. Rote, sinnliche Lippen, die sich zu einem aufreizenden Lächeln verzogen hatten. Für heute hatte er wahrlich genug von lächelnden Frauen. Er rauschte zu ihr, ließ ihr keinen Moment um zu reagieren und grub seine Fangzähne in ihren Hals. Die Frau stöhnte auf, entspannte sich in seinen Armen und gab sich ihm hin. Er saugte ihr Leben aus ihr heraus und konnte schon

nach dem ersten Tropfen dieses Saftes nicht aufhören. Ihr Herz versagte und sie tat ihren letzten Atemzug. Regungslos glitt sie auf die Erde, als er sie freigab. Er hatte keine Bilder gesehen. Das war nicht normal. Durch das Blut seiner Opfer konnte er ihr Leben sehen, ihre Erinnerungen und die Gefühle aufnehmen. Doch hier war nichts davon. Und auch das Blut berauschte ihn nicht. Er hatte es getrunken, seinen Durst gestillt. Aber es stärkte ihn nicht. Das war wirklich seltsam. Er beugte sich herunter zu dieser Frau, die sanft gebettet auf dem Moos lag. Sie war ein Mensch gewesen. Das stand fest. Ein sehr schöner Mensch. Erst jetzt fiel ihm das auf. Ihr Gesicht, die Lippen, alles hatte selbst in ihrem Tod nicht an Leben verloren. Sie wirkte immer noch so lebendig. Er lauschte in sie. Aber kein Herzschlag. Er ermahnte sich. Was war nur los? Erst floh er und dann kniete er bei einer Leiche und bewunderte sie. Er richtete sich wieder auf und wandte sich ab. Er hatte wirklich wichtigeres, worüber er sich Gedanken machen musste. Er ging ein Stück, als er überrascht wieder herumfuhr.

„*Ich habe doch gesagt: Das bezweifle ich.*“ Die Frau saß wieder dort. Lebendig. Was zur Hölle ging in dieser Welt vor?

„*Du warst tot. Warum lebst Du wieder?*“ Kain hatte wie nebenbei seine rechte Hand auf den Schwertgriff sinken lassen.

„*Ich bin keine Gefahr. Ich will Dir nur helfen. ... Und auch damit wirst Du mich nicht töten können.*“ Sie zeigte auf sein Schwert.

„*Ich brauche keine Hilfe. Und von einem Menschen schon gar nicht.*“ Es funkelte wieder bedrohlich in seinen Augen.

„*Doch, die brauchst Du, wenn Du in dieser Welt bleiben und siegen willst. Ich mag ein Mensch sein, aber sterblich bin ich noch lange nicht.*“

„*Was kannst Du schon tun?*“

Die Frau stand vom Boden auf und ging auf Kain zu. Ganz langsam näherte sie sich ihm. Säuselnd und verlockend sprach sie mit ihm. „*Du könntest so viel mehr sein. Ein König, ein Kaiser, wenn Du es willst. Heerscharen, eine ganze Welt, die sich Dir zu Füßen legt. Ich habe Dich kommen spüren, als Du nur einen Schritt in diese Welt tatest. Denn wir teilen unser Schicksal. Auch ich bin verflucht. Doch ich habe nicht Deine Macht.*“ Sie ging um ihn herum, fuhr ihm mit der Hand über den Rücken zum Hals. Als sie wieder vor ihm stand, berührte sie

seine Lippen und folgte den feinen Linien mit den Fingern. *„Du bist mächtig, stark und groß. Du solltest nicht knien, niemals fliehen und Deine Feinde zermalmen.“* Kain war wie hypnotisiert von diesen Augen. Ihre Worte streichelten und umspielten ihn. Sie berührten etwas, das er nicht kannte. Es machte ihn schwach, fast willenlos. Und doch wusste er, was er begehrte, was er wollte. Nicht ihr Blut, sondern sie. Er beugte sich zu ihr und sie empfing ihn mit leicht geöffneten Lippen. Er küsste sie und fühlte ein Feuer erwachen, wie zuletzt vor Jahrhunderten, als er noch ein Mensch gewesen war. Sie löste sich von ihm und ging ein paar Schritte weg. Enttäuscht über diese Zurückweisung wollte er aufbrausen. Aber er konnte nicht. Er konnte dieser Frau nicht böse sein. Er begehrte sie viel zu sehr. Sie zeigte zum Baum neben ihm. Er blickte dorthin und sah eine schwarze Krähe, die sich nun zum Himmel erhob.

„Wir haben keine Zeit mehr. Du wurdest entdeckt. Geh zurück in Dein Reich und versammle Deine Krieger. Dann komm wieder hierher. Ich werde es wissen, wenn Du wieder hier bist und Dich finden. Ich besorge Dir Unterstützung und dann vernichten wir Deine Feinde. Aber nun, geh.“

Und Kain wollte sofort in die Schatten springen, als er noch einmal zögerte. *„Wer bist Du? Wie darf ich Dich nennen?“*

„Lilith. Und wer ich bin? Ich bin Dein. Reicht das denn nicht?“ Sie stand wieder ganz nah vor ihm und küsste ihn. *„Ich sehe eine große Zukunft für uns beide. Aber nun geh, bevor sie kommen.“* Kain verschwand im Schatten.

Lilith lachte. Sie hatte gedacht, dass es schwieriger werden würde. Aber er war eben auch nur ein Mann. Untot und übernatürlich, aber an den richtigen Punkten berührt, ebenso einfach zu lenken. Das Spiel konnte beginnen. Jetzt brauchte sie nur noch die Krieger von Samuel. Aber auch er war ihr verfallen. Er würde ihr alles geben, was sie wollte. Und seit sie ihm ein Kind geboren hatte, vertraute er ihr sogar sein Leben an. Aber das wollte sie nicht. Kain konnte ihn töten, wenn es so weit war.

<<>>

Der Kampfeslärm ebte ab. Das letzte zischende Aufleuchten der Glut, die mal ein Untoter gewesen war und dann war es vorbei. Sein Heer war vernichtet. Aber er war geflohen. So hatte Synthia

sich das nicht vorgestellt. Sie blickte zu den Männern, die jetzt auf die Knie gefallen waren. An der Spitze Markus. Sie ging auf ihn zu, bedeutet ihm aufzustehen. Er tat es, vermied es aber, ihrem Blick zu begegnen. Die Männer taten es ihm gleich, hielten ebenso den Kopf gesenkt. Sie hatten Angst. Vor ihr. Nein, das mussten sie wirklich nicht.

„Fürchtet euch doch nicht. Nicht vor mir und auch vor sonst niemandem mehr. Es gibt nicht mehr viel, dass euch etwas anhaben kann. Erhebt euch.“

Sie standen auf, aber immer noch in Reih und Glied, ohne Regung. *„Was hast Du mit uns gemacht? Was sind wir?“* Sehr zaghaft, kaum hörbar kamen die Worte von Markus.

„Ich habe euch zurückgebracht und stärker gemacht. Viel stärker. Gemeinsam werden wir diese Welt reinigen. Jetzt von Kain und was er uns auch immer entgegen schicken möge. In Zukunft von allem Bösen, das auch nur einen Schritt in diese Welt tut. Ihr seid Ritter des Guten, im Bösen geboren. Aber nicht verdammt, keine Angst. Nur werdet ihr von jetzt an, ewig leben.“

Die Mienen entspannten sich etwas. Und doch waren sie alle noch so steif und förmlich.

„Und was jetzt?“ Fragte Markus sie.

„Wir werden warten. Auf seinen ersten Schritt. Wir werden ihn jagen und stellen.“

„Werden wir wieder normal leben können?“ Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: *„Als Menschen?“*

„Wenn wir ihn gestellt haben, bekommt ihr eure Menschlichkeit zurück. Ihr werdet normal leben können. Aber ihr werdet nicht mehr sterben. Und rufe ich euch, werdet ihr euch wieder zum Heer formieren. Es ist ein Fluch, mit dem ihr jetzt belegt seid. Es tut mir leid, aber es ging nicht anders.“

Markus fiel wieder auf die Knie. *„Wir wissen sehr wohl, was ihr für uns getan habt. Ohne Euch wären wir tot. Und die, die wir lieben, würden wir nie wieder sehen.“*

Ein Stich in ihrem Herzen. Ihre Tochter. Aber sie konnte jetzt nicht zu ihr. Das wäre zu gefährlich. Aber diese Männer? Sie hatten ihr Leben gegeben. Waren ohne Zögern in den Tod gegangen. Und sie hatte sie verflucht. Sie hatten es sich verdient, eine Pause zu bekommen. Zu erleben, wofür sie kämpften. Fand sie Kain, so würde sie auch alleine mit ihm fertig werden. Aber er

würde nicht alleine kommen, das stand fest. Wer wusste schon, was er sich einfallen ließ? Sie fuhr mit dem rechten Arm durch die Luft und spürte, wie sich die Macht ausbreitete. Die Männer veränderten sich. Ihre Augen nahmen wieder die menschliche Farbe an, die Rüstungen und Waffen verschwanden. Sie standen jetzt in normaler Tuchkleidung vor ihr. Niemand würde sie für ein Heer von untoten halten. Eher für eine Versammlung von Bauern. Die Männer blickten an sich herunter, befühlten und bestaunten sich gegenseitig.

„Geht. Reitet zu euren Familien und genießt die Zeit. Wenn ich euch rufe, werdet ihr euch verwandeln und nichts dagegen tun können. Was dann wird oder wie lange es dauern wird, weiß ich nicht. Nutzt die Zeit, die ihr habt.“

Markus lächelte, endlich und sah sie aus leuchtenden Augen an.
„Danke, Herrin.“

Ein Getöse, donnernde, stampfende Hufen, die durch den Wald fegten. Die Männer fuhren herum, wollten Waffen ziehen, die nicht mehr da waren. Und dann tauchte es zwischen den Bäumen auf. An der Spitze ihr Pferd und dann die Weiteren. *„Ihr glaubt doch nicht, dass ich euch laufen lasse? Ihr sollt auch einen Nutzen davon haben.“* Synthia sprang auf ihr Pferd. *„Aber vergesst nicht. Ihr gehört mir. Und das auf ewig.“*

Synthia lenkte das Pferd zum Wald und ritt hinein. Die ersten der Männer taten es ihr gleich und sprengten los. Jeder in eine andere Richtung.

<<>>

Ein Jäger erhob sich von den Ästen des Baumes. Er breitete seine Schwingen aus und flog am Rande der Wipfel entlang. Ein prächtiger Adler, nur unbedeutend größer als die natürlichen Vertreter.

Die Landschaft wechselte. Es ging über ein Meer, den Strand und Felsen von überragender Höhe. Dann wieder Waldflächen, viel dichter und undurchdringlicher als so nahe der Zivilisation. Der Adler tauchte ab und zwischen den Ästen hindurch. Er landete am Boden. Sein Körper löste sich auf, verschob sich in der Luft in Lichtblitze und nahm neue Form an.

Ein Mann stand dort jetzt. Lange, wild zerzauste braune Haare, ein Vollbart, der nicht mal mehr die Lippen erkennen ließ. Ein

hartes Gesicht über einer kräftigen Statur. Er trug eine braune Lederrüstung mit Eisenbeschlag und am Rücken eine Waffe. Eine Axt, die mit einem Hieb einen Baum fällen konnte. Der Griff zog sich über den ganzen Rücken und die Klinge, zu beiden Seiten scharf geschliffen, maß gut und gerne ihre Meter. Aber noch auffälliger als all das, war seine Kopfbedeckung. Er trug ein Fell über den Schultern, das den Anfang an seinem Kopf hatte. Es war der Schädel eines Tieres. Schwarzes Fell bedeckte ihn noch, die Augen herausgetrennt, eng anliegende Ohren und scharfe lange Vorderzähne, die dem Hünen bis zu den Augen reichten. Der Hüne trug den ausgehöhlten Schädel eines Bären. Er machte sich auf den Weg. Mit donnernden Schritten immer weiter in den Wald hinein.

<<>>

Muskeln spannten und streckten sich gleichmäßig unter dem weißen Fell. Die Stute schnaubte widerwillig, als Lilith die Zügel zurückriss. Sie erhob sich auf die Hinterläufe und wieherte um ihren Willen zu demonstrieren. Lilith beugte sich herunter und tätschelte ihren Nacken. „*Ruhig. Ganz ruhig. Du brauchst keine Angst zu haben.*“ Lilith wusste nur zu genau, was die Stute spürte. Die Gefahr, vor der sie instinktiv zurückschreckte. Dort oben, am Ende des kleinen Pfades, in den Höhlen waren sie. Die Stute beruhigte sich wieder und Lilith glitt von ihrem Rücken herunter. Sie führte das Pferd zu einem abgestorbenen Baum am Rande des Weges und band sie dort an. Aufgeregt huschten ihre Augen noch immer viel zu schnell durch die Umgebung. Der Atem verließ schnaufend die Nüstern. Lilith strich ihr darüber und gab ihr ihren eigenen Geruch. Es wirkte etwas. Mehr konnte sie leider nicht für sie tun.

Sie wandte sich ab und erklomm den steinigen steilen Hügel. Gespenstisch hoch über ihr ragte die Felsenspitze in die Höhe. Und genau dort musste sie hin. Der Mond stand in voller Pracht am Himmel. Selbst sie konnte sich der magischen Wirkung nur schwer entziehen. Kein guter Zeitpunkt um Demihah zu besuchen. Aber sie musste es tun. Sie durfte keine Zeit verlieren. Dafür war es einfach zu wichtig. Stück für Stück erklomm sie den Pfad. Es erschöpfte sie nicht. Aber es war nervenaufreibend.

Warum waren sie und ihre Schwestern auch nicht mit mehr magischen Fähigkeiten ausgestattet worden? Ewiges Leben, jeder seine eigen Gabe, die sehr viel ermöglichte und vereinfachte. Warum nicht fliegen oder Ähnliches? Das hätte sich wirklich schon des Öfteren als nützlich erwiesen.

Aber daran hatte er nicht gedacht als er sie erschaffen hatte. Ganz sicher nicht. Was er wohl ertragen musste? Sie konnte es sich nicht ausmalen. Und sie wollte es auch lieber nicht. Es könnte zu sehr schmerzen und sie bei ihrer Aufgabe behindern. So viel, das noch getan werden musste. So lange, wie es dauern würde. Da konnte sie sich nicht erlauben von Erinnerungen überwältigt zu werden. Mittlerweile glaubten nur noch die Wenigsten an ihn. Nur ein paar primitive Völker in den Wäldern, die auch seine Gebräuche noch übten. Diese Zeit hatte alles einfach weggespült. Sie vermisste es schon. Angebetet zu werden als Naturgeist, Opfer zu bekommen und Menschen als Diener. Das waren Zeiten gewesen. Aber Simahe musste es ihnen ja verbieten. Und leider war sie auch die Mächtigste von ihnen. Aber das konnte sich noch ändern. Mit der Hilfe von Kain, konnte sie ihr diese Macht nehmen und dafür sorgen, dass sie sie nie mehr erschaffen können würde. Sie töten wollte sie gar nicht. Es war immerhin ihre Schwester und er würde es nicht gut heißen. Soweit Lilith wusste, gab es auch nur eine Rasse, die Walküren töten konnte. Und praktischerweise unterstanden die natürlich gerade Simahe. Und genau diese Rasse, musste Lilith vernichten, wenn alles funktionieren sollte.

Lilith erreichte den Eingang zu den Höhlen. Sie brauchte sich nicht anzukündigen. Demihah hatte sicher schon gespürt, dass sie hier war. Sie folgte dem nur durch Fackeln erhellten Gang immer weiter in den Bauch des Felsen. Zwischenzeitlich tauchten sie auf. Die Auskerbungen im Stein. Fenster, die in Räume zeigten, in denen sich große Eisenkäfige befanden. Lilith blieb für einen Moment stehen und schaute durch so ein Fenster. Ein Mensch war in dem Käfig gefangen. Aber nach dem Biss ihrer Schwester war er das schon lange nicht mehr. Es war Vollmond und so kochte das magische Blut in ihm. Jetzt war er ein Wolf. Prächtig und von muskulöser Statur. Weit größer und gefährlicher als die

anderen Wesen, denen sie in der Natur begegnet war. Gleichzusetzen mit den Vampiren. Und doch weniger umgänglich. Ihr persönlich gefielen die Vampire besser. An die Berserker wollte sie gar nicht erst denken. Sie waren Menschen und doch besaßen sie das Feuer und die Stärke von Vampiren und Werwölfen, das nur durch einen unvorsichtigen Funken entzündet werden konnte. Sie verfielen in einen Blutrausch und waren nicht mehr aufzuhalten. Keiner stellte sich so einer Kreatur in den Weg. Ob Vampir oder Werwolf, der Mensch, der von diesem Funken entzündet war, war weit gefährlicher und mächtiger als sie beide. Sie sahen aus wie Menschen und doch waren sie die wirklichen Bestien. Sie hatte noch nie einen Lebendigen getroffen. Und so würde das auch bleiben, denn nur sie waren es, die Walküren töten konnten.

Die Kreatur im Käfig erblickte sie, fletschte die Zähne und ließ ihr Knurren erschallen. Die gelben Augen auf Lilith fixiert, sprang der Wolf und landete in den Gitterstäben. Aber sie hielten.

Lilith drehte sich wieder weg und folgte dem Gang weiter. Schon nach kurzer Zeit erreichte sie einen Raum, in dem ein Lagerfeuer brannte. Demihah stand davor und rührte in einem Kessel, der einen widerlichen Geruch in den Raum schickte. Lilith wollte lieber nicht wissen, was sie da kochte und ebenso wenig würde sie auch nur einen Tropfen anrühren. Demihah sah nicht auf, als sie den Raum betrat. Lilith fand schon, dass sie sich sehr gehen ließ. Sie wohnte in einer Höhle mit ihren Kreaturen und dennoch, so musste sie nicht aussehen. Verfilzte graue Haare, in Lumpen gehüllt, zerrissen und ewig nicht mehr gewaschen. Wie lange Demihah nicht mehr gebadet hatte, darüber dachte Lilith besser nicht nach. Sie konnte nicht verstehen, dass sie sich so sehr von den Anderen unterschied. Aber ihr war ihr Auftreten wichtig.

„Schämst Du Dich so sehr, eine von uns zu sein?“ Erhob Demihah als Erste das Wort.

Lilith fühlte sich ertappt. Wenn es auch lächerlich war. Denn Gedankenlesen konnte sie noch nicht. „Warum?“ Stellte sie die Gegenfrage.

„Was sollen diese Geschichten mit den Engeln? Das Paradies, Adam und

Eva, Du kannst es nicht lassen, nicht wahr? Du bist nicht göttlich. Nicht von diesem Gott. Du bist wie wir. Reicht Dir das nicht?“

Lilith lachte. „Den Menschen gefällt das. Es ändert einfach alles, wenn sie einen mit diesen Augen ansehen. Ein Engel, gefallen mit dem göttlichen Funken. Die Wahrheit würden sie nicht verstehen und mich mehr verfluchen als anbeten. Aber ich denke, Du verstehst das nicht.“

Demihah ließ den Kochlöffel los und drehte sich zu ihr um. „Warum bist Du hier?“

„Du bist meine Schwester. Darf ich Dich nicht besuchen?“

Demihah verzog das Gesicht zu einer Maske. „Jeder der Anderen, würde ich das glauben. Doch Dir nicht, dafür kenne ich Dich zu gut. Keine Spielchen, bitte. Sonst will ich, das Du sofort wieder gehst.“

Lilith hob beschwichtigend die Hände. „Schon gut. Also. ... Ich brauche Deine Wölfe.“

„Das ist nicht Dein Ernst.“ Entfuhr es Demihah und diesmal blickte sie Lilith sichtlich überrascht an. „Wofür?“

„Das ist nicht so einfach zu erklären“, antwortete Lilith und wich ihrem Blick aus. Sie betrachtete die Wolfsfelle an den Wänden, worauf schwarze Strichzeichnungen der verschiedensten Kreaturen zu finden waren.

„Du solltest es wenigstens versuchen. Hat es etwas mit dieser Macht zu tun, die auch ich spüren konnte? Etwas Vergleichbares gab es hier schon lange nicht mehr. Oder ist es nur wegen dem Vampir?“

Lilith sah sie wieder an und bemerkte, dass sie sie wieder musterte. „Es ist Beides. ... Ich hätte mir denken können, dass auch Du es gespürt hast. Diese Macht. ... Eine von Ihnen ist hier aufgetaucht. Eine des Paktes.“

„Das kann nicht sein. Simabe hat mir persönlich versichert, dass sie alle tot sind. Der Letzte habe sich selbst getötet.“ Demihahs Ruhe war wie weggeblasen. Sie kam herüber zu Lilith und packte sie am Arm.

Lilith riss sich los und ging ein paar Schritte von ihr weg. „Ich kümmere mich darum, keine Angst. Aber dafür brauche ich Deine Krieger.“

„Du willst Kain als Lockvogel missbrauchen? Aber Du willst nicht, dass er stirbt, oder?“ Lilith antwortete nicht, aber Demihah war das Aussage genug. „Schwester, Schwester. Du hattest schon immer eine Schwäche für die Starken. Kann es sein, dass da mehr hinter ist? ... Du weißt, dass es nicht Deine Aufgabe ist, ihm zu helfen. Er ist Blesta`s Brut.

Wenn da nicht nur der dumme Umstand wäre, dass Simabe sie töten ließ. Du gehst das gleiche Risiko ein, wenn Du Dich einmischst.“

„Ich weiß.“ Sagte Lilith und ließ sich auf einen Stuhl an der rechten Wand sinken, der trotz ihres leichten Gewichtes bedrohlich ächzte. *„Aber sehnst Du Dich nicht auch nach den alten Zeiten zurück? Als man uns noch anbetete und verehrte? Ich bin es Leid mich zu verstecken aus Angst, dass sie mich finden könnte. Ich will nicht mehr in den dunkelsten Ecken, den tiefsten Höhlen wohnen müssen. Verdammt, wir sind wie Engel und als das, sollten wir auch unter ihnen leben.“* Lilith war aufgesprungen, die Augen voll des übernatürlichen Glanzes, der sich auch jetzt um ihre Gestalt ausbreitete.

„Du solltest Dich beherrschen, Schwester. Sonst wird man Dich spüren. Und bevor es auch nur losgeht, wird sie Dich töten. Aber wie willst Du sie besiegen?“ Fragte Demihah.

„Ich kann es Dir noch nicht sagen. Mein Plan umrankt Jahrhunderte, bis er sich vollends entfaltet. Jetzt fängt es an und doch wird es noch so lange dauern. Ich werde ein Königreich errichten, nur für uns. Und sie wird sich auf die Knie werfen, das ist versprochen. Tut sie es nicht, so wird man sie töten.“

„Das wirst Du ohne ihre Krieger nicht schaffen, das weißt Du?“

„Ja.“ Lilith antwortete nur knapp.

„Du willst es mir nicht sagen, nicht wahr? Aber ich vertraue Dir, Schwester. Wenn Du auch die Hinterhältigste von uns bist. Nicht ohne Grund hast Du die Verführung als Gabe erhalten.“ Demihah kam wieder hinüber zu ihr und schloss sie in die Arme. Diesmal war es Lilith nicht unangenehm. Sie erwiderte die Geste sogar. Dann löste sich Demihah. *„Du bekommst Deine Krieger. Schick mir den Ruf und ich lasse sie frei. Nur Deinem Willen unterworfen. Du magst es mir nicht glauben, aber auch ich habe es Leid, mich zu verstecken. Aber viel mehr fürchte ich die sich verändernde Welt mit ihren neuen Göttern, die uns ins Vergessen drängt. Lass das nicht zu. Das schulden wir ihm. Dafür hat er uns erschaffen, als seine Geißel, wie auch sein Segen. ... Töte Simabe. Sie hat es verdient. Wie konnte sie sich auch von ihm abwenden. ... Und jetzt geh. Es muss noch viel vorbereitet werden, wenn sie bereit sein sollen.“* Demihah ging wieder zu ihrem Kessel und ließ wie gedankenverloren die Kelle hindurch gleiten.

Lilith schickte ihr noch ein Lächeln, das aber kein Ziel mehr fand. Sie folgte dem Weg wieder nach Draußen. Das war einfacher geworden als geplant. Simahe töten? Das hatte sie nicht vor. Aber sie wusste, dass das der schwache Punkt von Dimahé gewesen war. Blesta und sie hatten sich sehr nahe gestanden. Sie schrie geradezu nach Rache, doch war sie zu feige, das Schwert selber zu ergreifen. Und Lilith würde es nicht für sie machen. Das konnte er entscheiden, wenn er wieder da war. Doch bis dahin würde es noch sehr lange dauern.

<<>>

Sie verlässt die Küche und betritt den Saal. Tänzelnd weicht sie den schwankenden Gästen aus, ein braunes Tablett auf den nackten Armen. Sie begibt sich zum ersten Tisch, nimmt die Krüge Met herunter und stellt sie darauf. Angetrunken versucht einer der Männer sie in die Arme zu schließen und auf seinen Schoß zu ziehen. Sie entzieht sich ihm zu schnell. Er knurrt leise, erhebt das Wort zum Widerspruch und seine Hand sinkt zum Schwertgriff. Doch dann erblickt er den vollen Krug, greift danach und trinkt. Schon ist die Frau wieder vergessen. Einer der Vieren am Tisch beginnt mit seiner Beute zu prahlen. Die Anderen fallen darauf ein und überbieten sich in Trophäen und Narben, die sie aus siegreichen Kämpfen mit nach Hause brachten.

Die junge Frau geht weiter. Vorbei an dem Tisch mit den Spielern. Sie trinken wenig, aber bringen viele Gäste hierhin. Die Würfel poltern des Öfteren auf das ausgetrocknete Holz. Führen zu Flüchen oder wilden Schreien. Sie lässt auch dort ein paar gefüllte Krüge zurück und geht weiter. Durch den ganzen Saal vorbei an allen Tischen bis zur Feuerstelle am Ende des Raumes. Dort sitzt er alleine auf einem Bärenfell. Schon den ganzen Abend und spricht mit keinem der Gäste. Eine wuchtige Axt liegt neben ihm, der Bärenschädel auf der anderen Seite. Sein lockiges braunes Haar hängt ihm weit über die breiten Schultern und unentwegt, starrt er in das Feuer. Sie stellt den größten der Krüge neben ihn auf den Boden, will wieder gehen, als er aus seiner Starre erwacht und sie am Arm packt. Erschreckt schaut sie ihn an, will zurückweichen, doch eine ungeheure Kraft lässt ihr keine

Möglichkeit dazu. Er blickt sie an, aus dunklen Augen, wild und sanft zugleich. Sie sieht die Narben wilder Kämpfe, die sein Gesicht jedoch nicht entstellt haben. Nur ein Wort, das er ausspricht: „*Danke.*“ Und dann lässt er sie los. Sie beeilt sich von ihm wegzukommen, verunsichert und verwirrt blickt sie sich immer wieder um. Doch der Krieger starrt wieder in das Feuer.

Die Holztür wird aufgestoßen, ein Windstoß fegt durch das Gasthaus und lässt die Kerzen kurz züngeln. Ein Hüne betritt den Saal, schließt die Tür wieder hinter sich und lässt seinen wachsamen Blick durch den Raum gleiten. Jeder der Menschen hier im Raum schaut weg und drückt sich wie unscheinbar in seinen Krug. Sie wollen nicht gesehen, nicht bemerkt werden. Der Krieger am Feuer dreht sich um, gibt durch ein Nicken sein Verständnis zum Ausdruck und richtet sich auf.

Erneut wird die Tür aufgestoßen. Soldaten betreten den Raum. Angeführt von einem Mann in edler Kleidung. In rotes Samt gehüllt, mit Spitzen versehene Aufschläge und ein reichlich verziertes Schwert an der Seite. Die Soldaten nicht weniger prächtig ausgestattet, aber in Rüstungen zur Vollendung poliert, umringen den Hünen.

Der Anführer erhebt das Wort. Seine Augen funkeln, die Mine verzerrt und grollende Töne, die er hinaus schickt: „*Eine weitere Stadt wurde ausgelöscht. Und ihr seid in unserem Gasthaus und betrinkt euch mit Met? Es war ein Fehler von meinem Vater euch zu rufen.*“ Er wartet auf Antwort, will die Entgegnung, die ihn befriedigend die freie Wut ermöglicht. Doch der Hüne sagt nichts. Keine Regung. Nicht in der Miene und nicht in einem einzigen Muskel. Der Anführer zieht sein Schwert. „*Wisst ihr wer ich bin? Ich bin der Sohn des Königs. Ich habe genauso viel Macht wie er. Ihr untersteht also auch mir. Kniet nieder, befehle ich euch.*“

Fast flüsternd kommen die Worte des Hünen: „*Wir unterstehen niemandem. Und wir knien auch vor niemandem, Mensch.*“ Ein verächtlicher Zug um seine Lippen, ein herablassender Blick und er wendet sich ab.

Der Sohn des Königs wird weiß im Gesicht, seine Augen funkeln fast übernatürlich, doch es ist nur der unbeherrschte Zorn des Zurückgewiesenen. Auch die Soldaten ziehen ihre Schwerter. Der

Anführer schreit jetzt: „*Die Bauern haben Angst vor euch. Doch ich werde ihnen zeigen, wie sterblich ihr seid.*“ Der Anführer holt aus, bereit den Stich zum Herzen zu führen, aber der Hüne packt ihn und schleudert ihn wie nichts durch die Holztür. Der Anführer schlittert über Staub und Erde. Seine Soldaten rennen zu ihm, helfen ihm aufzustehen. Doch er stößt sie weg. Seine Fratze lodert jetzt vor verletztem Stolz. Nun will er Blut. Er schreit seine Soldaten an: „*Tötet ihn. Sofort.*“

Die Soldaten umringen den Hünen wieder, umkreisen ihn wie die Jäger die Beute. Doch hier ist keine Beute zu finden. Etwas weit Schlimmeres als jeder Jäger.

Der Hüne hebt sein Haupt zum Himmel. Er schreit. Kein Angstschrei, eher zum Angriff. Laut dringt es bis in die Stadt. Die Soldaten weichen erschreckt zurück. Doch der Blick ihres Herrn schickt sie wieder an den Gegner. Die Augen des Hünen überzieht ein gelblicher Schimmer und dann färben sie sich blutrot. Seine Muskeln scheinen zu wachsen, er selber gewinnt noch an Größe. Und dann zieht er seine riesige Axt vom Rücken und holt nur einmal aus. Die Soldaten, die nicht schnell genug waren, fallen enthauptet in ihr eigenes Blut. Die Übrigen werden zurückgedrängt, zurückgerissen von dem Sog. Der Hüne ergreift erneut an. Keiner der Soldaten versucht ihn auch nur zu blocken. Es würde sie von den Beinen reißen. Der Schlag geht ins Leere, fegt in den Boden, trifft auf Stein, den es in tausend Stücke zerreißt. Die Erde bebt und die Soldaten, die wenigen Überlebenden, lassen ihre Schwerter fallen und rennen um ihr Leben.

Der Hüne reißt seine Axt wieder hoch und geht zum Anführer, der wimmernd am Boden liegt und nur noch stammelnde Worte herausbringt. Der Hüne an riesiger Gestalt, keuchend und vor Blutlust kochend, mit erhobener Axt über ihm, lässt sie herabfahren, bereit die Made zu zerquetschen. Wie ein Schatten ist es an seiner Seite. Ein Aufprall der Kräfte die aufeinandertreffen. Das Erdreich wird aufgewirbelt, Steine in die Luft geworfen. Der Hüne zittert an jedem Muskel, schnauft und drückt sein Todeswerkzeug mit aller Kraft weiter. Doch es bewegt sich nicht. Der andere Krieger hält seine Waffe in eisigem Griff

und blickt ihm in die Augen. „*Stille deinen Hunger. Aber nicht hier.*“ Barsch und herrisch seine Worte und er lässt die Axt los. Der Hüne stampft los. Schon bald ist er nicht mehr zu sehen, doch das Ungetüm, das in ungebremster Blutgier durch die Gegend streift, ist nicht zu überhören. Es wird nur übertönt von den gurgelnden Schreien der eben noch geflohenen Soldaten.

„*Geht zu eurem König. Berichtet ihm, was passiert, wenn ihr uns reizt. Wir wären eine viel schlimmere Plage, als diese Bluttrinker, wenn ihr uns zum Feind hättet. Ihr wolltet unsere Hilfe. Vergesst das nicht.*“ *Ruhig spricht der Krieger die Worte aus.* Doch der Sohn des Königs konnte auch in seinen braunen Augen dieses gelbe Funkeln entdecken. Nur für den Bruchteil einer Sekunde blitzte es auf. Doch das reichte ihm, um sich aufzurappeln und so schnell es ging zum Schloss zu laufen. Was für Mächte hatten sie da beschworen?

Kapitel III

Die Muskeln zum Zerreißen gespannt, federn und entladen sich mit donnernden Hufen auf der Erde. Meter um Meter machen sie gut. Das Fell von Schweiß bedeckt, die Augen in Entsetzen geweitet und Schaum vor dem Mund. Noch kämpft es, noch hat es Kraft, unermüdlich angetrieben von den sanften Tritten in die Seite.

Der Reiter, in nicht weniger Panik versetzt, fühlt sein Schicksal nahen. Doch noch hofft er zu entkommen. Er darf nicht scheitern, seine Mission ist zu wichtig. Ein simples Papier mit den Abschiedsworten der liebenden Schwester, das Merlin überbracht werden muss.

Der Mond durchbricht nur schwach die dunklen Wege, denen der Reiter folgen muss. In Dunkelheit gebüllt, durchreitet er Wälder, überspringt Flüsse und Felsen. Hinter ihm, im Rudel, die sabbernden Bestien. Sie jaulen und keuchen zur Scheibe am Himmel. Aber mehr noch wollen sie die Beute, die sich nicht ergeben will. Sie schaffen es nicht näher heran, aber sie fallen auch nicht zurück. Ein Spiel der Kräfte, in dem das ermüdende Pferd verlieren wird. Der Reiter weiß es. Aber noch gibt er nicht auf. Er schwenkt die lodernde Fackel in seinem rechten Arm. Dann schleudert er sie mit aller Kraft in die Meute an Wölfen. Schmerzgefülltes Jaulen, zischende Geräusche und ein Lächeln zieht über die Züge des Reiters.

Der erste Wolf fällt. Das Feuer frisst sich in das Fell und gibt nur nackte Haut wieder, die von der Hitze angegriffen, den Wolf weiter quält. Die Wölfe dahinter fallen, mitgerissen vom plötzlichen Stop des Ersten. Im Knäuel übereinander geworfen, landen sie in den Büschen.

Der Reiter schöpft Hoffnung. Es glitzert schemenhaft zwischen den Bäumen. Säuselnd vermischt sich eine Stimmer mit dem Wind. Süß, sanft und so verführerisch. „Thomas.“ „Komm zu uns.“ Der Reiter kann sich nur mit aller Konzentration zwingen, nicht nachzugeben. Es berührt ihn, erweckt eine Sehnsucht nach Frieden und Liebe. Der reinen Verführung, die er sich, wie ein jeder Mann, so sehr wünscht. Der Wind gibt nicht nach. Trägt immer mehr die Versprechungen herüber. Sie offenbaren, bieten an und wollen nur ihn. Nicht zu fassen, nur ein dünner Schein und doch von solcher Macht, die ihr Opfer selbst stärkt. Der Reiter, gepeinigt, weil er nicht nachgeben darf, schaut nach hinten. Die Wölfe folgen wieder, schneller diesmal. Unerbittlich kämpfend, wollen sie jetzt den Tribut für den erlittenen Schmerz.

Und der Reiter weiß, es ist aus. Endgültig.

Er soll Recht behalten. Zwischen den Bäumen gleiten sie hinaus, kreuzen den Weg des Reiters. Das Pferd bäumt auf und geht mit dem Reiter zu Boden. Mit letzter Kraft versucht er sich aufzurichten.

Doch schon in Sekunden sind sie da und reißen ihn wieder hinunter. Die wilden Jäger der Natur haben kein Erbarmen. Sie umkreisen diesen schwachen Gegner nicht mehr. Sie greifen an und holen sich ihr Fleisch.

Die Mission des Reiters. Wichtig und bedeutend. Hinweg gespült von der wilden Natur.

<<>>

Sie verfolgten seinen Weg. Tauchten immer für ein paar Sekunden auf und verschwanden dann wieder. Wesen ohne körperliche Form mit glühend blauen Augen. Nur aus Nebel schienen sie zu bestehen. Doch er wusste es besser. Sie hatten Krallen, die tiefe Wunden hinterließen, ohne Zögern töten würden. Es waren keine Wesen aus Nebel. Die Schatten selber waren ihre Grundlage. Doch sie würden ihn nicht angreifen. Sie lauerten nur. Seit er ihren sterblichen Gott getötet hatte, waren sie ohne Herrn. Er beherrschte die Schatten, doch sie gehorchten ihm nicht. Was sie antrieb, überhaupt am Leben hielt, wusste er nicht. Vielleicht war es nur ein Teil des Fluches, ein Sog der Verderbtheit seines Reiches, die sie an ihn ketteten.

Er blickte zum Himmel. Ein Vollmond wie an jedem Tag. Die Sonne wagte es nicht, auch nur einen Strahl hierhin zu schicken. Keine Sterne, keine Wolken, kein Wind. Die Natur schien damals auch gestorben zu sein.

Damals. Jahrhunderte waren vergangen seit diesem Tag. Er, ein Edelmann, ein Krieger, siegreich in jeder Schlacht. Bis er den Fehler machte und den Legenden glaubte. Die Legenden, die von Schatten und Geistern erzählten. Eine Kreatur im Wald, verborgen in der hintersten Höhle. Wie jung war er doch gewesen. Wie übermütig und voll ungebremster Leidenschaft, das Böse auszumerzen. Er hatte sein Heer zusammengerufen und war ohne Zögern in die Schlacht gezogen.

Aber was er fand, war keine Kreatur gewesen. Keine Fratze des Bösen. Er fand eine Frau, voll des überirdischen Lichtes. Verletzlich und so rein, dass in ihr kein Keim des Bösen reifen konnte. Er erhob sein Schwert, bereit für den letzten Streich, aber

er konnte es nicht tun. Er ließ sie leben.

Und dann veränderte sie ihn. Durch einen unscheinbaren Biss gab sie ihm grenzenlose Macht und einen Fluch, den er nie mehr loswerden sollte. Die Frau verschwand. Oft war er später in diese Höhle gegangen, bereit das zu tun, wo er als Mensch gescheitert war. Sie bezahlte zu lassen, für die Verdammung in die sie ihn gestoßen hatte. Aber er sah sie nie wieder. Sie war kein Vampir gewesen, kein menschliches Wesen und keine Hexe. Die Antwort ihres Ursprungs blieb ihm seit Jahrhunderten verborgen und er würde sie nie finden.

Er besiegte den falschen Gott, der seine Welt mit Opfergaben knechtete. Doch gleichzeitig brachte er den neuen Fluch mit sich. Und dieses Übel konnte nicht mehr besiegt werden. Denn es war in ihm, ein Teil von ihm selbst.

Auf die Entfernung erhob sich das Gebäude bedrohlich in die Höhe. Schwarz und grau. Der Ursprung der Dunkelheit, so schien es. Sein Schloss. Er musste seine Krieger zusammen rufen. Erneut. Doch würde er kein Böses besiegen. Wie damals, nur ein Neues stärken. Lilith hieß sie. Und sie hatte eine Wirkung auf ihn, der er sich nur schwer erwehren konnte. Er fühlte etwas in sich, wie seit menschlichen Zeiten nicht mehr. Dagegen wollte er sich nicht wehren, zu lange schon hatte er es vermisst. Geglaubt, dass er es nie mehr erleben würde. Aber wie sollte er seine Krieger durch die Schatten bringen? Das musste sie ihm beantworten. Vielleicht hatte sie einen Weg gefunden? Vor allem, da es noch ein grundlegendes Problem dabei gab.

Nach kurzer Zeit erreichte er die Brücke, die ihn zur den breiten Türen des Schlosses brachte. Gemächlich schritt er sie entlang. Dann verharnte er kurz und blickte in die Gischt des Meeres, die tief unten brodelte. Vor Jahrhunderten hatte er hier gestanden. Unter Schmerzen schreiend und die Götter verfluchend, hatte er sich auf die Knie geworfen. Er hatte um Erlösung von diesem Fluch gebetet, um Hilfe gebettelt. Damals schien noch die Sonne in seinem Reich. Aber niemand erhörte ihn. Niemand beachtete ihn. Und sehr bald erkannte er, dass sein Glaube als Mensch nur ein Trugbild seiner eigenen Träume gewesen war.

Noch wie heute erinnerte er sich an den Tag. Diesen einen Tag,

der alles veränderte. Aus ihm, dem tapferen Krieger des Guten, eine verdorbene Seele machte, die nur noch zerstören wollte.

Siegreich war er in seine Burg geritten. Gefeiert und verehrt, da dieses Böse aus dem Wald seinem Schwert zum Opfer gefallen war. Sie wussten die Wahrheit nicht und er hütete sich davor, sie aufzuklären. Sie feierten, sprachen dem Wein und der Musik im Übermaß zu. Fühlten sich sicher.

In den Armen seiner Gattin schlief er ein. Sie, im besten Alter, in ihrem Leib seinen Sohn. Des Nachts kam es über sie. Das Totgeglaubte suchte sie heim. Ungesehen, nicht mal vorher geahnt, drang es in das Schloss ein und besuchte ihn im Schlaf. Die Gestalt eines Engels becircte ihn, bis er ihr glaubte. An ein Zeichen des Gottes, der ihn belohnen wollte, da er sie nicht wehrlos getötet hatte und barmherzig gewesen war. So sei sie mit der Gabe der Unsterblichkeit zu ihm gesandt worden. Er gab nach, naiv und voll Vertrauen. Sie biss ihn und er ließ es zu, ohne auch nur an Gefahr oder Versuchung denken zu können. Und dann fing es an. Der Blutdurst, diese Gier, die ihm seinen Willen und die Ehre nahmen. Nur wie im Nebel erinnerte sich Kain noch an seine ersten Tage. Aber an das Aufwachen danach...

Als die Gelüste noch immer nicht verebbt waren, aber sich die Menschlichkeit so langsam den Weg zurück kämpfte. Er erblickte die Leiche seiner Frau, die Krieger, die nun waren wie er. Er hatte es zugelassen, war selber zum Werkzeug des Teufels geworden. Auf jede Weise hatte er versucht, sich umzubringen. Doch es gab keinen Weg. Keinen Ausweg mehr.

Er rächte sich an Allen. Den Priestern, den Gläubigen, seines eigenen Reiches. Er überflutete diese Welt mit Blut. Er wollte Rache für das Böse, dass ihn übernommen hatte. Und der Einzige, der Schuld trug, der einzige, der wirklich gefallen war und dies alles verursacht hatte, den konnte er nicht töten. Sich selber.

Kain merkte, wie ihm eine Träne die Wange herunterlief. Er wischte sie weg, blickte auf diese roten Spuren, die es auf seiner weißen Hand hinterließ. Blut weinte er. Doch lange schon nicht mehr sein Eigenes. Er erwachte aus seiner Starre und überwand die letzten Meter bis zum Schloss. Was sich nicht mehr ändern

ließ, darüber sollte er sich nicht beklagen. Er war nicht nur ein Opfer. Diese Macht, die Kraft, genoß er doch viel zu sehr. Ein Handel, der sich nicht mehr rückgängig machen ließ. Jetzt ging er doch in die Schatten und verkürzte sich den Weg.

Er tauchte in der Mitte des Raumes wieder auf. Das Bett mit dem weißen Schleier. Hier hatten sie sich das erste Mal geliebt. Es war mittlerweile unzählige Jahrhunderte her und doch erinnerte er sich zu genau an alles. Ihr offener Blick, die Wärme, die Zerbrechlichkeit, als sie sich ihm öffnete. Ihm einfach alles gab, was sie besaß. Ihre Liebe. Er ließ sich auf das Bett sinken, strich über die Decke und das Kissen. Es war, als könnte er sie immer noch spüren. Als sei sie gerade erst aufgestanden und würde gleich durch diese Tür kommen, um ihm in die Arme zu fallen. Für sie hätte er alles aufgegeben. Sein Erbe, sein Königreich. Es hätte ihm gereicht, für immer an ihrer Seite zu leben. Aber das wollte sie nicht. Er sollte sich nicht so sehr für sie verändern. Sie liebe ihn, egal was er mache, wofür er sich entscheide. Sofern er es nur wirklich wolle. Ihm war klar gewesen, dass diese Erinnerungen alle wieder auftauchen würden, sobald er ein Fuß in sein Reich gesetzt hatte. Aber er wollte sie auch nicht verlieren. So sehr sie auch schmerzten, ihn an seine eigene Grausamkeit erinnerten, so sehr durfte er sie auch nicht verlieren. Denn nur sie ließen ihn nicht aufgeben. So eine lange Zeit noch. Viel mehr, als er sie bis jetzt gelebt hatte. Und doch, es als Leben zu bezeichnen, wäre eine Lüge. Sein Leben, sein wirkliches Leben, hatte er vor so langer Zeit schon verloren. Er spürte, dass sie aufgetaucht war und ging wieder in die Schatten.

In seinem Thronsaal tauchte er wieder auf. Der majestätische Sitz am Ende des Raumes überragte alles. Eine riesige Halle. Doch sie war leer. Ausgestorben, genau, wie sein Königreich. Sie stand an der rechten Wand und betrachtete ein Gemälde. Er, siegreich auf dem toten Körper eines Drachen.

„Danke.“ Sagte Kain.

Sie drehte sich um und sah ihn leicht fragend an. „Wofür?“

„Dass Du mir meine Zeit gelassen hast. Nicht einfach dort reingeplatzt bist und mich aus den Erinnerungen gerissen hast.“

Sie lächelte, zuckte mit den Schultern, sagte aber nichts. Sie kam

herüber und strich ihm über die Wange. „Sie werden bezahlen. Für alles, was sie uns angetan haben. Glaub mir mein Bruder, es wird eine Zeit für die Gerechtigkeit kommen.“

„Aber es wird kein Triumph werden.“ Stieß Kain mit lauter Stimme aus.

„Tun wir es denn dafür?“ Sie blickte ihm in die Augen, sah die Spuren, die die blutroten Tränen hinterlassen hatte und schloss ihn in die Arme.

„Es wird immer schwerer,“ sagte er, als sie sich wieder löste.

„Was?“ Fragte sie.

Er schwieg erst, sein Blick wanderte durch den Raum und er suchte die passenden Worte. „Nicht dazu zu werden. Diesem Dämon. Obwohl, das ist nicht das Schlimmste. Das Schwerste ist, nicht zu glauben, was einem das Blut sagt. Dass man genauso auch ist.“

„Du bist stark. Und es tut mir Leid. Aber den Fluch werden wir nicht von Dir nehmen können. Es gibt keinen Weg. Ich habe gesucht, das kannst du mir glauben.“

Beide schwiegen und sahen sich in stummen Einverständnis an.

„Es war genau, wie Du gesagt hast. Woher wusstest Du das?“ Fragte Kain sie jetzt.

„Das ist nur schwer zu erklären. Nenn es Visionen, Vorahnungen. Woher die kommen, weiß ich auch nicht. Ist es so gelaufen, wie es sollte?“

„Ja, ganz genau so. Und ohne Deinen Zauber, wäre ich ihr ganz sicher verfallen. Wir sollten sie einfach töten.“ Sagte Kain.

Aufgeregt packte sie ihn am Arm. „Nein, das dürfen wir nicht. Dann stirbst Du und es gibt keinen Weg, Dich zurückzuholen. Wir müssen erst die Anderen finden und dann können wir zuschlagen. Aber wir wissen noch nicht mal, wie wir sie töten können. Und denk dran, was Dich in tausenden von Jahren erwartet.“

„Wenn es so geschieht. Das wäre ein zu seltsames Spiel der Kräfte.“ Fast spöttisch sprach Kain es aus.

„Es wird geschehen. Ich habe es gesehen. Und nur die Möglichkeit, die Hoffnung, ist es doch wert zu warten. Oder irre ich mich da?“

„Nein.“ Er war bereit zu warten. Und wenn es bis zum Ende der Welt dauern sollte.

„Vergiss nicht Bruder. Sie öffnet die Tore. In dem Moment, wo sie ihn wiederholt, können auch wir eingreifen und sie befreien.“

„Wird sie denn dann noch die Gleiche sein?“ Gab Kain zu bedenken.

„Das wird sie. Aber Du wirst Dir Deine Liebe neu verdienen müssen.“

„Und das werde ich ...“ Er verstummte und fuhr dann fort: „Sie will meine Krieger.“

Ihr entwich ein Fluch. „Das dürfte ein Problem werden, aber ich habe so eine Idee.“

<<>>

Aufrecht ritt Synthia weiter in den Wald. Immer tiefer, bis das Blätterdach und die Umgebung sie von allem Anderen abschirmte. Sie ließ sich vom Pferd gleiten und fiel auf den Boden. Erschöpft, schaffte sie es nicht mal mehr, den Sturz mit den Armen aufzufangen und schlug hart auf. Eine leichte Benommenheit, die aber schnell wieder abebbte. Vor den Männern eben, wollte sie es nicht zeigen. Doch sie hatte es schon längst gespürt.

Der Kampf mit Kain hatte sie sehr viel Kraft gekostet. Sie fühlte sich ausgebrannt und ja, irgendwie hungrig. Aber es war ein anderer Hunger, der in ihr tobte, den sie sich nicht erklären oder zuordnen konnte. Ihre Wahrnehmung verschwamm und sie merkte, wie die Gedanken immer träger wurden. Aber zugleich wurde sie nicht schwächer. Sie wurde stärker. Körperlich fühlte sie Kraft erwachen, die sie nicht wegschieben oder unterdrücken konnte. Irgendetwas übernahm ihren Körper. Diese Erkenntnis wurde immer klarer und sie versuchte sich zu wehren. Aber ihr fehlte die Kraft.

Und dann bewegte sie sich. Aber ohne, dass sie es wollte oder etwas dagegen tun konnte. Hilflos, wie eingesperrt, durfte sie durch ihre Augen sehen, wie ihr Körper sich wieder aufrichtete. Sie fühlte die Präsenz von etwas Anderem. Etwas, dass sie vorher noch nie gespürt hatte. So abgrundtief böse, so verkommen und

unerbittlich. Und diese Kreatur, die jetzt ihren Körper beherrschte, hatte einen Hunger, den sie stillen wollte. Sie sah, wie sie sich in die Luft erhob. Der Wald unter ihr wurde immer kleiner. Pfeilschnell glitt sie darüber hinweg, immer schneller und schneller. Der Umstand, dass sie flog, überraschte sie, aber viel mehr machte ihr diese Hilflosigkeit zu schaffen. Sie wusste nicht, was sie tun würde und so sehr sie es auch versuchte, sie konnte ihren Körper nicht lenken. Wie eingesperrt, saß sie im hinteren Teil ihres Verstandes. Es vergingen nur Sekunden, in denen Felsen vorbei rauschten, ein Meer, wieder ein Wald, den sie noch weiter überflog. Bis zu einer Lichtung. Dort landete sie ungebremst, aber ohne Schmerzen. Ihr Körper ging weiter, unablässlich einem Ziel zugewandt, das sie schon erahnen konnte. Sie wusste, das war es, was ihren Hunger stillen würde.

Leichen verstreut auf dem Boden. Die enthaupteten Körper von Soldaten in prächtiger Rüstung. Aber ihr Körper stoppte nicht, überwand die kurze Entfernung zu einem glitzernden Zentrum. Aber was sie sah, befand sich im Innern eines muskulösen und riesigen Körpers. Ein Bärenschädel auf dem Haupt, eine riesige Hand in den Händen. Ein Krieger, der aber nicht menschlich zu sein schien. Er drehte sich um, lodernde Auge, blutrot erleuchtet. Er erhob seine Axt zum Angriff, stürmte vor und holte aus. Doch ihr Körper bewegte sich schneller, als Synthia es sich jemals hätte vorstellen können. Seine Axt ging nicht ins Leere. Sie wurde gestoppt. Synthia erkannte ihre eigene Hand auf dem Griff und entriss sie einfach seinen Händen. Er schien genauso überrascht zu sein, wie sie selbst. Doch ihr Körper zögerte nicht. Er packte den Krieger am Hals und schmiss ihn zu Boden. Sie lag jetzt auf ihm und merkte, wie sie in sein Inneres griff. Aber nicht mit den Händen. Ihre Hände drückten seine Arme auf den Boden. Er wand und wehrte sich mit aller Kraft, doch er war hilflos und hatte keine Chance. Erst wie Schlieren fuhr es aus seiner Brust. Ein gleißendes Licht, funkelnd, wie der Kern der Sonne selber. Im Innern eine dunkelrote Glut, doch es erhellte nicht die Nacht. Stück für Stück verließ es seinen Körper und näherte sich dem Ihren. Dann, war es von ihm gelöst und versank in ihr selbst. Sie wurde nach hinten geschleudert, landete mit dem Hinterkopf auf

einem Stein. Keine Schmerzen, keine Benommenheit. Nur eine riesige Kraft, die wie von einem Zentrum aus, sich innerlich immer weiter ausbreitete. Das pure Leben, reine Energie pulsierte durch ihre Adern. Aber es war nicht das Blut, das es transportierte. Eher wie Netze, Ströme aus Macht, die sie durchdrangen. Synthia versuchte sich aufzurichten und schaffte es. Sie hatte die Kontrolle wieder. Sie war nicht verwirrt, nicht mehr ängstlich, diese seltsame Nahrung gab ihr unendliche Kraft. Aber sie spürte ebenso, dass es nicht vorbei war.

Sie ging hinüber zu dem Krieger. Er lag noch am Boden. Die Augen in Entsetzen geweitet, die Haut ausgemergelt und vertrocknet. Er schien um Jahrzehnte gealtert zu sein. Und er war tot.

Das war es, was sie brauchte, um ihre Macht zu erhalten? Seelen? Aber nicht von Menschen, so wie es aussah. Sondern von anderen Wesen? Übernatürlichen Wesen?

„Du brauchst nur ihre Macht, um Deine zu erhalten.“ Eine Frauenstimme.

Synthia drehte sich um und erkannte eine Schönheit in weißem Kleid. Schwarze Haare und graue Augen, die sie freundlich anblickten. Hatte sie alles gesehen?

Synthia senkte den Blick zu Boden. Sie fühlte Scham und Reue. War sie selber jetzt ein Dämon?

Die Frau kam näher. „Nein. Tu das nicht.“ Sie berührte Synthia am Kinn und führte ihr Gesicht wieder nach oben. „Da ist nichts Böses dran. Das ist es, wozu wir geschaffen wurden. Aber Du weißt noch wenig, nicht wahr?“

Synthia nickte nur.

„Ich werde Dir erklären, was ich weiß. Aber nicht hier. Das ist kein guter Platz zum Reden. Denn er war nicht alleine.“ Wie beiläufig zeigte sie auf die ausgemergelte Leiche des Kriegers. „Komm“ und dann ergriff die Frau ihre Hand und Synthia ließ sich führen. Es war seltsam, aber irgendwie wusste sie, dass sie der Frau vertrauen konnte. Sie huschten zwischen den Bäumen hindurch. Synthia fiel auf, wie tänzelnd sich diese Frau bewegte. Ihre Füße berührten nur leicht den Boden, wick den Pflanzen aus, als versuche sie, sie nicht zu zerdrücken. Wie von selbst,

passten sich ihre weißen Stoffschuhe jeder Wölbung an, als kenne sie jede Wurzel, jedes Loch und jeden Stein hier im Wald. Das war natürlich lächerlich. Und doch schien diese Frau, wie ein Teil der Natur selbst. Bemüht, keine Spuren bei ihrem Weg durch sie, zu hinterlassen. Synthia versuchte sich genauso zu bewegen. Aber es war schwieriger, als es bei der Frau aussah. Und dann stolperte sie und wäre ganz sicher hingefallen, wenn diese Frau sie nicht im letzten Moment aufgefangen hätte. Die Frau fing an zu lachen und Synthia kam sich vor wie ein Tollpatsch, lief rot an, wie eine pralle Tomate.

„Willst Du wissen, wie das geht?“ Fragte die Frau sie mit amüsiertem Gesichtsausdruck. Stumm nickte Synthia nur. Aber die Frau lachte sie nicht aus, wie sie bemerkte. Sie schien sich einfach nur zu amüsieren und blickte sie sehr offen und freundlich an.

„Schließ einfach mal die Augen.“ Synthia blickte sie an und die Frau nickte ermutigend. „Mach ruhig. Keine Angst, Dir passiert nichts.“

Für einen Moment hatte Synthia Zweifel. War es nicht so, dass wenn jemand von keiner Gefahr sprach, man sich lieber Gedanken machte, warum er das sagte? Und wenn man keine Angst haben sollte, man erst recht misstrauisch wurde? Aber das war natürlich lächerlich. Von dieser Frau ging keine Gefahr aus, das konnte Synthia spüren. Sie tat es dann doch und schloss die Augen.

„Und nun versuch Dich innerlich zu beruhigen. Lausch in Dich selbst. Atme gleichmäßig ein und aus. Immer tiefer. Bis Du nur noch Deinen eigenen Herzschlag hörst. Stell alle Gedanken ab. Sorgen, Zweifel und Ängste.“ Für kurze Zeit verstummte die Stimme.

Synthia versuchte das hinzubekommen, was von ihr verlangt wurde. Und seltsamerweise, fiel es ihr sehr leicht. Mühelos schaffte sie es, den Kampf von eben zu vergessen, den Hunger, den sie auf so seltsame Weise gestillt hatte und auch die Sorge, um ihre Tochter. Wie die Frau es gesagt hatte, wurde es still in ihr. Keine Gedanken mehr, auch keine Zeit, die spürbar verging. Einfach nur Ruhe und Stille.

„Jetzt lausche auf die Natur. Hier um Dich herum. Nimm das wahr, von dem Dich Deine menschliche Seite abgelenkt hat.“

Synthia sperrte ihre Sinne auf. Erst spürte sie nur einen Windhauch auf der Wange. Er strich über ihr Haar und fand nur ganz leicht auch den Weg in ihr Ohr. Und dann kam noch mehr. Das Rauschen der Blätter über ihr. Ein leiser Takt der knarrenden Äste, die darauf antworteten. Wie ein Wogen, ein zu schnell überhörtes Rascheln in den Halmen der Gräser am Erdreich. Umso mehr sie sich darauf einließ, um so mehr nahm sie wahr. Aber es waren nicht nur die Geräusche. Wie eine Berührung fühlte sie nun auch das Mondlicht auf ihrer Haut. Viel mehr noch, wie es auch innerlich sie zu berühren schien.

„Öffne Deine Augen jetzt wieder.“

Synthia tat auch das. Es war alles genauso wie vorher. Aber es schien sich auch verändert zu haben. Nicht nur ein Wald, durch den sie hindurch lief. Eher wie ein Wesen, das mit ihr in Verbindung stand, auf unerklärliche Weise mit ihr sprach und sie willkommen hieß. Die Frau ergriff wieder ihre Hand. „Nun folge mir. Lass Dich aber von der Natur führen.“

Sie machten sich wieder auf den Weg. Synthia versuchte nicht durch die Natur zu tänzeln. Es geschah einfach. Wie von selbst, wusste sie, wo sie ihren Fuß hinsetzen durfte, und wo nicht. Dort war der Eingang zu einem unterirdischen Gängesystem. Nur winzig und nicht zu sehen. Aber Synthia wusste es einfach, fing die Bestrebsamkeit der unterirdischen Arbeiter auf. An anderer Stelle ein Wurm, der sich vorsichtig aus der Erde herausschob und nicht von ihrem Tritt unterbrochen wurde, da sie ihm auswich. Ein leiser Jäger, der mit breiten Schwingen über ihr durch das Blätterdach streifte. Nicht zu hören und lautlos. Und doch nahm Synthia ihn wahr. Dieses Erlebnis war berauschend. Wie eine ganz neue Welt, die sie betrat. Jeden Tag war sie durch den Wald gegangen, war mit der Natur in Berührung gekommen. Sie war blind und taub gewesen. Still bat sie um Verzeihung. Es antwortete niemand, aber Synthia wusste, dass sie gehört worden war.

Sie huschten immer weiter durch den Wald. Die Frau beschleunigte das Tempo und Synthia konnte ohne Mühe folgen.

Bald schon endete der Wald und sie wäre über eine Klippe gestürzt, wenn diese Frau sie nicht gestoppt hätte. Fragend blickte Synthia sie an. Unter ihnen war eine Schlucht, Geröll und Felsen. Aber nirgends ein Weg, der hinunterführte. Nur ein steiler Abhang.

„Wir müssen springen. Hab keine Angst, Dir geschieht nichts.“ Und dann sprang diese Frau einfach hinunter. Synthia konnte erkennen, dass es absolut kein sanfter Aufprall gewesen war. Doch die Frau erhob sich wieder. Synthia zögerte. Sie suchte die Umgebung nach einem Ausweg ab. Aber es gab keine Möglichkeit, um herunter zu kommen. So ließ sie sich auch einfach über den Vorsprung fallen. Sie flog einige Sekunden und landete dann ungebremst. Sie spürte, wie Knochen, ihr Körper, unnatürlich verformt wurden. Sie wartete auf die Schmerzen, die unerträglich kommen mussten. Aber sie blieben aus. Leichte Schmerzen nur, abgedämpft und schon merkte sie, wie sich ihre Knochen neu formten und zusammenfügten. Als Synthia sich wieder vom Boden aufrichtete, sagte sie nur: „Das muss ich wirklich nicht öfter haben.“

„Ich weiß, es ist gewöhnungsbedürftig. Aber Du musst zugeben, dass es so viel schneller geht.“ Synthia nickte nur. Die Frau lief schon wieder voraus und Synthia folgte. „Wohin bringst Du mich?“ Rief sie der Frau zu. So langsam wurde es schon seltsam. „Wir sind gleich da,“ bekam sie nur zur Antwort, ohne dass die Frau sich auch nur umdrehte. So ging es noch einige Zeit weiter, bis sie endlich den Eingang zu einer Höhle erreichten. Es ging tief hinab in den Bauch des Berges, in dunkle Winkel und Ecken, bis die Frau endlich stehen blieb und sich leicht tänzelnd umdrehte. „Hier können wir die Nacht verbringen, ohne dass uns jemand findet. Egal, wer oder was auch immer durch die Wälder streift.“ Synthia blickte sich um. Eine karge Höhle, die keinerlei Bezug zu einer Behausung hatte. In der Mitte die abgebrannten Spuren eines Lagerfeuers, ein paar Strohmatten auf dem Boden verteilt und Decken, die nicht stark verschmutzt aber auch nicht sauber waren. Synthia blickte sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

„Ich weiß“, kam es mit einem Lachen von der Frau. „Nicht sehr

bequem, aber nützlich. Und vor allem vermutet uns hier keiner. So sind wir erstmal sicher und ungestört.“

„Sicher?“ Fragte Synthia sie. „Gibt es denn Gefahr da draußen, für uns?“

Die Frau ging hinüber zu der Asche, sprach ein paar Worte und ein Feuer entstand, dass dieser kargen Behausung eine angenehme Wärme verlieh.

„Oh ja. Wir sind unsterblich, fast unverwundbar, aber auch wir können getötet werden. Von unseresgleichen, wenn Du so willst.“

Synthia nahm auf einer der Decken Platz, wie es auch die Frau getan hatte und beobachtete das Schattenspiel an den Wänden.

„Du hast mir noch nicht gesagt, wer Du bist. Und warum Du mir hilfst. Und was meinst du mit unseresgleichen?“ So viele Fragen, so vieles, dass sie noch nicht verstand. Hatte sie den Weg zu leichtfertig beschritten? Diesen seltsamen Pakt zu schnell geschlossen?

„Ich heiße Lilith. Zu dieser Zeit. Ich hatte schon viele Namen. Aber die Anderen sind nicht mehr von Bedeutung. Wer ich bin und warum ich Dir helfe? In gewisser Weise sind wir gleich und doch auch nicht. Über Ecken sind wir sogar verwandt und könnten Schwestern sein. Aber wie die Umstände es wollen, sind wir eigentlich Feinde.“ Lilith sprach das so ruhig aus, als wenn das keine riesen Begebenheit sei.

„Feinde?“ Synthia sprang auf und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an. Doch die grauen Augen antworteten weiter mit offenem Blick.

„Setz Dich wieder, ich bin keine Gefahr für Dich. Wollte ich Dir etwas tun, so hätte ich es bereits. Unsere Feinde sind die Gleichen. Also macht uns das nicht wieder zu Verbündeten?“

„Du sprichst sehr vage.“

„Ich weiß. Ich versuche Dich langsam an alles heranzuführen. Denn so wie es aussieht, weißt Du gar nichts.“

„Nein“, antwortete Synthia. „Es war immer ein großes Geheimnis, von dem die Wenigsten wussten.“

„Auch Dein Bruder, der große Zauberer nicht?“ Fragte Lilith, wie aus heiterem Himmel.

Jetzt beschlich Synthia doch das Misstrauen. „Du kennst meinen

Bruder?“ Was wusste sie noch alles?

„Kennen ist zu viel gesagt. Aber Merlins Taten, den Geschichten darüber, aus dem Weg zu gehen, ist nicht einfach.“

„Ja, der große Held. Unfehlbar und rein im Glauben.“ Synthia konnte nicht verhindern, dass sich ein Anflug von Bitterkeit in die Worte einschlich.

„Er weiß es also nicht.“ Stellte Lilith fest und Synthia nickt.

„Kommen wir zu unserem gemeinsamem Ursprung. ... Sagt Dir Odin etwas?“

Synthia überlegte kurz, musste aber den Kopf schütteln. „Einer der Naturgötter, oder?“

„Ein Naturgott. Das ist witzig.“ Lilith musste lachen und Synthia kam sich ziemlich lächerlich vor. „Entschuldige“, unterbrach Lilith sich selber. „Aber diese Vorstellung war einfach zu komisch.“

Sie schwieg einen Moment und Synthia konnte erkennen, dass sie nach den richtigen Worten suchte.

„Du kennst die mythologische Bedeutung von Engeln? Die Boten und Vollstrecker des Gottes?“ Fragte Lilith.

„Ja, damit bin ich vertraut.“ Antwortete Synthia.

„Nun, gewissermaßen sind wir nichts Anderes. Odin ist unser Gott und wir sind seine Frauen. Zu dieser Zeit nennt man uns noch Walküren, obwohl die wenigsten wirklich wissen, was das bedeutet. Zu alten Zeiten, die selbst nicht mehr in den Aufzeichnungen zu finden sind, war es unsere Aufgabe, die gefallenen Krieger einer Schlacht, die mutigsten und stärksten durch unseren Kuss, seiner Armee zuzuführen, die den Weltuntergang verhindern sollte. Jede von uns Walküren hat eine besondere Gabe und diese Gabe geben wir durch unseren magischen Kuss weiter. Nicht nur an die Toten, ebenso an die Lebenden. Die Vampire, Werwölfe und auch das Wesen, der Berserker, den Du eben getötet hast, entstammen unserer Macht.“

„Ihr habt sie erschaffen“ Entfuhr es Synthia.

„Nicht wir, meine Schwestern. Ich will genauso wie Du, dass sie vernichtet werden. Wir haben gemeinsame Feinde. Das Schrecken, das Leid und die Pein, die sie über diese Welt gebracht

haben, muss aufhören. Wir gehören nicht mehr in diese Welt.“

„Was meinst Du damit?“ Fragte Synthia.

„Die Schlacht um diese Erde mit den anderen Wesen hat nie stattgefunden. Odin selber hat einen Weg gefunden, sie zu verbannen. Der Preis dafür war, dass er ebenso eingesperrt wurde. Er und seine Brüder, Vili und Ve, die seit Anbeginn der Zeit im Krieg lagen. Nur zu dieser Zeit verbündeten sie sich und wendeten die Schlacht ab, die einen Weltuntergang und den Neubeginn bedeutet hätte. Wir sind nur noch die Überbleibsel davon. Ohne Sinn und Ziel auf Ewigkeit in dieser Welt gefangen.“ Lilith verstummte und sah geistesabwesend in die Flammen.

„Das heißt, ich entstamme Odin? All meine Magie? Die Magie meines Bruders?“ Musste Synthia einfach wissen. Das stand in keiner Aufzeichnung, in keinem Schriftstück ihres Vaters.

„Nein. Dein Ursprung ist in Ve zu finden. Dem Bruder Odins. Das heißt, eigentlich wären wir Feinde. Und ehrlich gesagt, sehen meine Schwestern das immer noch so. Willst Du ihnen zuvor kommen, so musst Du sie töten. Der Fluch, die Vampire, die Wölfe, hört erst auf, wenn sie tot sind. Es sind meine Schwestern und doch würden sie es nie akzeptieren, dass sie sich zurückziehen müssen. Es gibt keinen anderen Weg, leider nicht. Aber ebenso ist es die einzige Möglichkeit Deinen Hunger zu stillen. Denn das ist es, wonach Du gierst. Unserer Kraft.“

„Was ist mit Dir? Du erschaffst auch solche Wesen?“ Dann müsste ich Dich ebenso töten, wenn es aufhören soll, beendete Synthia den Satz in Gedanken.

„Nein. Als einzige kann ich das nicht.“ Sagte Lilith und Synthia glaubte ihr.

Die Stunden vergingen, wo Lilith ihr von der Vorzeit erzählte, wie sie verehrt und angebetet wurden. Bis ihr Gott einfach verschwand und sie selber überflüssig wurden. Lilith beschrieb ihr den Weg zu einer Höhle. Dort würde sie Demihah finden und sie töten müssen. Doch sollte sie das nicht vor Tagesanbruch machen, denn sie habe ihre Wölfe bei sich und würde sie ohne Zögern angreifen.

Lilith weinte um ihre Schwestern und Synthia versuchte sie zu

trösten. Der Preis musste bezahlt werden, wenn diese Welt gereinigt werden sollte. Was für ein Opfer von Lilith, dass sie zum Wohle der Welt, ihre Schwestern opfern wollte. Sie redeten noch lange. Und bald schliefen sie ein. Synthia war dankbar für die Freundin, die man ihr geschickt hatte.

Kapitel IV

Weißer Blitze hing ein Moment in der Luft, nachdem sie verschwunden war. Seine Schwester. Sie hatte ihn im richtigen Moment geweckt, bevor er sich ganz verlieren konnte. Und auch jetzt war sie sein Anker, der ihn daran hinderte, ganz zu dieser Kreatur, diesem Wesen zu werden. Es schlummerte immer in ihm. Unbemerkt schlich es sich an und umnebelte seinen Verstand, bis er nichts mehr wollte, als diesem Ruf zu folgen. Aber das würde nicht geschehen. Das durfte nicht passieren. Und doch würde es unweigerlich irgendwann so weit sein. Das Licht, der strahlende Ritter im Dienste des Guten, bestand nur noch in seiner Erinnerung. So sehr es auch wollte. Er war das nicht mehr. Aber es war kein guter Zeitpunkt um an sich zu zweifeln. Er musste den Weg weitergehen. Wenn er sie wiederhaben wollte, so hatte er keine Wahl. Und es würde eine Zeit kommen, da würde die ganze Brut dafür bezahlen, was sie ihm angetan hatte.

Er versuchte es zu ignorieren. Aber er konnte nicht. Es störte ihn, dass diese Kriegerin, diese Magierin dieser Dimension ihm gewachsen war. Wenn sie ihn so leicht besiegen konnte, wie wollte er weit Stärkeres in die Knie zwingen?

Er musste den Schritt gehen, vor dem er noch zurückgeschreckt war. Denn es würde sein Schicksal endgültig besiegeln. Aber war es das nicht bereits? Seine Schwester wusste nichts davon und das sollte auch so bleiben. Sie musste nicht alles erfahren.

Er ging in die Schatten. Aber anders, als immer zuvor, verließ er sie diesmal nicht. Er kniete sich hin, faltete die Hände und konzentrierte sich, bis er vollkommen ruhig war. Er konnte diese Bindung in sich spüren. Das Band, das ihn an die Schatten knüpfte. Aber er bemerkte jetzt auch dieses Drängen. Es wollte sich vermischen. Mit diesem Dunkel, dem Verborgenen und der Nichtexistenz. Er ließ es zu. Das erste Mal seit er erschaffen worden war. Er spürte, wie es immer kälter in ihm wurde. Jedes Lebendige abzusterben schien und nichts mehr zurückließ. Und wirklich. Sein Körper löste sich auf. Erst verschwamm er selber nur und dann wurde er zu einer Masse, die jede Form verlor. Er wurde eins mit den Schatten ringsum. Er selber hörte auf zu existieren und wurde ein Teil dieser Macht. Auf einmal strömte es

in ihn. Wissen, Bilder, Mächte, so intensiv, so klar und schneidend, dass er unter äußersten Schmerzen aufschreien wollte. Aber es ging nicht. Er besaß keinen Körper mehr. Wie ein Ertrinkende sank er immer tiefer hinein, ohne, dass er sich wehren oder noch befreien konnte. Und er gab auf. Er sah Visionen, die er bald als Bilder anderer Leben erkannte. Worte, die in ihn wehten und Geheimnisse flüsterten. In jeder Sprache, die diese Welt jemals berührt hatte. Nicht beschränkt auf eine Dimension oder eine Zeit. Und er verstand alles. Wie ein Puzzle setzte sich alles von selber zusammen und zeichnete ein Gesamtbild, das ihn von Grund auf veränderte. Aber im Grunde tat er das nicht. Die Zeit verging und bald fand er sich in seinem Körper wieder. Kniend und unverändert. Von Außen. Innerlich befand sich dagegen jetzt noch etwas Anderes. Nicht mehr nur die Schatten als Verbindung. Sie selber schienen jetzt in ihm zu leben. Er verließ das Reich wieder und landete im Übungssaal.

Die Schwerter rostig auf den Gestellen an den Wänden. Die Holzatrappen von Spinnweben behangen und mit grauer Staubschicht bedeckt. Ein Schlag von ihm und sie würden zusammenfallen. Aber es ging nicht um Kraft. Er wusste, dass er jetzt etwas konnte und wollte es doch noch nicht glauben.

Ein kurzer Wink mit dem Arm und die Schatten ringsum fingen an zu tanzen. Sie umkreisten sich und bildeten einen Kreis. Einen Raum, indem die Zeit stehenblieb. Außer für ihn. Dabei war auch die Zeit nicht von Bedeutung. Dafür nicht.

Im Raum befanden sich 20 dieser Holzatrappen. Kain wusste nicht genau, wie er es machen sollte. Es sich vorstellen? Und während er nur darüber nachdachte, geschah es einfach. Aus dem Boden zur Seite jeder Attrappe stiegen sie aus dem Boden. Aus Schatten geformt, doch viel mehr als das. Wesen mit Gestalt, mit Rüstung und Schwert. Ebenbilder seiner Gestalt, die genau so stark und schnell wie er selber waren. Ein jeder schlug zu und das Holz fiel bröselnd zu Boden. Die Gestalten verschwanden wieder im Boden. Ohne Zweifel, zurück in die Schatten.

Er lachte. Er brauchte keine Armee. Er konnte sie herbeirufen, sie bilden und kämpfen lassen, wie und wann er wollte.

Aber er musste Lilith eine Armee geben, damit sie ihm vertraute und es so lief, wie es seine Schwester versprochen hatte. Bis dahin würde er für sich behalten, was er konnte. Welche Mächte ihm nun dienten. Es konnte hilfreich sein, so etwas in der Rückhand zu haben.

Es knisterte in der Luft. Kleine Lichtblitze, die auf ein Zentrum schlugen und dann war sie wieder da. Überrascht sah er sie an. Denn sie lächelte...

„Ich hatte Recht. Es gibt eine Möglichkeit, wie Du ihr die Krieger geben kannst.“ Sagte sie.

„Und wie? Ich dachte, wir hätten hier alles Leben ausgelöscht, damit es nicht mehr dem Fluch verfallen kann. Und ich meine mich zu erinnern, dass wir sehr genau waren.“ Sagte Kain verwundert.

„Das waren wir auch. Dennoch hat etwas überlebt. Wir haben es einfach übersehen. Du konntest es nicht spüren, da sie nicht rein menschlich waren. Oder weniger menschlich, als sie sein sollten. Mehr wie Tiere. Und deswegen unsichtbar für Dich.“

Kain konnte sich darauf keinen Reim machen. Aber er wusste, dass sie es ihm gleich zeigen würde. Und dabei irrte er sich nicht. Es war befremdlich auf diese Weise zu reisen. An seine eigenen Schattensprünge hatte er sich mit den Jahren gewöhnt. Aber mit ihr? Dieses Durchschreiten der Wirklichkeit? Es war, als wanderte man wie ein Geist durch Raum und Zeit. Man konnte die Welt vorbeifliegen sehen, dabei war der Fortgang wie eingefroren. Die Frage war nur, ob sie selber sich so durch diesen Raum neben der Wirklichkeit bewegten, oder ob die normale Zeit angehalten würde, damit sie hindurch schlüpfen konnten. Seine Schwester hatte mal versucht es ihm zu erklären. Aber damals hatte er ihr nicht zugehört. Er hatte geglaubt, er müsse es nicht wissen. Er wollte nicht zu Nahe in Berührung mit diesen Mächten kommen. Und nun war er selber so eine Macht.

„Was meinst Du?“ Fragte sie ihn. Kain steuerte seine Gedanken wieder in den Raum, in dem sie sich befanden. Von hier aus hatte er den Blick über alles. Die Tunnel führten sehr tief in den Berg hinein und endeten in einer riesigen Höhle. Bäume, ein kleiner See und sogar Behausungen, die aus Holz und Seil

zusammengebaut worden waren. Es war wie der Teil einer anderen Welt. Hier wuchsen Gräser, Pflanzen und sogar kleinere Tiere, die sich im Dickicht schlängelten. „Das ist unglaublich. Wie kann das hier bestehen, Marla?“ Fragte Kain nach einem Moment. Das war ein Wunder.

„Ich weiß es auch nicht genau. Es muss mit diesem Stein zusammen hängen, der an der Decke hängt. Er gibt ein Licht aus, wie damals die Sonne. Darunter konnte alles wachsen.“ Versuchte Marla es in Worte zu fassen.

„Aber es ist kein Sonnenlicht, denn es schadet mir nicht.“ Sagte Kain. Ein Wunder. Und vielleicht sogar die Möglichkeit, seinem Reich wieder Leben einzuhauchen.

„Vergiss nicht warum wir hier sind,“ unterbrach Marla einfach seine Gedanken.

„Habe ich nicht. Aber erkennst Du nicht auch die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben?“ Antwortete Kain und fuhr fort: „Wir könnten diese Welt neu wachsen lassen. Nur bräuchten wir einen größeren Stein davon.“

„Ich vermute, er kommt aus den Weiten des Alls. Die Götter müssen ihn geschickt haben.“ Sagte Marla.

„Die Götter.“ Verbittert stieß Kain die Worte aus. „Sie haben sich doch nie um uns geschert.“

Marla antwortete nicht. Sie sah das doch etwas anders. Aber das war nicht der Ort und die Zeit für so eine Unterhaltung. „Siehst Du sie dort unten?“

Das konnte Kain. Vielleicht sogar besser als sie. Sie gingen vornüber gebeugt, fast auf die Hände gestützt und erklimmen die Bäume. Er konnte spüren, dass sie einen menschlichen Geist hatten und doch waren sie wie Tiere. Kein erhabener Verstand. Nur Instinkte, die sie sich auch so verhalten ließ. Tiere. Wie konnten das seine Krieger werden? Verfilzte Haare, in Pelze gekleidet, ungepflegt und verwildert.

„Es gibt eine Möglichkeit, wie ich sagte. Du verwandelst sie und ich lasse sie altern. Das gibt ihnen Macht und durch Deinen Fluch auch Verstand.“ Sagte Marla.

So sehr er sich auch dagegen wehren wollte, diese Kreaturen zu verwandeln, so hatte sie doch Recht. Und so machten sie sich ans

Werk.

<<>>

Lilith schlich sich noch vor Anbruch des Tages aus der Höhle. Sie wollte Synthia nicht wecken. Sie würden sich noch früh genug wiedersehen. Und bis dahin musste noch Einiges getan werden.

Draußen wurde sie bereits erwartet. Eine junge Frau, kastanienfarbene Haare, braune Augen, saß wie versteinert auf einem abgestorbenen Baum. Sie sprang herunter und landete neben Lilith. Ihre junge Stimme erklang hell und in Tönen, zu denen nur Kinder fähig waren. Genau das war sie auch. Im Alter von 14 Jahren gestorben. Eine Schande. Sie wäre die mächtigste Hexe aller Zeiten geworden. Tintaja, wie sie sich nannte. Nur Lilith kannte ihren echten Namen. Sie hatte sie gerettet, dem Griff des Todes und der Hölle entrissen. Ein simples Abkommen, das Lilith die uneingeschränkte Ergebenheit von Tintaja sicherte. Aber Lilith war sich darüber im Klaren, dass sie ihr ganz und gar niemals trauen durfte. Solange sie sich an den Plan hielt, wäre es kein Problem. Nur ihr niemals unvorsichtig den Rücken zuwenden. Nicht ohne Grund war sie vorzeitig in der Hölle gelandet. Sie hätte dem Teufel selber Konkurrenz machen können.

„Und, wie lief es? Hat sie es geschluckt?“ Fragte Tintaja und ließ eine blaue Flamme über die Finger tanzen.

„Das geht Dich nicht an. Hast Du Deinen Teil erfüllt?“ Zu sehr einweihen durfte Lilith sie nicht. Sie würde es nur für eigene Zwecke missbrauchen. Umso weniger sie wirklich wusste, umso besser.

„Ja, habe ich. Es war nicht besonders schwer. Er hat die Visionen geschluckt, die ich ihm geschickt habe. Viel zu einfach, wenn Du mich fragst.“ Tintaja ließ die Flammen über die Arme tanzen und erhob sie in den Morgenhimmel.

„Wie ein Dämon,“ schoss es Lilith in die Gedanken. Sie schüttelte es ab. Nur ein Kind, das spielte. „Merlin hat doch nichts geahnt?“ Lilith versuchte die Wahrheit in Tintaja`s Miene zu lesen. Aber das war unmöglich.

„Wie sollte er? Ich bin viel mächtiger als er. Kinderleicht könnte ich ihn töten. Warum lässt Du es mich nicht tun?“ Vorgezogene

Lippen, ein schmollender Mund. Aber nur gespielt. Dann lachte sie wieder und fing an drehend zu tanzen.

Lilith packte sie grob am Arm. „Hör auf damit.“ Eine versteinerte Miene und funkelnde Augen. Und für einen Moment fuhr Tintaja zusammen. „Das ist zu ernst für Deine Spiele. Willst Du irgendwann frei sein, so musst Du Dich an den Plan halten. Verstanden?“

Es war wie eine Frage gestellt, aber Tintaja erkannte, dass nur eine Antwort erlaubt war. „Ja. Natürlich.“

„Ich frage also nochmal. Hat Merlin irgendetwas geahnt?“

„Nein. Er hat es direkt als Nachricht von den Geistern aufgenommen. Als Vision der Zukunft.“ Sagte Tintaja.

„Gut. Und nun verschwinde, bevor Synthia Dich erblickt. Es steht zu viel auf dem Spiel, als dass wir etwas riskieren könnten.“

„Ja, Mam,“ sagte Tintaja und machte einen Knicks zu Boden.

Lilith hob einen Stein auf und warf ihn nach ihr. Schallendes Gelächter eines Kindes. Doch an ihrer Stelle knisterte nur noch die Luft und der Stein traf ins Leere.

Sie war wirklich ungezügelt und nicht zu kontrollieren. Aber leider brauchte Lilith sie. Wenn alles funktionieren sollte, war sie von entscheidender Bedeutung.

Jetzt musste sie zu Samuel. Sie brauchte seine Krieger. Und das, ohne dass sie ihm verraten durfte, wozu.

<<>>

Es war so verlaufen, wie Marla es vorausgesagt hatte. Kain selber konnte den Unterschied zu den neu erschaffenen Kriegern nur schwer feststellen. Einzig sein Verstand sagte ihm, dass sie nur durch Magie so sehr gealtert waren.

Marla trieb ihn zu Eile an, doch er wollte noch etwas überprüfen. Der Stein, dieser Stern in der Höhle. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Er wollte wissen, woher er kam. Er konnte einen Funken Hoffnung in die Zukunft bringen, die Marla vorausgesehen hatte. Vielleicht sogar diese Welt retten? Sein Reich und das Reich, das Lilith verdammen würde. Es gab nur einen Ort, wo er Antworten über die Sterne finden konnte. Nur einen in seiner Gefolgschaft, der sich dafür interessiert hatte.

Naritus. Wie auch alle Anderen, musste Kain ihn töten, nachdem der Fluch sie befallen hatte. Aber er wusste, dass Naritus sehr genau arbeitete. Er hatte Skizzen vom Himmel angefertigt, den Stellungen der Sterne und deren Bahnen. Damals hatte Kain das für verschwendete Zeit gehalten. Er hatte genug in seinem Reich zu tun. Warum sich um den Himmel sorgen? Aber jetzt? Wo sich alles so sehr verändert hatte und noch mehr auf sie zu kam? Er konnte es sich nicht leisten, wenigstens mal nachzusehen.

Und so wühlte er sich durch die Unterlagen. Schriften über das Universum. Naritus beschrieb darin eine Ordnung. Es gäbe ein Universum mit vielen Welten darin. Aber nur wenige Dimensionen, die an diese angrenzten und von jeder Welt erreichbar seien. Himmel, Hölle, Schatten und was der Mensch sich noch alles hatte einfallen lassen, waren sehr wahrscheinlich solche Dimensionen. Nur mit Magie könne man in sie wechseln. Kain musste zugeben, dass Naritus da Recht gehabt hatte. Die Schatten kannte er selber doch zu gut. Dann stieß er auf ein Pergament, worauf sich wieder eine Skizze befand. Die Namen Odin, Ve und Vili auf einer Seite des Blattes. Auf der anderen Seite die Worte: *Riesen, Rasse der Dimara, Schattengeschlecht*. Sie beide waren mit einer Linie versehen, die zu einem Wort führte. *Ragnarök*. Daneben die hingekrizelten Worte: *Weltuntergang, Verbannung beider Mächte in ein anderes Universum. Nur durch ein Portal zu erreichen*.

So etwas hatte Kain nicht vermutet in Naritus Unterlagen zu finden. Marla hatte ihm gesagt, dass sie vorausgesehen habe, dass Lilith ein Tor öffnen wolle, um jemanden zu befreien. Ein Portal, durch das er sich selber auch seine Liebe wiederholen könne. Es würde nur Jahrtausende dauern. Hing das damit zusammen? Kain konnte das nicht erkennen und doch beschlich ihn ein ungutes Gefühl. Er blätterte weiter und fand viel mehr solcher Skizzen. Eine Karte von Planeten des Universums. Und dann stieß Kain auf ein Abbild des Sternes, den er in der Höhle gesehen hatte. Naritus schrieb, dass es einmal eine Sonne gewesen sei. Er vermutete, dass es noch mehr Menschen im All geben könne, die wie sie unter der Sonne geboren waren. Da hatte Naritus Unrecht. Wie sie, traf es nicht mehr ganz. In seinem Reich

befand sich keine Sonne mehr. Kain entdeckte ein gefaltetes Blatt und breitete es aus. Darauf wieder nur eine Skizze. Sie beschrieb den Weg des Sternes aus der Höhle. Naritus hatte es geschafft, den Weg zurück zu berechnen. Es führte geradewegs zu einen anderen Planeten, der einmal zwei Sonnen gehabt hätte. *Menschen? Eine gleiche Welt voller Leben?* Stand daneben gekritzelt.

Naritus war da etwas auf der Spur gewesen. Es gab noch eine Welt? Noch eine Welt voller Menschen? Kain setzte sich auf den Stuhl und dachte einen Moment nach. Immer wieder glitt sein Blick über die Karte zu diesem Planeten. Sein Reich war verloren. Lilith würde ihre Welt in den Abgrund schicken. Er konnte und durfte sie nicht aufhalten, wenn er seine Liebe wieder finden wollte. Dieser Planet, so weit entfernt, könnte seine Rettung sein. Wenn er seine Liebe aus dem Reich der Toten befreite und sie dorthin brachte, könnte sie normal leben. Unberührt von allen Wesen, die diese Reiche verdorben hatten.

Ein Sprung durch die Schatten auf so eine Entfernung? Unmöglich, wenn er nicht schon mal dort gewesen war. Er würde im All landen, auf ewig verloren treiben. Er musste also zuerst dorthin. Aber wie?

Er stand vom Stuhl wieder auf und wollte den Raum verlassen. Vielleicht wusste Marla eine Antwort? Aber er wollte es ihr nicht erzählen. Diese Welt war unberührt. Es durfte keiner erfahren, dass es sie gab.

Es funkelte. Nur einen Moment glitzerte es am Boden. Kain zögerte, drehte um und betrachtete den Gegenstand genauer. Es war ein Riegel, den Kain nun zog. Es knirschte Stein, der sich mühselig wie von selbst bewegte und eine Treppe freigab, die unter die Erde führte.

Kain stieg hinab. Was er dort unten entdeckte, war die Lösung. Aufgebahrt auf simplen Stein, stand eine Truhe. Eine Truhe, in der ein Mensch oder auch ein Wesen wie er, Platz hatte. „Oh, Naritus. Hätte ich Dir nur einmal wirklich zugehört.“ Schickte Kain die Worte hinaus. Ohne Zögern legte er sich in die Truhe und sie schloss sich von selbst. Jahrtausende würde er reisen. Hoffentlich war es das wert. Ein Mechanismus wurde gestartet. Räder und Magie, die die Eisenkiste in Gänge hinab gleiten ließ.

Wo sie immer weiter beschleunigte, bis sie durch eine Öffnung im Boden zum Himmel schoss. Immer kleiner wurde sie am Horizont und trieb scheinbar ohne Ziel ins All.

<<>>

Marla wartet auf dem Vorplatz mit den Kriegern. Sie wird Kain helfen, sie hinüber zu bringen. Sie sieht nicht, was in weiter Ferne ins All fliegt. Sie wartet.

Es knirscht, es zischt und Flammen schlagen aus der Burg. Marla fährt herum. In dem Moment verlässt Kain den Eingang. Nicht eine Sekunde zu früh. Denn hinter ihm bricht es schon auseinander. Marla sieht ihn erstaunt an.

„Wir brauchen es nicht mehr.“ Sagt Kain. Sie versucht in seiner Miene zu lesen, aber sie ist ausdruckslos, unbeweglich. Und nur für den Hauch einer Sekunde flackert es in seinen Augen. Wie Schatten ziehen sich dadurch. Dann färben sie sich wieder glühend rot. Marla schießt ein Bild in den Kopf. Ein letzter Pinselstrich, der einem Bild Farbe verleiht. Sie verscheucht den Gedanken. Es gibt Wichtigeres.

Doch nur wir wissen, dass es kein Bild ist, das Farbe gewinnt. Viel mehr ein Abbild, durch die Schatten selber geboren.

Battlechess

Wie im Zeitraffer sehen wir die Wolken über den Himmel ziehen. Es wird Tag, die Sonne prächtig am blauen Himmel. Die Zeit vergeht. Ein Häschen, das aus dem Wald hoppelt. Es knabbert einen Halm der prächtig grünen Wiese an, hebt kurz seine Nüstern in den Wind und schnuppert. Wild fegen ihre Schnurrhaare durch die Umgebung, die Nasenflügel geweitet und zusammengezogen. Fast befriedigt, macht sich das kleine Kaninchen auf den Weg über die Wiese. Vergnügt spannt es die Hinterläufe wie eine Feder, schnellt in die Höhe und vollführt einen Seitwärtssprung. Es ist alleine und niemand beobachtet es. Es geht weiter über diese breite Fläche in Mitten des Waldes. Einer Oase gleich, doch nicht von Palmen umrandet. Dunkelheit, Dickicht und hohe Bäume zäunen ein. Das Häschen verschwindet darin und nichts mehr erinnert an sein Erscheinen. Die plattgedrückten Grashalme erheben sich wieder. Nur der Himmel war Zeuge und er wird schweigen. Der brennende Planet am Himmel. Glühende Lava, Explosionen der Hitze, zur Kugel geformt, in weiter Ferne und doch so nah, folgt seinem vorgeschriebenen Pfad. Er verschwindet aus unserem Blickfeld, die Nacht bricht herein. Ihr eigener Planet der Reflektion, kalt und grau, fast silbrig, steht nun am dunklen Himmel.

Aber noch etwas gebiert die Nacht aus dem finstersten Schwarz. Nicht von dieser Welt. Ohne Heimat, ohne Ursprung, so scheint es. Die Schatten selbst erwachen zum Leben. Weich und sanft streichen sie schneller als der Wind über die Baumwipfel und ... verharren. Still, regungslos im dichten Blätterdach, warten sie. Blaue Augen, unscheinbar leuchtend, wie die Fenster zur tiefsten Nacht. Kreaturen, mit schwarzer Haut bedeckt. Ein Haupt ohne die Spuren von verräterischen Haaren, keine Ohren und doch, ein Mund. Für eine Sekunde wird uns ein Blick unter die schwarzen Lippen gegönnt. Reißzähne, scharf geschliffen wie Dolche. Dann nur noch Stille. Kein Atem, kein einziger Muskel, der nicht gespannt ist. Klängen, Schwerter und Messer an den Körper gepresst. Diese Kreaturen warten. Wie die Schatten, nicht aufzuspüren und dennoch immer da.

Ruhig, zu ruhig scheint es. Die Stille eines Grabes, die sich erhebt.

Aber wo sind die Leichen? Die ruhenden Geister, in Ewigkeit verdammt? Wie als Antwort erbebt die Erde. Weit entfernt walzt eine Schlachtformation durch den Wald. Hufen, die sich in das Erdreich graben. Das Schnaufen der vor Kraft strotzenden Tiere. Edel und anmutig. Entfremdet ihrer Natur, tragen sie Eisen auf der Stirn. Ihre Reiter? Ein Horn, das in die Weite herausschallt. Das Banner eines leichtsinnigen Kaisers in die Höhe gestreckt. Das Schwert in der Scheide, das Schild zur Linken. Eine harte Miene unter dem Helm, zusammen gekniffene Lippen. Sie sind entschlossen den Willen ihrer Führung zu verbreiten. Am liebsten mit Gewalt. Denn dafür sind sie seit dem Knabenalter ausgebildet worden. Sie durchreiten die magische Grenze an Bäumen und halten auf der Wiese. Die Schatten im Blätterdach schweigen. Denn dafür sind sie nicht da. Sie warten auf einen ebenbürtigen Gegner.

Die Reiter, 300 an der Zahl, durchreiten den Platz. Sie suchen auf der offenen Fläche und finden doch nichts. Ein erster erhebt das Wort: „Es ist keiner hier.“ Ein Zweiter antwortet: „Sie kommen. Die Vögel haben es gezeigt.“ Ein anderer Glaube, dem sie gefolgt sind. Doch ist es Schicksal oder Leichtsinn? Ihre Götter werden es ihnen zeigen, als Lohn für die Ergebenheit.

Nur für den Hauch einer Winzigkeit verdunkelt sich ein Fleck am Waldrand. Verdichtet sich, färbt sich schwarz und gebiert ein Wesen. Rotflammende Augen, eine marmorfarbene Haut ohne den geringsten Makel, weiße lange Haare mit einer goldenen Brosche zusammengehalten. Eine schwarze Rüstung mit Stacheln auf den Schultern und ein prächtiges Schwert in der Scheide. Wir kennen das Wesen, sind ein Stück des Weges mit ihm gegangen. Die Reiter nicht. Sie sprengen in Pfeilformation zum Vampir und begrüßen ihn mit gezogenen Schwertern. Aber Kain reagiert nicht, wie sie es erwartet hätten. Vielleicht auch ein geheimer Wunsch, der nicht erfüllt wurde?

Kain schreckt nicht zurück, kein Schritt zur Flucht. Kein Wanken im festen Stand angesichts dieser Übermacht. „Ihr solltet verschwinden.“ Die Männer hören die Worte des Vampirs und reagieren dennoch nicht. Sie lassen die Schwerter in die Scheiden gleiten. Keine Gefahr, wie sie denken. „Wenn ihr leben wollt,

dann erst Recht. Geht zu eurem sterbenden König. Schmaust am Hofe, solange ihr es noch könnt. Doch hier findet ihr nur den Tod.“ Wieder Kains Worte und diesmal antworten die Männer mit Gelächter. Uns erscheint es wie Dummheit, den Männern nur als offensichtlicher Witz. Wir warten und wissen, dass etwas passieren wird. Die Männer stehen zur Schlachtbank bereit und lachen dem Tode zu.

Und wirklich. Kain handelt. Doch sieht man es nicht. Vielmehr verschwindet er und seiner statt, sehen wir schwarzen Nebel, der in das Erdreich sinkt. Die Männer, noch immer ahnungslos, blicken sich nur verwundert um. Dann, die Zeit gefriert und wir sehen seine Abbilder. Wie schon zuvor, die Krieger, die doch nur einer sind. Vermehrt im Pakt der Schatten zu 300. Ein jeder der menschlichen Krieger bekommt ein eigenes Abbild der Kreatur. Die so vermehrten Vampire greifen, packen und berühren. Aber nicht ihre Schwerter. Sie greifen in das Innerste der Menschen und berühren den magischen Kern. Ein Begriff? Die Seele würden wir es taufen. Wie das Splintern des Kristalls, der der Hitze ausgesetzt wird, verflüchtigt sich die gefrorene Gegenwart und wird zur Zukunft. Kain steht wieder als Einziger am Waldrand.

Die 300 Krieger?

Sie wussten es nicht. Ahnten nicht, dass sie mit dem Teufel selber kämpfen wollten. Er verschonte ihre Seele, wie sie erkennen und im begrenzten Verstand begreifen. Keiner lacht, keiner zieht sein Schwert. Augen, in Panik geweitet. Eiseskälte in den Eingeweiden, bleibt ihnen nur eine Wahl. Keine Formation, die in die Wälder sprengt. Keine Krieger im Angriff des Übels. Männer in Todesangst, die nur fliehen können. Schneller und ohne den Gedanken an Ehre, sprengen sie davon. Sie durften leben und dieses wollen sie sich erhalten. Kein Gedanke warum. Sie fliehen davon. Mehr nicht.

Wir folgen ihnen mit dem Blick. Über Flüsse, Stein und ausgetrampelte Pfade geht es. Selbst auf Entfernung, die Sicherheit geben sollte, zügeln sie ihr Tempo nicht.

Die wilde Abnormität der Natur erhebt sich. Reißzähne, glühende Augen und Nüstern, die die Spur der Opfer schon

aufgenommen haben. Scharfe Klauen, muskulöse Körper und ein nicht zu stillender Hunger. Wölfe, übergroß in der Statur, springen zwischen den Bäumen hindurch und reißen die Fliehenden von den Pferden. In Blut ertränkte Schreie, in Todesangst verzerrte Glieder. Sie alle fallen. Mensch und Tier. Zu plötzlich kam der Angriff. Werwölfe, unter der Führung einer unscheinbaren Frau, die sie zur blanken Vernichtung antreibt. Wir wenden uns ab. Zu schrecklich, zu endgültig dieses Massaker, das kein Mensch überleben wird. Schwarze lange Haare, die wild ihr Haupt umwehen, als sie dieses kleine Heer umrundet. Sie stolziert, die grauen Augen blitzen vor Freude. Sie genießt diese Endgültigkeit, die Übermacht, die ihr dient. Nicht weit entfernt eine junge Frau, die sich zwanghaft ablenkt. Flammen tanzen über ihre Finger. Krampfhaft konzentriert sie den Blick aus den braunen Augen auf das magische Schauspiel. Auch sie verbreitet nur zu gerne Leid und Elend. Aber nur, wenn es sein muss und der Gegner sich wehrt. Sie scheint ein Kind und doch sehen wir in ihr eine Haltung und ein Verständnis, das erst mit den Jahren kommt. Sie wagt es nicht, Lilith zu widersprechen. Nur zu genau weiß sie, dass sie ebenso leichtfertig geopfert würde, sollte sie nicht mehr gebraucht werden.

Kain, nicht weit entfernt, immer noch am Waldrand, weiß davon nichts. Er hat die Menschen vertrieben, ihr Leben gerettet, wie er denkt. Hinter ihm, noch zwischen den Bäumen, tut sich etwas. Gestalten, noch von Schwarz durchzogen, entspringen dem Nichts, wie es scheint. Ein loderndes Feuer in den übernatürlichen Augen, weiße Haut, in der Nacht selber glänzend. Seine Krieger, untot und so viel mächtiger. Kain dreht sich nicht um. Die Krieger gehen an ihm vorbei, nehmen Stellung und bilden die Schlachtformation. Ohne Regung warten sie. Aber nicht sehr lange.

Denn bald wieder Hufen und schweres Stampfen, das durch den Wald fegt. Eine Frau an der Spitze. Schwarze Augen, goldene Haare und entschlossen, den Feind zu stellen. Sie verharret am Waldrand und, wie nach einem stummen Befehl, greifen ihre Krieger an. Sie springen von den Pferden und überwinden die kurze Entfernung. Schwerter, die aufeinander prallen und

Funken, die in die Nacht springen. Ein Zischen, manchmal ein Gurgeln, das die Wesen des Kampfes hinfert schicken. Kein Blut, keine Asche und kein glühendes Auflodern, das dieses Kräftenessen unterbricht. Die Kämpfer, unterschiedlich der Parteien, sind sich ebenbürtig. Es wird dauern, vielleicht in Ewigkeit, bis ein Heer aufgibt.

Kain und Synthia wissen das. Keiner von ihnen ist verwundert. Sie müssen um die Entscheidung kämpfen. Und sie sind bereit dazu.

Der Wind, urplötzlich nimmt er zu. Er treibt zusammen, wie die Schafe einer Herde. Dicht zusammen gepresst, bilden die Wolken am Himmel eine Decke. Die Nacht, so dunkel, wird noch schwärzer. Es grollt, noch weiter entfernt, wie das Knurren eines tollwütigen Hundes. Dann, ein Strahl aus gleißendem Licht, der in die Erde fegt. Die Wolken antworten und schütten ihre Last über die Erde. Plätschernd, unnachgiebig, sucht sich das Wasser den Weg zur Erde. Nur kurz und alles ist überzogen von einem glänzenden Film.

Synthia springt vom Pferd. Quietschend gibt das Gras nach, als sie federleicht landet. Die Kapuze gleitet nach hinten und uns blickt die Maske eines Dämons an. Bezaubernd und erschreckend zugleich. Sie zieht ihre zwei Klingen unter dem Umhang hervor. Der andere Dämon, im Auftreten ebenbürtig, überquert die Wiese, zieht auch sein Schwert und verharret nur ein paar Meter vor ihr.

Zwei, die kämpfen werden. Zwei, die überleben wollen. Zwei, mit der Macht ihrer Quelle. Aber nur einer, der siegen kann.

In Mitten des Feldes tobt der Kampf. Krieger fallen, verletzt durch die tödlichen Hiebe. Sie sterben zu beiden Seiten und erheben sich wieder. Die Vampire immer wieder neugeboren aus den Schatten. Das unsterbliche Heer zurückgeholt durch den Fluch einer Hexe. Beide Seiten haben ihren Pakt. Ob sie kämpfen oder nicht. Keiner wird endgültig sterben.

Es sind unzählige Wasserperlen, die ihren Weg auf die Erde finden. Aber nur einer, der in voller Größe in unser Blickfeld gerät. Er fällt in Wahrheit viel zu schnell, als dass wir ihn beobachten könnten und doch wird es uns ermöglicht. Er

berührt Metall, wird zur Hälfte hinweg geschleudert. Mikroskopisch kleine Spritzer, die in alle Richtungen fliegen. Dann, sie stehen in der Luft. Eingefroren, angehalten und vereist. Aber es wurde nicht ihre Temperatur geändert, eher ihr Bestand in der Zeit. Die Zeiger jeder Uhr stehen still. Wie ein Vakuum legt es sich über diese Welt. Die Umgebung ausgeschlossen. Jede Menschlichkeit und deren Frucht in Starre. Aber in mitten dieses Feldes, weit und breit ist nichts davon zu finden.

Schwerter prasseln aufeinander. Hiebe, die selbst die Tropfen in der Luft zu zerteilen scheinen. Nur zwei Größen bewegen sich in verlangsamer Zeit noch immer fast zu schnell für jedes natürliche Auge, geknechtet an eine Lebenszeit.

Ein Hieb zum Haupt. Der Gegner sinkt zu Boden, wehrt ab und schlägt selber zu. Schwerter gekreuzt zum Himmel erhoben im unerbittlichem Duell. Kain schlägt von der Seite zu, Synthia, nur eine Drehung, und der Versuch von hinten die Schwäche des Gegners zu finden. Ihr Angriff schlägt fehl, denn Kain ist jetzt hinter ihr. Ein Hieb von oben, im Sprung und Synthia wehrt mit einem Schwert ab, das Andere auf dem Weg zur Kehle. Kain springt erneut, wie in der Luft liegend, vollführt er eine Drehung und landet elegant. Und doch zieht auch er Spuren, diesmal noch in der Hocke zu ihren Füßen. Sie sieht es kommen. In dem nur winzigen Augenblick, wo sie das Schwert treffen soll, erhebt auch sie sich in die Luft. Sie steht auf seinem Schwert, verharret nicht, tritt zu und im gleichen Moment, in dem sie die Balance verliert, zieht ihr Schwert zu seinem Kopf und trifft.

Kains Augen, noch lodernd vor Glut, wirken überrascht. Blut quillt aus seinem Hals. Zu schnell, als das es heilen könnte. Das Schwert entgleitet seinen Fingern und er sinkt zu Boden.

Synthia beobachtet lauernd und abwartend. Ihr Atem drückt und hebt die Brust unter dem Umhang. Sollte das ein Ende gewesen sein? Sie wartet darauf, dass er sich auflöst, verbrennt und für immer von der Erde verschwindet. Er liegt am Boden, regungslos. Aber Synthia traut dem nicht. Sie geht auf ihn zu, umkreist ihn sehr vorsichtig. Sie senkt erneut blitzschnell die Schwerter, um ihm den Kopf ganz abzutrennen. Wir warten darauf, dass er sich erhebt. Denn schon berührt die Schneide sein

Haupt und landet in der Erde. Durch ihn hindurch. Sein Ende. Es kann nicht mehr anders sein. Synthia steckt die Schwerter weg und berührt seine Leiche. Die scheint ein wenig enttäuscht. Das war alles?

Ihr soll es recht sein. Sie hat gewonnen. Jetzt ist sein Heer dran. Sie wendet sich ab, um ihren Kriegern beizustehen.

Hinter ihr, der Körper des mächtigen Dämons, er löst sich auf. Wir haben es nicht anders erwartet. Doch tut er es nicht glühend. Ohne Licht, ohne Geräusch, verliert er seine Form. Aber er ist noch da. Wie schwarzer Nebel in mitten den von Wasser getränkten Halmen. Synthia zögert und fährt herum. Irgendetwas stimmt nicht. Sie kann es spüren. Dann schießt es vom Boden hoch und legt sich um sie. Sie schlägt, zieht die Schwerter, doch hat sie keinen Gegner mit Körper. Sie ist hilflos und spürt den Angriff. Nicht körperlich, viel tiefer geht er. Dieses Nichts, diese schwarze Existenz, umspült sie und sinkt dann in diesen Körper ein. Sie gurgelt, sie versucht zu schreien. Zu tief die Berührung. Zu fremd. Zu kalt. Dann fällt sie zu Boden. Sie kann sich nicht wehren. Nicht gegen so einen Gegner. Eine Stimme in ihrem Kopf. „Ich muss Dich töten und doch brauche ich Dich. Für eine Ewigkeit werden wir eins sein, bevor wir uns wieder trennen.“ Es sind Worte, die sie nicht versteht. In ihr breitet es sich aus. Ein innerer Kampf, der erst keine Spuren nach Außen trägt. Und dann, im Nebel verdichtet, schwarz und undurchdringlich, liegt der Körper am Boden. Wir können erst nichts erkennen. Die schwarze Existenz, fast auch Wesenheit, verschwindet und der Körper erhebt sich wieder. Eine schwarze Rüstung, rot glühende Augen, ein weißer langer Zopf. Es ist Kain, der sich wie aus Synthia selbst gebildet zu haben scheint. Sie ist verschwunden. Nun fallen auch ihre Krieger. Nicht getötet, nicht verwundet. Sie lösen sich einfach auf und sinken wie Staub zu Boden. Kain bückt sich und hebt das magische Schwert vom Boden auf. Wie nebensächlich gleitet es in seine Scheide. Es ist kein ebenbürtiger Gegner mehr hier, mit dem er sich messen kann. Das glaubt er.

Erneut hört man es in den Wäldern ringsum. Trippelnde Füße auf nasser Erde, die sich platschend den Weg suchen. Aber noch mehr, Knurren, ein Grollen, wie es nur die Hunde der Unterwelt

zustande bringen. Kain stockt, legt die Hand bereit auf den Schwertgriff. Was auch immer da kommen mag, es ist tierisch und doch natürlich. Sie springen aus den Wäldern, das geifernde Maul vor Gier geweitet. Sie jaulen, sie rufen zum Himmel und umkreisen das Heer der Vampire. Heißer Atem, der die Luft in Wolken ausstößt. Nüstern, weit geöffnet um jeden Geruch aufzunehmen, den die Beute in der Flucht von sich lässt. Sie hungern und gieren nach Fleisch. Ob Mensch oder Kreatur einer Hölle. Es ist ihnen egal. Ein Hunger treibt sie an, nach Fleisch, nach Blut, aber nicht nach Sättigung. Sie wollen zerstören, zerfleischen und im Blute baden. Sie umkreisen die Vampire nur, greifen nicht an. Das untote Heer, belagert und umzingelt, wankt nicht. Sie halten die Formation. Wie auch zuvor, werden sie kämpfen. Denn dafür leben sie, nur dafür wurden sie neu erschaffen. Angst? Von den tiefsten Schatten gezeichnet, besitzen sie solch menschliche Regungen nicht mehr.

Jetzt kommt auch eine Frau zwischen den Bäumen hervor. In Begleitung eines viel zu jungen Menschen für so einen Ort. Lilith, wie Kain erkennt. Sie läuft, in fast panischem Entsetzen. Eile, die sie antreibt und die Worte, von beschleunigtem Atem blockiert, hinaus wirft: „Im Kreis ... Deine Krieger, im Kreis.“ Sie kommt näher, bleibt stehen und kämpft um Ruhe. Es dauert einige Minuten, dann ist die Hetze aus den Fasern ihres Körpers verschwunden. Sie spricht erneut, diesmal besser gewählt: „Kain. Deine Krieger müssen sich im Kreis aufstellen. Die greifen gleich an. Von allen Seiten.“ Kain versteht nicht und gibt dennoch den Befehl. Die junge Frau, die mit Lilith kam, spricht Formeln, hebt die Hände zum Himmel, ihre Augen färben sich weiß und sie beschwört. Kain ist verwundert. Er packt Lilith am Arm: „Was geht hier vor?“ Lilith sucht mit ihren Blicken die Umgebung ab. Fragt: „Du hast sie besiegt?“ „Hast Du daran gezweifelt?“ Antwortet Kain und kann nicht umhin zu bemerken, dass sie nicht geantwortet hat. „Wie? Ich hatte so Einiges vorbereitet, damit Du es wirklich schaffen kannst. ... Du aber hast sie alleine besiegt? ... Das ist unmöglich?“ Stammelt Lilith aus der Fassung gebracht. „Du solltest mehr Vertrauen in meine Fähigkeiten haben. Hast Du vergessen wer ich bin?“ Antwortet Kain. Lilith

schweigt, sucht die Umgebung weiter ab, als versuche sie ein Geheimnis zu entdecken, das dort Spuren hinterlassen haben könnte. Dann wendet sie sich an die junge Hexe: „Bereit?“ Aber diese antwortet nicht. Im Raum zwischen ihren Armen springt es hervor. Eine Masse ohne Existenz. Gleißendes Licht, hell und klar, das sich wie von selber fortbewegt. Die junge Hexe breitet die Arme aus, das Licht weitet sich und bildet eine Oberfläche in der Luft selber. Wie ein Film zieht es sich hinüber. Ein Blick hindurch, zeigt uns Berge und Landschaften mit Schnee bedeckt. Ein anderer Ort, getrennt aber verbunden durch diese Magie. Die Hexe spricht: „Ein paar Augenblicke nur, dann schließt es sich wieder. Wir sollten gehen.“ Und sie gleitet hinein, kommt aber auf der anderen Seite nicht hinaus, sonder hat die Reise in eine andere Welt angetreten. Lilith will ihr folgen, zieht Kain mit, doch dieser bleibt stehen. Er dreht sich weg von ihr, hört ein sirrendes Geräusch und blickt zum Waldrand. Noch kann er es nur schwach erkennen. Es ist schnell und treffsicher sucht es sich seinen Weg. Eine goldene Spitze, scharf geschliffen, Diamanten am Knauf und in Gold gefasstes Holz als Griff. Ein Speer, der pfeilgerade über die Wipfel der Bäume schnellte und in das Erdreich vor den Vampiren und Wölfen fährt. Kain zieht sein Schwert. Er weiß, dass da noch ein Gegner kommt. Er wird nicht fliehen. Er wird kämpfen. Lilith verkrampft ihren Griff an seinem Arm noch mehr. „Nein. Das darfst Du nicht. Du wirst sterben. Glaub mir. Selbst Du kannst das nicht überleben. Keiner kann das. ... Ich brauche Dich. Kämpfen kannst Du später noch. Bitte.“ Lilith spricht bettelnd, Tränen in den Augen, denen niemand widerstehen kann. Auch Kain nicht. Und so folgt er ihr durch das magische Portal. Hinter ihnen schließt es sich, als wäre es nie da gewesen. Wir können uns denken, dass es eine Rettung für sie war.

Aber wovor?

Der Speer, so machtvoll funkelnd in dieser Nacht, steckt tief eingegraben in der Grasnarbe. Die Welt scheint zu reagieren. Der Himmel bricht auf, die Wolken vertrieben von einem Sturm, der aber sofort wieder abflaut. Wir können es spüren. Irgendetwas geschieht.

Aber was?

Dieser Speer ist keine Waffe. Er ist nicht zum Kämpfen gedacht. So machtvoll verziert, so prächtig ausgestattet, erinnert er an eine Opfergabe. Ein Weihewerkzeug, wie es in dieser Welt nicht mehr zu finden sein darf. Er ist alt. Sehr alt. Entspringt einer Zeit, wo Gegenstände, besonders mächtige Gegenstände, noch Namen trugen. Sein Name war Gungnir. Wir wissen es nun. Wissen, dass diese Waffe in der Hand des obersten Gottes war, bevor er diese Welt verließ. Die Wölfe und Vampire können es nicht wissen. Sie wurden gezeichnet, ihre Seelen einem alten Gott versprochen. Ein Opfer, das einen Lohn bedeutet. Aber nicht für sie. ...

Nicht weit entfernt raschelt der Wind durch die Blätter. Es ist wie ein Flüstern, die Stimme einer Natur. Die Leichen der gefallenen Menschen des Königs regungslos am Boden. Aber es herrscht kein Wind. Die Blätter bewegen sich nicht. Es ist ein Flüstern, so leise und in einer anderen Sprache, die wir nicht verstehen können. In einer anderen Stufe der Existenz, unsichtbar für menschliches Augenlicht, findet ein Zwiegespräch statt. Die Seelen der Gefallenen, sie stehen nun. Unsichtbar und doch anwesend. Sie blicken auf eine Erscheinung. Leuchtend, voll des innerlichen Glanzes, der ihr das Auftreten eines Engels ermöglicht. Ein langes Fell, gelockt in goldenem Blond, das ihr wie ein Kleid bis zur Taille herunterhängt. Eine Kriegerin mit mächtigem Schild und goldenem Panzer auf der fast nicht zu bändigenden Brust. Sie spricht im Singsang, beircet die Seelen und macht ihnen ein Angebot.

Nun passiert es auch in der weltlichen Ebene.

Die Körper der Toten erheben sich wieder. Menschen, in einem Glauben gestorben, im Anderem wiedergeboren. Aber menschlich sind sie nicht mehr. Und untot ebenso wenig. Sie erheben sich mit neuen Waffen, Äxten und Schwertern, so breit, wie die Bäume um sie herum. Ihre Körper verändert, voll der strotzenden Muskelkraft. Sie scheinen gewachsen und der menschlichen Rasse entwichen. Ein Bärenfell auf dem Haupt, die Rüstung straff gespannt und die Augen nur leicht im gelben Glanz. Sie zögern nicht, sie denken nicht. Sie haben nur noch einen Impuls dem sie folgen. 300 Wesen, eine Masse in

Bewegung, mit neuer Macht ausgestattet, die sie zu eins werden lässt. Als Menschen wichen sie aus. Nun müssen sie das nicht mehr. Keine Schmerzen, nur eine unbändige Wut, einmal erwacht, nie mehr zu stoppen. Die Bäume auf ihrem Weg, sie fallen. Eine Schneise, die die Zerstörung durch den Wald zieht.

Die Wölfe werden unruhig. Sie fletschen die Zähne, knurren und schaben mit messerscharfen Krallen im Boden. Sie fühlen den Feind. Spüren, wie die Welt selber erzittert und sind bereit. Die Krieger, das Heer an Vampiren, noch immer unbewegt, aber nicht weniger aufmerksam.

Eine breite Wolkendecke, wie ein Tuch zieht über den Himmel. Für nur einen Augenblick verhüllt sie den Mond und nimmt uns die Sicht. Wir danken es ihr.

Schreien, Jaulen, knirschende Knochen und sprudelnde Fontänen, als die Kräfte aufeinander prallen. Die Krieger, dem Tode entrissen, die fallen ein und zerschmettern die Gegner. Solch unbändige Wut, entfesselte ungebremsste Kraft, übertragen durch diese Hinrichtungswerkzeuge, dass selbst die Übernatur nur zurückweichen kann. Die Wölfe beherrscht von Trieben, sind nicht fähig dazu. Die Vampire, ohne Logik oder Verstand, einzig einem fremden Willen unterworfen, wanken noch immer nicht. Sie hätten es besser getan.

Die Wolkendecke ist vorüber und sie sind schon nicht mehr. Glühende Asche, verendende Wölfe, Blut und Glieder überall. Es war ein Massaker ohne Erbarmen. Der Feind geschlagen, die Krieger siegreich. Sie brüllen, ein Jauchzen fast, denn sie sind dem Mahl in der göttlichen Halle würdig. Speise und Trank, Weib und Fleisch für immer. Sie schlagen die Waffen gegen ihre Rüstung, ihre Freude nimmt überhand. Sie sind die Krieger eines Gottes. Aber dass sie nicht die volle Macht besitzen, wissen sie nicht. Dass sie mächtig, aber noch sterblich sind, es würde sie nicht interessieren. Sie sind siegestrunken und das macht sie wieder zu Lämmer auf der Schlachtbank. Sie sehen es nicht kommen. Ihr Engel, die Walküre, ebenso anwesend doch unsichtbar, ruft den Speer zu sich. Es ist getan. Das Heer, die Pest, die ihre Schwestern freiließen, geschwächt. Nicht besiegt, noch lange nicht ausgelöscht. Aber es konnte reichen. Für den

Anfang. Die Walküre löst sich auf und verschwindet. Sie weiß, was nun passieren wird. Ein kleiner Triumph für ihre Gegner. Sie sollen ihn genießen, denn mehr bekommen sie nicht.

Der Himmel, schwarz von der Nacht, erneut verdunkelt. Aber nicht von der Natur, eher ist es ein Handwerk, dessen Ergebnis es nun tut. Sirrend suchen sie sich ihre Ziele. Pfeile, zu Tausenden, hinfort geschleudert, von den Frauen des Waldes. Wir würden sie Elben nennen, sofern wir den Märchen glaubten. Die Krieger in der Mitte, zu spät reagiert, sie fallen, die Reihen lichten sich und sie kehren zum Ursprung zurück. Aber noch ist es nicht vorbei. Ein Drittel hinweggefegt, durch diesen listigen Angriff. Aber der Großteil steht noch. Frauengelächter, hinfort getragen wie das Säuseln des Windes, als die Waldwesen sich auflösen.

Jetzt tauchen sie aus den Baumwipfeln auf. Lautlos sinken sie auf den Boden. Es ist ihre Umgebung, ihr Element, die Nacht. Sie werden gänzlich unsichtbar, wie ein Schatten des Todes. Es vergehen Sekunden, dann greifen sie an. Wie ein Hauch ziehen sie über das Feld, nehmen erst bei den Kriegern ihre Form an und schlagen nur einmal mit ihren Schwertern zu. Kein Gemetzel, keine Hinrichtung. Die Krieger sind tot und die Schattenwesen siegreich. Aber sie triumphieren und feiern nicht. Nur ein Angriff und sie dürfen in ihre Welt. Sie lösen sich auf, gleiten hinweg und verschwinden in den Schatten.

Nur wir wissen, welches Zeugnis diese aufgewühlte Wiese beherbergt. Welche Urgewalt, den Wald hinweggefegt hat. Nur wir haben erlebt, welche Mächte dort aufeinander trafen. Halbherzig, so schien es. Zu schnell vorbei. Wie die Ausführung eines simplen Planes. Ein Schachspiel, ohne den König aus dem Spiel genommen zu haben. Aber wer sind die Bauern, wer ist die Dame, wer der König?

Und viel wichtiger, wer spielt hier?

Spinn 6

Standing in Times

*Ein Strom, der nie versiegt.
Eine Größe, so messbar.
Eine Kraft, die zerstört,
aber ebenso auch wachsen lässt.*

*Ohne sie, geht es nicht.
denn sie erst gibt,
Zukunft und Vergangenheit.
Gegenwart ohne Bestand.*

*Denn können wir nicht anhalten,
wie können wir im Jetzt leben,
ohne bereits das Werdende zu sein?*

Schwarz glänzend und majestätisch schimmernd, gleitet sie durch Raum und auch die Zeit. Denn hier haben die Zeiger einer Uhr keine Bedeutung. Welten werden aufgehoben. Durchkreuzt im Strudel von schwarzen Löchern. Nichtexistenz in dieser Wirklichkeit. Wurmlöcher, die es verschlucken und wieder ausspucken. Nichts kann ihr etwas anhaben. Sonnen, Planeten, vergehende und erwachende Sterne. Sie alle umschwirren im Auge eines Zeiträfers diesen Gegenstand.

Es ist ein Ding wie aus einer anderen Welt. Ein Rechteck, zur Länge geformt, mit breiten Verzierungen, in Metall gefasst. In diesem Raum, ohne die geringste Beschränkung, gleitet sie hindurch. So scheint es, ohne Ziel. Ein magisches Schild, das diesen, ja, man mag es Stein nennen, beschützt. Denn viel mehr ist etwas im Innern. Nicht bedrohlich, nicht gefährlich und doch todbringend. Ein Wesen, eine Kreatur, die ruht.

Dieses Behältnis, gelenkt, wie von Geisterhand, umrundet einen kalten Planeten. Grau und ohne Leben, voll des toten Steines. Und dennoch reflektiert es das Licht eines brennenden Giganten. Die Truhe gleitet tiefer. Taucht ein in die Atmosphäre der Welt, die sich inmitten der zwei Gegensätze befindet. Sie glüht, sie brennt, bei ihrem Sturz hinab und nimmt doch keinen Schaden. Immer schneller, immer steiler. Dann ein Aufprall, der sie tief in das Erdreich treibt. Die Zeit, in Erwartung gebremst, der Atem vor Aufregung gestockt.

Aber...

Nichts. Das Behältnis öffnet sich nicht. Das Innere, die Kreatur, ruht. ... Noch.

Wenn es soweit ist, wird sie erwachen. Am Ziel ihrer Reise oder nur dem Willen eines Zufalls unterworfen? Das wissen selbst die Götter dieser Welt nicht. Und die Technologie des neuen Zeitalters kann es ebenso wenig beantworten.

Aber wenn wir keine Antwort bekommen, kennen wir denn die Fragen?

Azralot

Ich habe Dich erneut besucht. Wie sehr hast Du Dich schon daran gewöhnt. Es überrascht Dich nicht mehr, mich zu sehen. Du blickst noch nicht mal mehr auf, wenn ich hier den Schatten entspringe.

Aber diesmal will ich es.

Ich lege Dir den Zettel auf den Schreibtisch. Du erkennst, dass es meine Worte sind. „Ich gucke es mir nachher an und füge es dann ein.“ Sagst Du.

Aber an meinem Blick siehst Du, dass ich will, dass Du es sofort liest. Und Du tust es.

Deine Gedanken überschlagen sich dabei. Du ziehst Rückschlüsse, Verknüpfungen zu dem, was Du bisher weißt.

Und dann ... hast Du eine Ahnung. Ein Gedanke, der greifbar zu sein scheint und doch brauchst Du Bestätigung. Du siehst auf. Verwundert, fragend und turbulente Gedanken im Hinterkopf.

Ich werde es Dir erklären müssen. Aber vorher habe ich eine Frage an Dich. Ich stelle sie Dir nicht, lieber Nismion. Ich schreibe Sie Dir auf und Du kannst sie Dir selber beantworten.

Warum Du? Warum bin ich bei Dir gelandet?

Ich erkenne die Ironie des Wortspiels und ich weiß, dass Du es ebenso wirst. Ja, ich bin nicht von dieser Welt. Und auch meine Geschichte ist es nicht.

Aber sie ist wahr. Im Kern.

Ich bin Jahrtausende durch das All gereist. Habe geruht und auch alles aufgenommen, dass ich auf meinem Weg nur berührte. Es gibt diese Welt, die Du mit Worten betreten hast wirklich. Es gibt eine Lilith. Es gibt einen Kain. Einen Mark, eine Lucy, einen Merlin. Und ich habe eine Schwester. Aber einen Azralot gibt es nicht.

Und doch unterscheidet sie die Zeit. Wenn Du verstehst, wie lange ich gereist bin, wirst Du erkennen, wie alt die Geschichte ist. Und dass ihr Ende, obgleich der verstrichenen Zeit, nicht absehbar ist. Sie hält noch an. Und jetzt endlich, bist auch Du ein Teil davon.

Ich habe etwas Anderes gesucht. Aber gefunden habe ich Dich. Du verstehst die Bedeutung dieser Aussage noch nicht.

Aber Merlin schickte Samuels Sohn in eine Welt ohne Magie. In eine Zukunft, die noch nicht lebte.

Ja, Du bist ein Nachfahre von ihm. Und ja, ich brauche Deine Hilfe.

Aber erst musst Du erfahren, wie die Geschichte dort stoppte, um jetzt

weitergeführt zu werden.

Wenn Du bereit bist, nehme ich Dich mit. Direkt durch die Schatten in meine Welt. Denn jetzt, nachdem ich Deine Welt betreten habe, kann ich hin und her wechseln.

Hab keine Angst. Dein Leben wird sich ändern. Ohne Zweifel. Aber wenn Du ehrlich bist, hat es das doch schon. Es ist Deine Wahl, den Platz einzunehmen, der der Deine ist. Wenn Du so weit bist ... ich warte.

Nismion LeVieth

09. Juni – 17:20 Uhr

Ich habe dieses Buch benutzt, um die Charaktere aufzuschreiben. Für Notizen, Abläufe, die ich für Azralots Geschichte brauchte.

Aber darf ich ihn noch Azralot nennen?

Irgendwie habe ich noch Hemmungen ihn Kain zu nennen. Denn zu viel ist in unserer Welt mit diesem Namen verknüpft. Ich sage unsere Welt, da ich jetzt verstehen musste, dass wir nicht alleine sind. Nicht alleine in unserem Universum. Eigentlich haben wir schon immer damit gerechnet. Und doch ist es wie in einer dieser Science Fiction Geschichten. Der Außerirdische, der zu Besuch kommt. Aber unser Besuch ist ein Vampir.

Ich habe ihn gefragt, wie es denn sein kann, dass wir einen ähnlichen Glauben haben. Mythologie, die gleich zu sein scheint. Er sagte, dass es zwar mehrere Planeten gäbe, aber nur wenige Dimensionen, die daran grenzten. Unser Himmel, die Hölle, seien solche. Und vielleicht gäbe es noch mehr Universen. Aber das wisse auch er nicht.

Also wird unser Glaube, die Quelle der Inspiration, anscheinend durch diese Dimensionen geschürt und vielleicht sogar gestärkt.

Er hat mich gefragt, ob ich mitkomme. Als wenn ich ablehnen könnte. Ich muss diese Welt sehen.

Kain sagte, er müsse mich warnen. Seine Welt sei jetzt anders. Tausende von Jahren, die vergangen sind, seit er sie verlassen hat. Und Lilith habe in ihrer Leichtsinnigkeit etwas freigelassen, das nun das ganze Universum bedrohe. Er brauchte tausende Jahre hierhin. Aber sie würden es in Jahrzehnten schaffen. Als ich ihn fragte, wer sie seien, antwortete er nicht. Kein gutes Zeichen.

Aber sie wären wohl keine Entdeckung für unsere Welt. Eher eine Gefahr. Ich muss es wissen. Ich werde ihm folgen. Heute Nacht soll es so weit sein.

<<>>

09. Juni – 20:32 Uhr

Wir sitzen auf der Bank in einem Park. Ich habe ihn darum gebeten, dass er mir noch kurz Zeit lässt. Es ist dunkel geworden. Vollmond und glitzernde Sterne am Himmel. Gleich werde ich also so einen Stern besuchen. Er meinte, man könne ihn von hier aus nicht sehen. Und im Grunde sei es auch kein Stern. Ich blickte ihn nur an und er verstummte. Soll er mir doch nur für ein paar Minuten diese Illusion lassen.

Ich war noch kurz bei meinem Sohn. Unangekündigt bin ich ihn einfach

besuchen gefahren. Meine Ex hat nicht so schlimm reagiert, wie ich es erwartet habe. Aber ich wollte mich wenigstens verabschieden. Auf der Arbeit habe ich mich krank gemeldet. Fieber, Gliederschmerzen. Ich würde bald ein Attest brauchen. Aber irgendwie, schien mir das nicht wichtig. Ich werde gleich in die Weiten des Alls aufbrechen. Auf einen anderen Planeten gehen.

Wie sich das anhört. Ich glaube selbst nicht, dass ich das schreibe.

Er kommt zu mir. Lächelt sogar in dieser, sonst unbeweglichen Miene.

„Es ist Zeit,“ sagt er.

<<>>

Ich habe nochmal nachgehakt, was er mit sie meinte und was es bedeuten würde, wenn sie hier auftauchten.

Erst hat er mich nur angeschaut und ich dachte, er würde wieder nicht antworten.

Dann sagte er: „Sie sind etwas, dass Du Dir noch nicht vorstellen kannst. Erst, wenn Du die ganze Geschichte gehört hast. Was sie wollen? Leben auslöschen, die Menschen unterwerfen? Sie haben es bei unserem Planeten geschafft und nun seid ihr dran.“

Erst war ich nur baff. Mir fehlten einfach die Worte um darauf etwas zu sagen. Wann sie hier seien, fragte ich ihn. „Genau genommen treten sie schon in Eure Atmosphäre ein.“

Ich wollte losrennen, wieder hoch zu meinem Sohn, um ihn von hier weg zu bringen. Doch er ließ es nicht zu. Er sagte, dass ich keine Angst haben sollte. Nicht ohne Grund wollte er jetzt durch die Schatten gehen. Er ließ mich frei, aber ich machte nicht die geringsten Anstalten, noch einmal loszurennen.

Der Himmel färbte sich schwarz. Mit einem Mal verstummte jedes Geräusch und eine Eiseskälte zog durch mein Innerstes.

Kain sprach: „Wir lassen Eure Welt nicht sterben. Keine Sorge. Sie kommt mit in die Schatten. Dort steht die Zeit für sie still. Und dank der Hilfe von so einigen Hexen meiner Welt, sind alle Wesen Deines Planeten im Schlaf gefangen. Keiner merkt etwas und keiner wird wach. Und keinem passiert etwas. Die Wesen aus dem Unbekannten treffen ein und finden doch nichts vor. Aber sie werden nicht aufgeben. Deswegen werden wir kämpfen. Und wir brauchen auch Dich.“

Nach dieser kleinen Rede verstummte er und reichte mir die Hand. Ich sagte nichts, verdaute nur, was er da gerade gesagt hatte. Ein ganzer Planet, wie in

einem Vakuum gefangen, damit ihm nichts passieren konnte?

<<>>

Er sagt, es wäre lächerlich, das Datum und die Uhrzeit aufzuschreiben. Sie würden hier sowieso nicht gelten. Und nähme ich es genau, so stehe die Zeit nach der ich messe still. Ich musste erst einen Moment darüber nachdenken und dann zugeben, dass er Recht hat. Und so lasse ich es nun.

Wir sind jetzt in seiner Welt. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Aber so wie es aussieht, kann ich froh sein, dass es überhaupt Sauerstoff gibt.

Es ist immer dunkel. Anstatt Sonne und Mond, gibt es hier nur noch zwei Monde. Und es ist so kalt hier. Der Planet selber scheint gestorben zu sein und ich wundere mich, dass hier überhaupt noch was leben kann.

Keine Pflanzen, kein Grün, noch nicht mal gesunde Erde. Die ganze Oberfläche ist von einer Kruste aus schwarzem Stein überzogen. Gebäude? Nur Reste, die an eine riesige Zerstörung erinnern, die schon ewig zurückliegen muss. Er bedeutet mir, dass wir los müssen und so ende ich.

<<>>

Ich bereue schon meine Entscheidung, dass ich mitgekommen bin. Aber hatte ich wirklich eine Wahl?

Wir sind Kreaturen ausgewichen, die ich im Dunkel nicht mal sehen konnte. Flügel, Krallen und scharfe Zähne. Ich fühle mich ja schon sicher bei ihm. Aber was, wenn er einfach verschwindet? Ich will gar nicht erst daran denken.

Ich will endlich Antworten. Wissen, was hier passiert ist. Er sagte nur, das erwarte auch unsere Welt, wenn sie es nicht verhindern würden. Wir ständen nur vor dem Punkt, alle Parteien zu vereinen, damit es geschehen könnte. „Welche Parteien“, fragte ich ihn. „Du hast es doch geschrieben. Also solltest Du es vermuten können. Reim dir den Rest zusammen.“ War seine Antwort.

Sehr hilfreich.

Lilith? Walküren? Berserker?

Im Moment kann ich es nicht zusammenfügen. Das beunruhigt mich schon.

<<>>

Ich darf nur noch diese Zeilen schreiben. Dann nimmt er mir das Buch weg. Er meint, ich dürfte nicht abgelenkt sein. Wir müssten direkt am Portal vorbei. Und das sei für mich gefährlich. Ein Fehler, eine Unachtsamkeit und ich wäre tot. Ich glaube ihm und fühle mich mittlerweile so verloren.

Ich habe aufgehört Fragen zu stellen. Er beantwortet sie mir sowieso nicht.

Er verschiebt es auf später, falls ich es überleben sollte.

Nette Aussichten.

Worauf habe ich mich da nur eingelassen? Ich hoffe, es ist es wert. Und vor allem hoffe ich, dass es wirklich Hoffnung für die Erde gibt. Wenn nicht?

Wozu dann das Ganze?

Ich muss positiv denken, sonst ist doch schon alles verloren. Aber ist es überhaupt von Bedeutung, was ich denke?

